

Martin Luther

Max Lenz

date.





Edmund Benz

s./l. Ernst v. Meyenburg
in treuer Freundschaft Ostern 1895.

Martin Luther.

Festschrift der Stadt Berlin
zum 10. November 1883.

Von

Dr. Max Lenz,

Professor der Geschichte an der Universität Marburg.

> Summa esto: charitas nostra pro vobis mori parata est, fides vero si tangitur, tangitur pupilla oculi nostri.

Zweite Auflage.

Berlin 1883.

R. Gaertners Verlagsbuchhandlung

Hermann Heyfelder.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Deutsche Zustände und Anschauungen in Luthers Jugendzeit.

Das Zeitalter, welches sich von der Geburt Martin Luthers bis zum Beginn seines Kampfes gegen Rom erstreckt, eins der bewegtesten und fruchtbarsten der deutschen Geschichte, schließt in sich das letzte Jahrzehnt Kaiser Friedrichs III. und fast die ganze Regierung seines Sohnes Maximilians I.

Zwei Namen von sehr verschiedenem Klang in der Überlieferung. Im Gedächtnis der Nachwelt haftet Friedrich III. mit den Zügen seines Alters: wie er zu Nürnberg im Burggraben den Bürgerkindern Lebkuchen austeilen läßt, oder daheim mit seinen alchymistischen Gelehrten die Metalle mischt, um den Stein der Weisen zu finden, oder mit Traumdeutern und Astrologen das Glück und die Größe seines Hauses in den Nebeln der Zukunft zu entdecken wähnt. Und doch stand dieser Fürst an der Schwelle des Mannesalters, als er zur Krone Karls des Großen erwählt wurde. Aber er war, so lange er dem Reiche vorstand, eigentlich niemals jung gewesen. In allen Jahren zeigte er die Fehler, die man sonst wohl dem Alter zur Last legt: eine Sparsamkeit, die nur der Lust am Scharren und Besitzen, ein Ruhebedürfnis, das nur der stumpfen Thatenscheu entsprang. Niemand hätte ihm nachsagen können, daß er Ausschweifungen gefrönt hätte; er war zufrieden, wenn er schönes Obst auf seiner Tafel sah. Sorgfältig ging er den Aufregungen und Anstrengungen der Jagd aus dem Wege; dafür stellte er den Vögeln in seinem Garten nach und ergetzte sich an dem Wachstum seiner Birnen und Weintrauben. Noch niemals hatte auf dem deutschen Thron ein so friedliebender Herrscher gesessen, und außer Heinrich IV. hatte keiner so tiefe Demütigungen erdulden müssen. Aber nicht in tragischen, Reich und Kirche durchschütternden Kämpfen trank Friedrich den Kelch

des Leibes: in den elendesten Fehden gegen eifersüchtige Verwandte und Nachbarn, trotzige Städte und Barone ging ihm das Leben hin. Fünfundzwanzig Jahre ließ er sich nicht im Reiche blicken. Wie hätte Dem des Reiches Ehre am Herzen liegen sollen, der der eigenen stets vergaß! Nachdem seine Erblande verwüstet, seine Hauptstadt in die Hände der Ungarn gefallen, kam er hülfeflehend herbei und lebte von den Almosen der deutschen Stände — ein Spott auf die großen Herrscher, deren Name und Krone auf ihn gekommen war. Dennoch schwebte seiner trägen Natur ein Lebensziel vor, an dem er in aller seiner traumhaften Unbestimmtheit wie an dem Stern des Heiles unverrückt festhielt, das war die auf die kaiserliche Krone gegründete Weltmacht seines Hauses. In den Rätselchiffern, mit denen er sein Spiel trieb: A E I O V, glaubte er sie vorbedeutet: Austriae est imperare orbi universo. Er selbst that nichts, diese Größe heraufzuführen, aber er hatte den Glauben daran und verstand das Warten. Er ließ sich drücken und demütigen, gab aber niemals seine Ansprüche auf. „Das Amt der Rache“, war seine Rede, „verwalte die Zeit“. Und die Zeit gab ihm recht. Dreiundfünfzig Jahre hat Friedrich III. die höchste weltliche Würde der Christenheit getragen. Und als er das Ende seiner Tage erreicht hatte, sah er die ungarischen und deutschen Feinde besiegt und verdrängt, seinen Sohn im Besitz der römischen Krone, als Herrn des burgundischen Reiches, das Deutschland überschattete, und die Träume der Weltherrschaft von der Wirklichkeit nicht mehr so weit entfernt.

Welch ein anderer Mann war dann sein Nachfolger, unter dem Martin Luther zum Jüngling und Mann erstarkt ist und den Weckruf an das Gewissen der Christenheit erhoben hat! Sohn einer portugiesischen Mutter, bietet Maximilian I. doch Züge dar, die dem Herzen des deutschen Volkes zu allen Zeiten teuer gewesen sind. Auch sein Leben war erfüllt von Kriegen und Fehden, großen Absichten und kleinen Erfolgen, eine Kette von Demütigungen und Niederlagen. Aber niemals vermied er die Gefahr; sie aufzusuchen, die persönliche Kraft einzusetzen, sei es auf der Jagd oder im Turnier oder im Getümmel des Gefechtes, war sein Element. Auf keinem unserer alten Kaiser ruht die nationale Erinnerung inniger als auf diesem „letzten Ritter“. Mit dem ganzen Zauber der Sage und Poesie ist die sonnige Brautfahrt des jugendschönen Helden verklärt, da er mit dem närrischen Freunde Kunz von der Rosen abenteuernd durch die deutschen Lande zog, das reiche Erbe

und die Hand der lieblichen Maria von Burgund zu gewinnen. Um die Klüfte und Felswände Tirols schwebt noch heute das Bild des kaiserlichen Jägers, wie die Sagengestalt Wilhelm Tells um die Firnen und Gletscher der Vierwaldstätter Alpen. Jedoch schon die Zeitgenossen haben die reichsten Kränze des Ruhms auf das lockige Haupt ihres Kaisers gedrückt. Der größte deutsche Maler jener und aller Zeiten, Albrecht Dürer hat Maxens Züge mit der Tiefe und Treue seiner Kunst verewigt. Die Poeten, denen er mit dem Lorbeer lohnte, antworteten ihm in den vollsten Tönen ihrer enthusiastischen Leier. In ihm selbst glühte der mutige und unermüdliche Wissensdurst und der erfinderische Geist des Zeitalters. Mit Leichtigkeit handhabte er acht Sprachen; in der Geschichte und Mathematik wurden ihm hervorragende Kenntnisse nachgerühmt; er trat mit seinen humanistischen Freunden in ihren lateinischen Komödien auf und disputierte mit den Theologen über die religiösen Probleme; die neue Infanterie, die Landsknechte verehrten in ihm ihren Schöpfer, das Geschützwesen wurde durch ihn von Grund aus umgeschaffen. Mögen wir auf die Marktplätze und in die Gildhallen der deutschen Städte oder in die Hörsäle der Universitäten treten, in die Werkstätten der Handwerker und Künstler oder in den eisernen Ring der trotzigen Landsknechte — überall begegnet uns die sehnige, straffe Gestalt des Kaisers, als ein Spiegel deutscher Ehren und deutschen Strebens jener Tage.

Und doch war das Lebenswerk Maximilians ein anderes, als es die Interessen Deutschlands fordern mußten. Auch sein Thun und Lassen bewegte sich in den Bahnen, welche sein Vater in undeutlichen Traumbildern vorgeahnt hatte.

In den Stammlanden überkam er die inneren und äußeren Feindschaften, von denen jener bedrängt gewesen war: seine Kraft und sein Glück verschafften ihm gleich anfangs die Herrschaft in Österreich und alsbald richteten sich seine Gedanken auf den gesamten Umkreis der böhmisch-ungarischen Reiche, von dem Tieflande der Oder und den Karpathenpässen bis zu den Stromschnellen von Orsowa. Nach Italien wiesen ihn die Ziele, welche an die Kaiserkrone geknüpft waren; dort sperrte Venedig die Alpenthäler, dessen Politik auch in Ungarn seine Wünsche durchkreuzte. In Burgund war er der Nachfolger Karls des Kühnen, der in den Westalpen die alten Feinde Habsburgs, die freien Eidgenossen bis in den Tod bekämpft, im Elsaß und am Niederrhein dem römischen Reich an das Herz gegriffen, in den Niederlanden und im Norden

der größten Schöpfung deutscher Bürgerkraft, der Hansa die Lebensadern unterbunden hatte.

Überall dehnte sich die Macht Maximilians in den alten Grenzmarken des deutschen Reiches aus. Aber was hatten diese Bestrebungen mit den Wünschen der deutschen Fürsten und Städte gemeinsam, welche sich auf den Reichstagen zusammen fanden und in ihrem Gesamtverbande mit einem Teil der kaiserlichen Länder das Römische Reich Deutscher Nation darstellten? Ließen sich deren Interessen noch in eine Richtung, und gerade in die, welche der Kaiser wollte, kehren? Konnten sie sich decken mit der Macht, welche sie auf allen Seiten umklammert hielt? Mußte nicht jeder Versuch, sie in sich zu einigen, zu einem gemeinsamen Organ und zur Organisierung ihrer Kraft zu bringen, sie in Widerspruch setzen mit jenen Grenzprovinzen, welche der Zufall des Erbes in einer Hand vereinigt hatte, welche mit den Interessen der deutschen Stände hundertfach verbunden und hundertfach in Widerspruch, die in ihnen gärende Unruhe auf das deutsche Kernland zu übertragen strebten?

Gewiß, einst hatten die Erwählten des deutschen Volkes gewaltet von der Rhone bis zur Aluta und von den Küsten der Nordsee bis an die sicilischen Gewässer. Da war ihre Schirmgewalt über die Kirche, die Herrschaft über die Welt kein bloßer Name gewesen. Weit abseits von dem deutschen Machtkreise hatten die Reiche der pyrenäischen Halbinsel und der englischen Inseln gelegen; tief in den Schatten gedrückt das französische Königtum, welches jetzt als Herr Italiens und Rival um die Kaiserkrone auftrat. Wenn Maximilian auf den Reichstagen die Saumseligkeit der Stände anfeuern wollte, so beschwor er jene große Vergangenheit herauf. Mit tiefinnerer Erregung, mit leidenschaftlicher Aufwallung rief er ihnen die großen Ziele des Kaisertums, die Rechte des Reiches und die Übergriffe der fremden Nationen in das Gedächtnis. Zürnend klagte er, daß er verraten und verlassen, daß er an Händen und Füßen gebunden sei. Aber er müsse und wolle den Krieg in Italien führen: „Eher werde ich mich von dem Eide dispensieren, den ich dort hinter dem Altar zu Frankfurt geschworen habe; denn nicht allein dem Reiche bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Österreich. Ich sage das und muß es sagen, und sollte ich darüber auch die Krone zu meinen Füßen setzen und sie zertreten."

Und nicht ohne Eindruck blieb der Kaiser mit solchen Worten. In weiten Kreisen der Nation fand er das lauteste Echo; die

Fürsten, welche ihm die Hülfe weigerten, waren selbst von den Vorstellungen der früheren Herrlichkeit und des jetzigen Verfalls durchdrungen. Dennoch aber trat Kaiser Max nicht für das dem deutschen Volke eigentümliche Interesse ein, sondern, wie es ihm in jener Zornrede selbst entfuhr, für die Machttendenzen, welche mit seinen burgundischen, österreichischen, böhmischen, ungarischen Besitzungen und Rechtstiteln verwachsen waren. Darüber schwebte ihm die Schattengewalt der Kaiserkrone, welche mit ihren ungemessenen Ansprüchen an alle Welt doch nur aus seinem Hausgute wirklich Nahrung zog. Die alten kirchlichen Traditionen waren mit ihr eng verschwistert, die Größe, ja die Einheit der Nation war erst durch sie geschaffen, die Hochgefühle der Patrioten rankten sich an der Erinnerung ihres früheren Glanzes empor — aber das lebendige Streben der Nation forderte andere Formen und andere Ziele.

Dem Kaiser und seinen Zeitgenossen war der Widerstreit zwischen den Überlieferungen und den Aufgaben der deutschen Politik, wie lebhaft sie ihn auf Schritt und Tritt empfinden mochten, doch noch kaum bewußt geworden. Gerade die geistig freiesten, hochstrebendsten Männer unseres Volkes, die humanistischen Freunde und Verehrer Maximilians tummelten sich am liebsten in den hohen Phantasien eines weltbeherrschenden deutschen Kaisertums. Schrieben und dichteten sie doch in der Sprache Roms und der Cäsaren; die Helden und Götter des römischen Altertums waren ihnen die Gipfel menschlicher Vollkommenheit: wie hätten sie nicht seine politischen Ideale auf ihr Banner schreiben sollen!

In Italien hatten sie die Lehrmeister ihrer Weltauffassung gefunden. Dort war diese stets mit nationaler Begeisterung gepaart gewesen: in den großen Männern der Antike bewunderten Petrarca und seine Jünger die Heroen der vaterländischen Vergangenheit. Die deutschen Humanisten sahen sich mit Beschämung von der Teilnahme an diesem Ruhme ausgeschlossen. Aber darum verleugneten sie nicht das eigene Vaterland. War doch ihr Streben selbst nur die bewußte Form nationalen Erwachens. Deutschland hatte keine heißeren Patrioten als eben sie. Ihr ganzer Stolz bäumte sich auf gegen die Verachtung, welche sie ihre italienischen Lehrer gegen die „gotische Barbarei“ zur Schau tragen sahen. Sie glaubten wohl in den Überlieferungen der deutschen Geschichte Spuren der höchsten und ältesten klassischen Kultur, des Griechentums wiederzufinden. Vor allem aber lasen sie mit unaussprech-

licher Genugthuung in den geliebten Alten selbst von den Großthaten ihrer Vorfahren. Alle Völker der Erde hatten die Römer unterjocht, nur die alten Deutschen hatten sie nicht dämmen können. Wie schlug den deutschen Gelehrten das Herz, wenn sie nun von der Heldenkraft des alten Königs „Ehrenfest“ lasen, der bei Bisanz dem großen Cäsar entgegengetreten war, und von dem „Sachsenherzog Hermann“, der an dem tyrannischen Varus die Unterdrückung der germanischen Freiheit gerächt hatte! Der größte Historiker Roms, Cornelius Tacitus selbst schilderte ihnen mit angstvoller Bewunderung die Tugenden ihrer Altvordern, die unwiderstehliche, todesverachtende Tapferkeit, den gewaltigen Bau ihrer Leiber, die edle Einfalt ihrer Sitten, den keuschen Stolz ihrer Jünglinge und Frauen, die bis in den Tod gewisse Wahrhaftigkeit und Treue; und triumphierend wiesen sie wohl darauf hin, daß [illegible] : und Welschland noch heute eben so entartet sei, wie der alte Römer es geschildert habe.

Und dann erhob sich ihnen aus den Geschichtsdenkmälern, welche sie dem Staube der Klosterbibliotheken entrissen, die glanzumflossene Herrlichkeit des alten Deutschlands: deutsche Kraft hatte einst von dem Südmeer bis an die äußerste Thule gewaltet, deutsche Könige der stolzen Roma das Diadem von der Stirn genommen und Frau Germania aufgedrückt; ein deutscher Herrscher trug noch jetzt die kaiserliche Krone, derselbe, der den Humanisten Hort und Gönner, mit allem geistigen Hochwuchs in der Nation verbrüdert war und unaufhörlich die Verbindung des deutschen Ruhmes mit seiner eigenen Erhöhung verkündigte. In politischen Manifesten und gelehrten Werken, in Elegien und Dithyramben, lateinisch und deutsch schärften die Poeten Kaiser Maximilian seinen Stolz und den Ruhm seiner Aufgabe ein. Sie begrüßten ihn als den Mehrer des Reiches, als den Herrn der Welt, den Rächer der deutschen Ehre an den Franzosen und der „gottlosen Roma“, als den modernen Herakles und Bacchus, der das goldene Zeitalter, einen neuen Geistesfrühling in dem freien, einigen, mächtigen Deutschland heraufführen, den Einklang zwischen Religion und Sitte herstellen, Rom reinigen werde.

Phantasien, wie das Kultur- und Menschheitsideal, das die Humanisten herbeisehnten, selbst. So, wie sie sich das Altertum dachten, hatte es niemals bestanden, und nie hätten sie die lebendige Gegenwart nach jenen Idealen einer untergegangenen Welt umbilden können. Es waren Traumgestalten ihrer enthu-

siastischen Phantasie; nur dort hatten sie Wahrheit, als Widerspiegelungen ihres Geistes in dem Strom der Zeiten, der doch niemals in sich zurückkehren konnte. Mit der Naivetät wahrer Begeisterung glaubten die Humanisten an die Lebensfähigkeit ihrer Gedanken und suchten ihnen Raum in der Welt zu verschaffen; und vermehrten doch nur die dort gärende Unruhe, und weckten auf Schritt und Tritt die schneidenden Kontraste, in denen die Zustände, die sie umgaben, zu ihrer Gedankenwelt standen.

Blicken wir aber in die deutsche Welt, wie sie war, so gewahren wir ein wirres Durcheinander von Interessen und Absichten, Emporstreben und Absterben, eine Fülle des Hoffens, Klagens und Verzweifelns, zitternde Erregung in den Höhen und Tiefen der Gesellschaft.

So lange der deutsche Staat bestand, seitdem die Frankenkönige ihn gegründet, hatten Bürgerkriege seine Entwickelung begleitet. Niemals aber waren diese allgemeiner, erbitterter, resultatloser gewesen als in den letzten hundert Jahren vor Luthers Geburt.

Die verwüstenden Kämpfe, welche die Städte am Ausgange des 14. Jahrhunderts um ihre Selbständigkeit gegen Fürsten und Herren hatten durchfechten müssen, waren sofort durch die Parteiungen der großen Häuser abgelöst worden, welche zur Absetzung König Wenzels und zum Schattenkönigtum Ruprechts führten. Kaum hatte auf dem Konzil zu Konstanz ein kurzer Schimmer erborgten Glanzes die Stellung König Sigmunds umgeben, so folgte das fürchterliche Jahrzehnt der Husitenkriege. Vergebens versuchten Kaiser und Reich, in Strömen von Blut das revolutionäre Feuer zu ersticken. Immer tiefer wurden die Flammen in dem böhmischen Krater aufgewühlt und ergossen sich in verderbenden Ausbrüchen weithin durch die schutzlosen deutschen Lande. Das Ende war die Demütigung des Reiches und der Kirche und die trotzige Selbständigkeit des doch in sich zerrissenen böhmischen Ketzerstaates. In Deutschland aber standen alsbald wieder Städte gegen Fürsten, und Herren gegen Herren in Waffen und trugen in die Hürden und Scheuern ihrer Bauern Mord und Brand, der, wie Albrecht Achilles schrieb, „den Krieg ziert wie das Magnificat die Vesper“.

Und während die Großen ihre verwüstenden Machtkämpfe ausfochten, arbeitete es in den unteren Schichten unablässig gegen das auf sie gelegte Joch. Der kleinere Adel sah sich von den Städten und Fürsten, weltlichen und geistlichen Territorien bedrängt.

Vergebens schlossen sich seine Mitglieder in größeren Verbänden an einander, hielten sie sich an dem Gut ihrer Hörigen oder an den Wagenzügen der Städter in räuberischen Überfällen schadlos — immer dichter wuchsen die ihnen Luft und Boden entziehenden Gewalten um sie zusammen. In den Städten zeigte sich nicht minder lebhaft die Spannung zwischen den Zünften und Geschlechtern: der Gegensatz der Handwerker und Krämer gegen die großen Grundbesitzer und Kaufleute, besonders auch gegen die Juden, der Handarbeiter gegen die Übermacht des Kapitals. Schier zahllos sind die Zunftrevolutionen und Judenverfolgungen, welche die Geschichte der deutschen Städte in dieser Epoche erregen: Erschütterungen meist geringen Umfanges, aber überall gleichartig und tief aufwühlend; der Einsatz des wilden Spiels war fast immer das Blut der Besiegten. Zwischen und unter den Fürsten, Bürgern und Edelleuten aber die breite Masse des Landvolkes, trotzig emporstrebend und murrend gegen den Druck, den die Junker, Stadtherren und Pfaffen wetteifernd auf sie ausübten.

Es war ein gewaltiger Zündstoff weithin durch die deutschen Lande aufgehäuft. Und unaufhörlich flogen neue Funken von den böhmischen Bergen herüber. Denn das Husitentum war ja nicht bloß eine geistig-religiöse Bewegung, anknüpfend an die Lehren, für welche Hus den Scheiterhaufen bestiegen hatte; auch kam in ihm nicht bloß der nationale Haß der Czechen gegen die Deutschen und deutsches Wesen zum Ausbruch; sondern mit diesen religiösen und nationalen Antipathien verbanden sich die socialen Bestrebungen von dem Gegensatz zwischen dem Landadel und den Städten bis zu den Ausschweifungen des wüstesten Kommunismus. Und wie tief immer die Kluft sein mochte, welche die Kriege zwischen den Slaven und Deutschen rissen, so wurde sie doch für weite Kreise durch die Gemeinsamkeit ihrer socialen Lage und Wünsche überbrückt.

Die Gegensätze verschärften sich nur, je allgemeiner und lebhafter sie in dem Bewußtsein des Zeitalters festwuchsen. Mit der Erfindung des Bücherdrucks schoß eine ganze Litteratur auf, in der die Erbitterung der Parteien, das unwillige Aufstreben der Unterdrückten, der schroffe Stolz der Herrschenden, bereits auch die Entwürfe reformatorischer und revolutionärer Geister sich widerspiegelten.

Die Humanisten, die schulmäßig Gebildeten überhaupt kamen selten aus den luftigen Höhen ihrer Weltvorstellung auf diesen Boden der gemeinen Wirklichkeit herab; und geschah es einmal, so zogen sie sich bald wieder in ihre vornehme Abgeschlossenheit zurück

und verwandten die häßlichen Bilder, die sie fanden, meist nur spottend als Folie zu ihrer lateinischen Bildung, die nun eben nichts für die Empfindungen und Bedürfnisse des gemeinen Mannes war. Um so lauter sprachen die Männer, welche mit dem Leben des Volkes täglich in Berührung kamen, bürgerliche Dichter, Pfarrer, Buchführer, Agitatoren allerart. In den Chroniken und Predigten, im Volksliede und Lehrgedicht, im Bühnenspiel, das auf den Kirchhöfen und Marktplätzen die schaulustige Menge lockte und in kunstlosen Drucken weiter verbreitet wurde, in den Kalendern, die mit ihren Weissagungen und Wettersprüchen in jedes Dorf eindrangen, hallen uns die Wünsche und Klagen, die Hoffnungen und Forderungen der Masse entgegen. Auch den höheren Klassen fehlte es nicht an litterarischen Vorkämpfern, die mit oft ungezügeltem Standeshaß über die Gegner herfielen. Unter den Junkern und ihren reisigen Knechten lief die gereimte „Edelmannslehre" herum, die sie mahnte, den Bauern im Walde abzufangen, ihm alles wegzunehmen und „dann die Gurgel abzureißen"; und das galt den „Pfeffersäcken", den „vermauerten Städtebauern" so gut wie dem „gemeinen Baumann". Die Bürger aber blieben den hochgeborenen Räubern nichts schuldig. Wie häufig rückten sie in Wehr und Waffen aus ihren Thoren, zerbrachen die Zwingburgen und ließen adlige Gesellen vor der Stadt auf dem Rabenstein büßen! Mit ingrimmiger Freude schildern uns ihre Lieder die Qualen der Folter, denen die Unglücklichen erlagen. Und Bürger und Edelleute stehen wieder gemeinsam gegen die „groben", die „unnützen", die „üppigen" Bauern. Man möchte fast meinen, alle Klagen, welche diese erheben, wären falsch und sie die Bedränger, so laut und allseitig ertönen die Vorwürfe über ihren Stolz und Übermut, die grobe Prachtliebe, mit der sie ihre wachsenden Reichtümer in Schnabelschuhen, Zierrat und zerschnittenen Kleidern zur Schau tragen, im Wein und Kartenspiel die alte Ehrbarkeit und Mäßigkeit verleugnen.

Und wirklich war der Haß der niederen Klassen, der „armen Leute" gegen die höheren zum Teil wieder Form und Folge des wachsenden Wohlstandes und Selbstgefühls. Die Fronden und Abgaben an ihre Zinsherren waren die einzigen Schranken für ihre volle Selbständigkeit; dem Territorialstaat oder dem Reiche selbst waren nicht sie, sondern nur ihre Herren verpflichtet. In Wehr und Waffen kamen sie unter der Dorflinde und an der Richtstätte zusammen, pochend und trotzend, und lauschten den

Liedern und Zeitungen, welche von den Siegen der Schweizer Bauern über die adligen Grundherren ihnen zugetragen wurden. Mag die Willkür des Adels und der Pfaffen, der Druck der Naturalleistungen in einer Zeit, die zur Geldwirtschaft hindrängte, und das verhängnisvolle Eindringen des römischen Rechts für die Bauern hier und da immerhin überschwer gewesen sein, so läßt sich doch nicht leugnen, daß ihre Erregung vor allem durch das Streben, ganz frei, selbst die Herren zu werden, hervorgerufen worden ist.

Schon fehlte es nicht an verlockenden Verheißungen, welche die Zukunft in solchen Farben malten. Noch war in dem Volksgemüt die mythische Gestalt des Kaisers Friedrich lebendig, der den Übermut der Pfaffen brechen und die Lasten von den Schultern des armen Mannes nehmen werde. In astrologischen Prophezeiungen ward auf eine nahe Zukunft hingedeutet, wo der Bauer die Messe celebrieren und Pfarrer und Mönch sich am Pfluge abmühen würden, wo der niedrigste und verachtetste Mensch keine Scheu tragen dürfe, an der höchsten Zier der geistlichen und weltlichen Gewalt seine Schuhe zu säubern. Unter dem Namen Kaiser Sigmunds erschien eine „Reformation", ein vollkommenes Programm revolutionärer Forderungen; „eine Trompete des Bauernkrieges," wie man es genannt hat, worin der Leibeigenschaft und allen Fronden, dem Holz- und Feldbann, dem Wasserbann und den Zöllen, den Zehnten und allen Zinsen auf liegende Güter der Krieg erklärt und auch die Proletarier in den Städten zum Kampf gegen ihre kapitalistischen Aussauger aufgerufen wurden: „Es setzt sich niemand wider göttliche Ordnung denn die Gelehrten, Weisen und Gewaltigen; aber die Kleinen rufen und schreien Gott an um Hülfe und eine gute Ordnung."

Wo soviel Wind gesät wurde, konnten die Stürme nicht ausbleiben.

Schon im Winter 1431 auf 32, während der Krisis der hussitischen Revolution, kam es um Worms zu einer Erhebung der verschuldeten Bauern, mit offenbaren Anklängen an die böhmische Ketzerei, weithin Schrecken verbreitend. 1468 stand das Landvolk um Maßmünster im Elsaß auf, zehn Jahre später in Kärnten. Nahe verwandt war die Bewegung, welche 1475 von der Muttergottes-Kapelle zu Niclashausen aus alle Landschaften vom Elsaß bis Meißen ergriff. Da kam ein junger Gemeindehirt, Hans Böhaim von Helmstadt im Taubergrund, der sonst wohl den Bauern

auf den Kirchweihen mit Sackpfeife und Pauke zum Tanz aufspielte, auf die Meinung, daß er zu Ehren der heiligen Jungfrau von Niclashausen berufen sei, der Sinnenlust Valet zu sagen und als Prediger dem gemeinen Mann dienstbar zu sein. Auf dem Felde bei seiner Herde erschien ihm die Heilige selbst und weihte ihn zu ihrem Propheten. Er verbrannte vor den Bauern seine Pauke und begann bei jener Kapelle zu predigen. Aufs rascheste durchflog die Kunde das obere Deutschland, und von allen Seiten strömte das Landvolk herbei, Alte und Junge, Männer und Weiber, ganze Dorfschaften, mit Geld und Geschenken, meist Wachskerzen; und immer neue Scharen umdrängten den jungen Schwärmer, der nicht einmal das Glaubensbekenntnis wußte, nun aber im zottigen Gewand als ein zweiter Johannes auf einer Tonne oder aus dem Fenster eines Wirtshauses das neue Evangelium verkündigte. Auch er sprach von der Pflicht der Buße, und wenn er geendigt, flogen aus der Menge die Zöpfe, Brusttücher und spitzen Schuhe, Brettspiele und Karten zu Hauf und loderten in Flammen auf; aber mitten in die Bußreden fielen drohende Worte gegen die Herrschenden, den Kaiser, der ein Bösewicht sei, und den Papst selbst, gegen die Fürsten, welche sich den Raub der Unterthanen, der betrogenen „armen Teufel“ teilten, und die unnütze Pracht und Verderbnis der Geistlichen, düstere Verkündigungen der Zukunft, wo der Priester seine Platte mit der Hand bedecken möchte, damit man ihn nicht erkenne, und leuchtende Bilder einer neuen Weltordnung, wo Wald, Wasser und Luft, Wild, Fische und Vögel allen gemeinsam und jedem frei sein werden. Anfangs begünstigten der Pfarrer des Ortes und die Edelleute der Umgegend den Phantasten, der ihnen Kirche und Land reich machte; bald aber spürten sie die Gefahren dieser Wallfahrt. Reisige des Bischofs von Würzburg hoben den „heiligen Jüngling“ (so nannte ihn die verzückte Menge) auf, und als die Waller, noch 16000 stark, in drohender Prozession unter wildem Geschrei gegen die Felswände der bischöflichen Veste anliefen, zersprengten die Panzerreiter den wehrlosen Haufen, und der Prophet starb den Flammentod des Ketzers.

Aber die fiebernde Erregung lebte fort und suchte nach anderen Auswegen. 1486 blitzte es im Bayrischen auf, einige Jahre später in der Abtei Kempten, dann unter den Stiftssassen des Bischofs von Straßburg. Als 1499 die Eidgenossen gegen Kaiser und Reich kämpften, fanden sie in ganz Oberdeutschland Sympathien.

Überhaupt war die Freiheit der Schweizer Bauern das Vorbild, welches den Deutschen vorschwebte; in ihrer Nähe vernahm man das dumpfe Brausen am lautesten; von dort erwarteten die Empörten Hülfe. Hausierer, vagierende Mönche und Scholasten, Musikanten und Landsknechte trugen die Ansteckung weiter. Immer boten sich auch arme Pfaffen und heruntergekommene Edelleute zum Hetzen und Führen an, und gern machte das Proletariat der Städte mit dem armen Baumann gemeine Sache. Mit dem neuen Jahrhundert mehren sich die Anzeichen eines allgemeinen Sturmes. 1502 einigten sich im Breisgau Tausende von Bauern zum „Bundschuh". Ihr Ziel war völliger Umsturz. Sie wurden verraten und ihre Häupter mit erbarmungsloser Strenge bestraft. Doch gelang es einigen Rädelsführern zu entkommen und neue Tausende im ganzen Oberrheinthal auf ihr blutiges Vorhaben zu vereinigen: nur Papst und Kaiser wollten sie anerkennen, alle andern Herren abthun, alles gleich machen, wie die heilige Schrift lehre, jeden, der widerstehe, mit dem Schwert erschlagen. Jahre hindurch blieben sie unentdeckt; als sie aber 1513 losbrachen und einen Versuch auf das starke Freiburg machten, genügte das feste Zusammenstehen der Stadt und Markgraf Philipps von Baden, um sie niederzuschlagen. Durch die Schwarzwaldthäler war die Bewegung nach Württemberg, wo die harte Hand des jungen Herzogs Ulrich schwer auf der Landschaft drückte, gedrungen; aber auch er schlug ohne große Mühe den „armen Kunz" in Stadt und Land zu Boden.

Die Reichsgewalt versagte gegenüber den Aufgaben, welche ihr aus diesen tiefgehenden, gewaltigen Erschütterungen erwuchsen, vollständig. Dem Kaiser fuhr wohl gar einmal der flüchtige Gedanke durch den Sinn, diese Ungewitter der Tiefe gegen die ihm feindlichen Stände zu entfesseln. Nur die Kleinkreise selbst, in denen die staatliche Organisation festere Form gewonnen, hatten wie die Macht so den Willen, das Feuer zu löschen, aber sie versuchten es nicht anders, als indem sie es gewaltsam erstickten.

In der allgemeinen Zersplitterung, welche so das Bild des deutschen Staates in Luthers Jugendzeit darbietet, — man zählte im Heerschilde des Reichs an 75 Pfaffen- und 37 Laienfürsten, etwa ein Dutzend großer und gleichviel kleine Reichsstädte, dazu erst die Menge der Grafen und Herren, und der mehr oder minder freien landständischen Herrschaften — bemerken wir nur eine einheitlich gefugte und geleitete Macht, die über allen die Hand hielt: das war die römische Kirche.

Auch sie hatte sich erst vor kurzem aus der Zersetzung, die sie mit der ganzen Christenheit ergriffen, zu der alten monarchischen Straffheit herausgearbeitet. Mit Zittern blickten die Päpste auf die einschneidenden Dogmen der konziliaren Allgewalt hin, denen sie sich auf den Reformkonzilien von Konstanz und Basel gebeugt hatten und die sie seitdem durch ihre Theologen und sogar ihre Bullen, mehr noch durch ihre Politik thatsächlich zu entkräften wagen durften. Schon hatten sie das Mittel gefunden, sich mit den großen Monarchien, die sich in den Stürmen dieser Zeiten erhoben, auseinanderzusetzen, das partielle Konkordat. Vor allem aber mußte es ihre Aufgabe sein, in dem weltlichen Staat ihrer Kirche und in ihrer Hauptstadt selbst festen Boden zu gewinnen. Das war nun ein Ziel, mit dem sie etwas ganz Neues für die römische Kirche erstrebten. Denn im Mittelalter, wo sie den Traum ihrer Weltherrschaft der Verwirklichung am nächsten gebracht, über das Kaisertum und die reichsten Kronen der Christenheit als Lehen des heiligen Petrus verfügt hatten, war ihre Macht und Würde zu allen Zeiten ein Fangball für den Ehrgeiz der einheimischen Parteien gewesen. Dieselbe Zersplitterung, welche ihre geistlich-weltliche Oberhoheit in allen übrigen Reichen hatte einwurzeln lassen, bedingte daheim das fortdauernde Schwanken ihres Thrones. Auch ihrer Weltherrschaft war dies häufig gefährlich geworden. Daß schließlich Philipp der Schöne von Frankreich Bonifaz VIII. vernichten und das Papsttum auf Jahrzehnte an die französische Krone fesseln konnte, schuldete er vor allem dem tödlichen Haß der Colonna's gegen jenen Papst. Die Stürme des Schisma, die Erniedrigungen der konziliaren Epoche hatte das Papsttum zum guten Teil seiner haltlosen Stellung in Italien zu verdanken.

So ward es eine Lebensbedingung für die römische Kirche, wenn nun die Nachfolger Petri im 15. Jahrhundert es ihre erste Sorge sein ließen, im eigenen Hause Ordnung zu machen. Das Verdienst, dies erreicht, den Kirchenstaat recht eigentlich erst gegründet zu haben, gebührt denselben Päpsten, welche nach der Niederwerfung des Baseler Konzils von Nicolaus V. bis auf Leo X. noch einmal die ungeteilte Herrschaft über die abendländische Christenheit besessen haben. Sie unternahmen damit nichts anderes als alle damaligen Regenten in dem Gesamtumfang ihrer Kirche: den modernen Staat suchten sie aus den Feudalordnungen des Mittelalters herauszuheben. Sie führten ihre Aufgabe durch in-

mitten einer Welt, wo sich auf den Trümmern halbzerstörter Bildungen eine Menge kleiner Gewalthaber durch die Kraft des Armes und Talentes emporarbeiteten. Vorwärtskommen, Macht gewinnen und Genießen war das allgemeine Streben, jedes Mittel recht, wenn es zum Ziel führte, jedes Verbrechen nur verachtet, wenn es ungeschickt ersonnen oder zaghaft ausgeführt ward. Da konnten auch die Mittel, zu denen die Päpste griffen, keine anderen sein; ihre Regierungsform, ihr Hof und Staat, ihr persönliches Wollen und Empfinden wurden von demselben Schlage. Wir finden unter ihnen Menschen, deren fluchwürdiges Andenken in aller Geschichte nur noch ein Vorbild hat, das der römischen Cäsaren, welche des Tacitus rächende Muse zum Abscheu der Jahrhunderte gemacht hat: so paaren sich auch bei jenen ungeheure Lüste und Verbrechen mit der weltbeherrschenden Stellung und den göttlichen Ehren, welche sie forderten und empfingen. Die grauenhaften Zustände, welche das Haus und Leben Alexanders VI. zeigten, finden kaum an Neros Hof ihresgleichen; es ist als ob die halb mythischen Vorstellungen von dem Antichrist, welche Luther mit dem Papsttum verband, in diesem „Nachfolger Christi" leibhaftig geworden wären.

Aber über diesem Abgrunde des sittlichen Todes liegt ausgebreitet der Blumenteppich der Renaissance, die sonnige Blüte der neuklassischen Kunst, die freieste und reinste Schöpfung, welche die Menschheit dem Genius Italiens verdankt: ein unvergänglicher Glanz, eine Fülle des Schönen, welche die zertrümmerte Idealwelt, auf der sie emporwuchs, fast übertrifft — so daß von neuem und auf immer das stolze Wort, mit dem einst Plinius sein Heimatland begrüßte, Wahrheit geworden ist: haec est Italia Diis sacra!

Und die schönste Kultusstätte dieser hoheitsvollen Kunst das Rom Alexanders VI.! Unter ihm wie seinen nächsten Vorgängern und Nachfolgern kamen die Künstler herbei, welche Rom zur geistigen Hauptstadt Italiens machten. Die Werke aber, die sie schufen, verkörperten fast alle die Ideen und Ansprüche, welche die Kirche Roms in Vergangenheit und Gegenwart vertrat. Sie bildeten das Leben der höchsten Heiligen, der Muttergottes ab mit der innigen, reizvollen Andacht, welche die heiligen Urkunden und die Legende widerspiegeln: die fromme Andacht der Jungfrau, da der Engel des Herrn das himmlische Geheimnis verkündigt, die Seligkeit des mütterlichen Glückes an dem göttlichen Kinde und die Zerrissenheit des Mutterherzens bei seinem Leiden und Sterben bis zu ihrer verklärten Wiedervereinigung in den Höhen des Himmels;

oder das Erdenwallen des Heilandes, sein Predigen, seine Wunder, sein Beten und Ringen, die milde Hoheit seiner Triumphe und alle seine Marter bis zu dem jammervollsten Tode, die Verklärung und Auferstehung und seine Rückkehr in die Wohnungen des Vaters; ihre Phantasie sprengte die Pforten des Himmels selbst und sie wagten das Antlitz Gottes darzustellen und die himmlischen Heerscharen, welche allen Jubel der befreiten Menschenbrust widertönen, und die grausigen Schrecknisse jenes Tages, wo die Gnade ein Ende hat und das Gericht beginnt; die Geschichte der Kirche, ihre Leiden und Siege, die Qualen und die Heiligung ihrer Märtyrer, ihre Triumphe über tyrannische Verfolger und frevelnde Ketzer, die kriegerischen Erfolge ihrer päpstlichen Beschützer selbst gewannen in ihren Schöpfungen Leben. Das alles aber mit einem Glauben geschildert, der kein Fragen und Grübeln kannte, mit sinnlicher Lust die höchsten Geheimnisse zu ergreifen und zu verkörpern trachtete, in Formen, welche der heidnischen Vorzeit abgelauscht waren, aber mit einer Glut der Empfindung, worin religiöse Andacht, nationales Hochgefühl und künstlerische Begeisterung wundervoll zusammenklangen.

Eine Verbindung von Laster und Schönheit, Verkommenheit und Genie, die uns modernen Menschen völlig unbegreiflich ist und nur noch durch ein, und zwar ein modernes Rätsel übertroffen wird: die Vorstellung nämlich, daß in den fürchterlichen Menschen, welche damals an der Spitze der Kirche standen, Gott der Allmächtige die unfehlbaren Träger seines Evangelium, die Spender seiner unverdienten Gnade hätte hinstellen wollen.

Suchen wir sie aber mit ihrem Hof und Staat als einen Teil der italienischen Kultur ihrer Zeit zu begreifen, so wird es uns schwer fallen, Schuld und Schicksal selbst bei diesen Menschen zu unterscheiden. Sie lebten nun einmal in einer politischen Welt der Selbstsucht und Arglist. Der schärfste Denker des damaligen Italien, dem seine Nation heute als dem Propheten ihrer Einheit und Freiheit huldigt, Nicolo Machiavelli stellte den teuflischen Sohn Alexanders VI. Cesare Borgia als das Idealbild des Fürsten hin, von dem Italien seine Rettung erwarten könnte. Wie hätten diese Herrscher in einer Umgebung, welche in der Politik kein Glück als den Vorteil, keine Tugend als die Klugheit kannte, ihren Staat gründen können, wenn sie sich von den nationalen Sünden rein erhalten hätten!

Es ist wahr, die Frevelhaftigkeit erscheint in ihnen bei ihrer

Stellung ungeheurer als in den andern; über der Sorge für sich und ihr Haus vergaßen sie selbst die Interessen des Kirchenstaates bis zu dem Gedanken der Vernichtung seiner geistlichen Bestimmung; dann aber trat doch Einer auf, der Größte unter ihnen, der Bewunderer und bewunderte Gönner Raphaels und Michel Angelos, Papst Julius II., der bei aller Leidenschaft, die auch ihn, den von Krankheit und Alter Gebeugten durchwühlte, doch immer ein großes, außer ihm liegendes Ziel verfolgte, eben den Staat der Kirche unter den Mächten der Welt aufzurichten. So vollendete er, woran die Eigensucht seiner Vorgänger gescheitert war. Auch er mußte dabei das Gesamtwohl Italiens, dessen geistige Wiedergeburt er beschützte, verleugnen; die fremden Mächte mußte er, wie Alexander VI., in das Land rufen; aber er hat dafür der päpstlichen Theokratie die Stützen geschaffen, ohne welche sie in der neuen Weltordnung nicht mehr bestehen konnte — und Rom gehörte eben der Welt an.

Das also war die Kirche, an welche Deutschland gekettet war, unter der Martin Luther aufgewachsen ist, von der er sein Volk losgerissen hat; das die Macht, welche unter allen, die den deutschen Boden überdeckten, die geschlossenste und stärkste war. Es ist aber volle Wahrheit, in dem von sittlicher Fäulnis zerfressenen Rom der Rovere- und Borgia-Päpste schlug noch immer das Herz unseres kirchlichen Lebens: die Bistümer und Abteien, welche fast ein Drittel des Reichsgutes ausmachten; die Mönchs- und Nonnenorden, welche mit ihren affiliierten Genossenschaften in dichten Netzen alle Landschaften überspannten, mit den niedrigsten und höchsten Kreisen des Volkes verflochten waren; die Ritterorden, vor allen die Deutschherren, welche mit ihren 12 Balleien das Ober- und Niederland umschlossen und mit dem preußischen Ordensstaate noch immer unter den Mächten des Nordens eine große Stellung behaupteten; die Fürsten, welche untereinander und mit dem Adel um die Reichsstifter zankten und die Landeshoheit über die eigenen Bistümer und Klöster auszudehnen suchten; die Universitäten, welche mit der Landesherrschaft eng verbunden doch auch wieder den allgemeinen kirchlichen Zusammenhang und die eigene Selbständigkeit erhalten wollten — sie alle waren mit den Ketten tausendfacher Interessen an das Centrum des christlichen Staates gefesselt, suchten und fanden in Rom den Punkt, der allein ihren Ansprüchen Sicherheit geben konnte. Und das war die alte Überlieferung, die wohl bisweilen gestört, aber niemals unterbrochen, durch eine viel-

hundertjährige Praxis, eine Verwaltungskunst ohne gleichen vorgebildet, getragen, schier unzerreißbar geworden war. Die Päpste selbst mochten aufgehen in dem Glanz und den Lastern ihres Hoflebens: die Verwaltung ihrer deutschen Kirchenprovinz lief fort in den alten Geleisen, weil die Interessenten dort selbst sie darin festhielten.

In jede Stadt und jedes Dorf, zu jedem einzelnen, in alle Lebensregungen drang der fesselnde Einfluß der kurialen Herrschaft.

Die Bischöfe und die eximierten Äbte waren zunächst durch die Konfirmationsgelder gebunden: Zahlungen für ihre Bestätigung, welche oft den Jahreseinkünften gleichkamen; in Mainz waren es im 15. Jahrhundert 27 000 Gulden; siebenmal mußten sie in einem Menschenalter nach Rom geliefert werden. Die Erzbischöfe hatten das Vorrecht, bei feierlichen Gelegenheiten das Pallium zu tragen, eine schmale Wollenbinde, welche, von den Nonnen der heiligen Agnes gesponnen, auf den Apostelgräbern gelegen hatte. Sie kostete neue Tausende, und ein Abweisen der Ehre war nicht gestattet, Absetzung und Bann, wo es versucht ward, die Folge; nur der Besitz des Pallium gab den rheinischen Erzbischöfen das Recht, bei der Kaiserkrönung zu fungieren. Die niederen Kleriker waren durch die Annaten in Pflicht genommen, die halben „Früchte des ersten Jahres", deren Mainz einmal 175000 Gulden abzugeben hatte. Keine Proteste halfen: „Wer weidet die Herde", lautete die Antwort, „und genießt nicht auch von der Milch der Herde?" Es geschah alles nach göttlichem Recht, und was das sei, hatte der Stellvertreter Gottes auf Erden zu bestimmen. Ferner die unregelmäßigen Abgaben. Seit Innocenz III. war den Päpsten eine stets wachsende Zahl von größeren und kleineren Benefizien reserviert. Zahl und Auswahl lag in ihrem Belieben oder in ihren Abmachungen mit den Patronen und Kandidaten. Provisionsbullen hatten sie für die erledigten, Exspektanzbullen für die noch besetzten Stellen. Alle kosteten Geld. Je fetter die Pfründen, um so stärker die Nachfrage, um so höher der Preis. Unzählige Stellenjäger drängten sich in Rom zusammen, um die Ämter einander wegzukapern; auch dazu half aber nur der goldene Schlüssel, der übrigens in alle Thüren bis zu den allerheiligsten Gemächern paßte. Oft gab man auf diesem geistlichen Jahrmarkt eine Pfründe an mehrere Bittsteller: mochten sie daheim zusehen, wer sie dem andern abjagte. Dazu nun die Steuern, welche die Masse der Gläubigen selbst belasteten: Peterspfennige, Kreuzzugs- und Türkengelder — und was Ungläubige waren, hatte nur wieder Rom zu entscheiden —, Ehren-

geschenke, Trinkgelder (popinae), nach denen sich alle Hände öffneten von Seiner Heiligkeit abwärts bis zu dem untersten Thürhüter.

Mehr als alles dies aber brachte der Kleinverkauf der geistlichen Gnaden: die Fakultäten, Privilegien und Lizenzen, die Dispensen, Kommutationen und Remissionen, die Absolutionen, unter denen die Ablässe, und Indulgenzen. In dem Taxenbuch, das bis zur Reformation in mehrfachen Auflagen aus päpstlichen Pressen zum Handgebrauch der Kurialen hervorging, waren die Sünden und ihre Bußpreise verzeichnet. Geistliche und Weltliche vom Kaiser bis zum Bauer konnten sich daraus vernehmen; für alle Untiefen und Irrwege des Menschenlebens lag hier der Goldanker der Rettung. Pflichtversäumnisse und Mißbräuche, Verletzung der kirchlichen Gesetze, Verrat der geistlichen Interessen, Unterlassung von Pilgerfahrten und Bußübungen, Verkehr mit Ungläubigen und Ketzern, Bruch des Eides, Wucher, Diebstahl, Brandstiftung, Mord — alles ward gesühnt oder erlaubt dem, der zahlte. Je schwerer die Schuld, um so größer die Gnade, um so höher ihr Preis. Aber nichts war umsonst. „Merke wohl", heißt es in den Artikeln, die von den Ehedispensen handelten und sich bis auf die durch das göttliche Gesetz verbotenen Grade erstreckten, „daß derartige Gnaden und Dispensationen den Armen nicht verliehen werden, weil sie nicht mitzählen; daher können sie nicht getröstet werden." Die Legende preist Sankt Crispin, der das Leder stahl, um den Armen Schuhe zu schaffen: Roms Barmherzigkeit ließ den Dieben, Schmugglern und Wucherern das erschlichene Gut und sprach sie der Sünde ledig, wenn sie ihm nur einen Teil des Erwerbs abgaben. Die höchste Schuld aber blieb das Majestätsverbrechen gegen die Kirche selbst: ein Geistlicher, der einen Exkommunizierten zum Gottesdienst zuließ, hatte soviel zu zahlen wie derjenige, der seinen Vater ermordete, oder wie ein Mönch, der sein Kloster verließ oder Schnabelschuhe trug, mehr als ein Meineidiger, doch nicht soviel wie derjenige, der während des Interdiktes einem Gestorbenen den letzten Liebesdienst des Begräbnisses erwies. „Es giebt nichts", klagte Aeneas Sylvius, bevor er Papst geworden, „was die römische Kurie ohne Geld verliehe. Denn selbst die Handauflegungen und die Geschenke des heiligen Geistes werden verkauft. Und Verzeihung der Sünden wird nur gegen klingende Münze erteilt."

In Deutschland herrschten zu einer Zeit, die noch keine Zeitungen kannte, wo nur Reisende und Vaganten, Lieder und Briefe,

bisweilen ein paar Flugschriften den geistigen Verkehr vermittelten, jede Landschaft, jede Stadt eine kleine Welt in sich war, nicht bloß in der breiten Masse, sondern auch in den höheren Schichten über das Leben und Treiben am päpstlichen Hof sehr unbestimmte Vorstellungen. Rom blieb trotz allem die ewige Stadt, der durch die Jahrhunderte geheiligte Sitz der „Nachfolger Christi", geweiht durch das Blut einer Heerschar von Märtyrern, prangend in dem Glanz der ältesten Kirchen, erfüllt von zahllosen Reliquien. Nirgends fühlte man sich dem Himmel näher als dort.

Noch immer war der Eifer des Wallens groß, und keine Stätte konnte die Pilger mehr locken als Rom, das für die Deutschen überdies leichter zu erreichen war, als St. Jago und Jerusalem. Hunderttausende strömten im Jahre 1500 zusammen, als Alexander VI. zum Jubiläum der Kirche einlud. Auch das heilige Land war noch immer das Ziel frommer Reisen; doch konnten nur die Wohlhabenden und die Fürsten, wie Sickingens Vater und Friedrich der Weise, die kostspielige Seefahrt unternehmen. Den Ärmeren gegenüber begnügte sich die Barmherzigkeit der Kirche mit einem Teil des Reisegeldes oder bot ihnen Stätten der Verehrung in der Heimat, wie die Marienkirche in Aachen und das Grab des heiligen Benno in Meißen, oder neue Plätze, die sich plötzlich mit dem Geruch der Heiligkeit umgaben.

Auch jetzt offenbarte sich in diesen Pilgerzügen, wie einst in den Kreuzfahrten, die alte deutsche Wanderlust. Die Wallfahrt der großen Herren nach Jerusalem verlief fast wie eine Vergnügungsreise; vielleicht etwas abenteuerlicher, aber mindestens ebenso kostspielig und belustigend wie heute: nur daß man damals neben der frohen Erinnerung an fremde Länder und Völker noch das behagliche Gefühl, sich mit dem lieben Gott einmal gründlich auseinandergesetzt zu haben, heimbrachte. Bisweilen ergriff der Trieb die Massen mit der zügellosen Wut der Flagellanten; so, als im Sommer 1475 eine längst verehrte blutige Hostie in dem altmärkischen Städtchen Wilsnack urplötzlich alle Welt herbeizog. Diesmal wurden besonders die Kinder und jungen Leute ergriffen, Knaben und Mädchen, denen sich dann auch die Alten anschlossen. Auf allen Landstraßen traf man sie zu Hunderten, unter Führung des Schulmeisters mit Kreuzen und Fahnen, ohne Geld, bettelnd und Kyrieleison singend. Wie von unsichtbaren Händen wurden sie vorwärts getrieben. Gewalt half nichts, weder Predigt noch Beichtzwang hielt sie zurück. Es war ein unmittelbares Vorspiel für das Auftreten des Pfeifers

von Niclashausen, dessen Prophetentum ja auch von der dortigen Wallfahrtskirche der Muttergottes ausging.

Auch anderswo tauchten wunderthätige Marienbilder auf, blutschwitzende Hostien und Stigmatisierte, die alle Wundmale des Heilandes am Körper trugen, Betrüger oder Opfer des Betruges. Die wüsteste dieser geistigen Epidemieen ist die der Kreuzwunder, welche Ostern 1501 von der Diöcese Lüttich aus die gesamten Rheinlande in fiebernde Erregung setzte, in ihren Ausstrahlungen bis nach Dänemark, Polen und Ungarn reichte und Jahre hindurch nachzitterte. Goldfarbige und blutige Kreuze und Sterne, oft selbst Lanze, Geißel und Nägel wollte man wie vom Himmel gefallen auf den Kopftüchern der Frauen oder der Stola der celebrierenden Priester bemerken. Schrecken ergriff die Menge. Man deutete die Flecken auf Pest und Krieg. Tausende gelobten, um den Zorn Gottes zu sühnen, die Wallfahrt; im härenen Büßergewand, einen Strick von Weidenbast um den Leib, ein hölzernes Kreuz in der Hand zogen sie daher; wo sie hinkamen, erschütterten ihre Bußprediger die Herzen der Hörer. Kam einmal von Rom her ein Legat in das deutsche Land, wie 1501 der schlaue Franzose Raimund Perrand mit reichen Ablaßschätzen, um zum Jubiläum und Türkenkriege anzuspornen, so nahm er mit freudigem Erstaunen die allgemeine Devotion wahr. Von allen Seiten drängten sich an ihn die Bittsteller und Pfründenjäger; die Fürsten des Reiches empfahlen die öffentlichen Ordnungen seinem Schutze; mit Glockenklang, Kreuzen und Fahnen ward er in den Städten von Bürgerschaft und Geistlichkeit aufgenommen; hob er unter dem Baldachin, den die Vornehmsten vom Magistrat trugen, die Finger zum Segen, so fiel das Volk, das die Straße füllte, andächtig auf die Kniee.

Das ganze öffentliche und private Leben war getragen und durchdrungen von den kirchlichen Vorstellungen. Noch baute man überall fort an den Domen, welche die Andacht der früheren Zeiten gegründet hatte, mit nicht geringerem Eifer, wenn auch mit sichtlichem Erlahmen des künstlerischen Könnens; und in den Städten wie in den Dörfern, auf den Berggipfeln und an den Wegen erhoben sich immer neue Kirchen und Kapellen. Niemals hatte die Muttergottes innigere Verehrung gefunden. Nach Hunderten zählen die Gotteshäuser, die ihr geweiht wurden. Erst in dieser Epoche füllten sie sich mit den Gemälden, Erzbildern und Schnitzwerken, welche zum großen Teil dem rigorosen Eifer der evangelischen Magistrate oder sogar den rohen Ausschreitungen empörter Volks-

massen zum Opfer gefallen, wo sie aber erhalten sind, das lebendigste Zeugnis bilden für die innige, opferwillige Andacht und die in aller Beschränktheit doch charaktervolle und bedeutende Kunst jener Zeiten.

Nach Maria nannten sich zahlreiche Brüderschaften, die Liebfrauengilden, welche sich zur Armenpflege und ehrbarem Lebenswandel zusammenthaten. Die Andacht, welche man der hohen Himmelskönigin widmete, führte weiter zurück zu ihrer Mutter, der heiligen Anna, deren Namen eine Unzahl neuer Kirchen und Kapellen erhielten. Es war die Gottheit, welche unter den Bergleuten in Luthers Mansfelder Heimat besondere Verehrung fand. Auch auf ihren Namen wurden viele Genossenschaften gestiftet.

Überhaupt regte sich allerorten in den klösterlichen Vereinigungen der Trieb nach Zusammenfassung, Herstellung des ursprünglichen Geistes und Ausbreitung. Längst bestand die von den Niederlanden aus weit verbreitete „Brüderschaft vom gemeinsamen Leben", welche den unentgeltlichen Unterricht pflegte und Männer wie Gerhard Grote und Thomas a Kempis unter ihren Größen zählte. Aber erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entfalteten ihre Schulen, aus deren berühmtester zu Deventer Pädagogen und Gelehrte wie Alexander Hegius, Rudolf von Langen, Ludwig von Dringenberg und Erasmus hervorgingen, ihre großartigste Wirksamkeit. Der geistvoll-wunderliche Abt Trithemius von Sponheim suchte in den Benediktinern die alte sittliche und wissenschaftliche Tüchtigkeit zu erwecken. Die Dominikaner und Franziskaner bewahrten noch immer auf Lehr- und Beichtstuhl das alte Ansehen, wie viel Anfeindung sie auch durcheinander oder von anderer Seite finden mochten. Jene fühlten sich stolz im Besitz der Inquisition. Einer ihrer Ketzermeister war Jakob Sprenger, der in dem „Hexenhammer" wenige Jahre nach Luthers Geburt alle zerstreuten Wahnvorstellungen des Volkes über die „Unholden" zu einem grauenhaften System des Hexenglaubens und seiner Verfolgung vereinigte. Sein Buch und die Bulle Innocenz' VIII., welche ihn und seinen Genossen Heinrich Institor schon 1484 mit der Inquisition über das „Verbrechen teuflischer Zauberei" betraute, sind die Quellen des breiten Blutstromes, der nun fast drei Jahrhunderte lang, von allen Dämonen des Hasses und der Verzweiflung begleitet, das protestantische so gut wie das katholische Deutschland durchfluten sollte — ein gräßliches Denkmal der Brutalitäten, zu denen Angst und Aberwitz hinreißen können, der dunkelste Makel, der das Andenken dieser Jahrhunderte belastet.

Wetteifernd mit den älteren Bettelorden strebten die Augustiner-Eremiten nach Reform ihrer Ordnungen und Ausbreitung ihres Einflusses. Reform bedeutete aber immer Neubelebung der alten Strenge in der Regel und den Konstitutionen; der Geist des Stifters sollte erneuert, die Macht des Ordens dadurch gehoben werden. Unter den Augustinern ragt besonders Andreas Proles hervor, den die irregeleitete Überlieferung früher als Vorläufer Martin Luthers in der Lehre von der Gnadenwahl verehrt hat. Vielmehr ließ es dieser meißnische Mönch als Vikar der Observanten — so nannten sich die Anhänger der strengeren Richtung — seine Lebensaufgabe sein, „zur Ehre Gottes und dem ganzen Orden zum Heile" mit rücksichtsloser Strenge, welche keinen Widerspruch duldete, die alte Klosterdisciplin wiederherzustellen. Darüber zerfiel er mit seinem Provinzial und dem General des Ordens selbst, der Prozeß vor diesem endete mit seiner Exkommunikation, aber Papst Sixtus IV. gab dem strengen Eiferer Recht, und dieser Triumph stachelte Proles, seine Anstrengungen und Erfolge zu verdoppeln.

Ließen sich nun also diese Bestrebungen nicht unterdrücken, so kamen sie doch auch nicht zum Ziele. Der Zusammenhang mit der Kurie ward von den Observanten gewahrt, aber der ihres Ordens ward von ihnen zerrissen. Auch stützten sie sich mehr fast als auf den Papst auf die Landesgewalten, welche den kirchlichen Sinn ihrer Unterthanen heben wollten und in den Bettelmönchen willigere Helfer fanden als in der zuchtlosen, von fremden Bischöfen und adligen Patronatsherren abhängigen Pfarrgeistlichkeit. Proles stand in enger Verbindung mit Herzog Wilhelm von Sachsen, der „um der eigenen Seligkeit und des Volkes Besserung willen" den Anstrengungen des ehrenwerten Eiferers mit dem ganzen Nachdruck weltlicher Gewalt zur Hülfe kam. So führten schon hier die reformatorischen Bemühungen zu einer Stärkung der territorialen Gewalten. In den Städten betrachteten die regierenden Geschlechter die Konvente gern als Versorgungsstätten für ihre jüngeren Söhne und Töchter. Mit den Brüderschaften, die den Bettel-Orden anhingen, und den Sammelstellen, den Termineien, an den Orten, wo es kein Kloster gab, wurden breite Schichten der Bevölkerung in andächtiger und hülfsbereiter Abhängigkeit gehalten, aber immer spiegelte sich doch in diesen Verbindungen die landsmännische Abgeschlossenheit des deutschen Lebens wider.

Wenn daher sogar in den mönchischen Kongregationen, welche das von Rom vertretene theokratische Ideal am schärfsten aus-

geprägt zeigten, die Zersplitterung eintrat, wievielmehr mußte das in den andern Organen der deutschen Kirche der Fall sein, welche wie die Bischöfe, Reichsäbte und Ritterorden den geistlichen Charakter fast ganz abgestreift und an allen Strömungen des politischen Lebens im deutschen Staat vollsten Anteil hatten!

Jeder Zwiespalt zwischen Sein und Sollen weckt aber die Kritik. Und diese konnte in Deutschland um so weniger ausbleiben, als nun in der That die sittliche Lebensführung der hohen und niederen Geistlichkeit von den klerikalen Idealen sowohl wie von dem sittlichen Bewußtsein der Nation aufs weiteste abwich.

Die Klagen über Unsittlichkeiten im Klerus sind allerdings so alt wie seine Sonderung von den gottgewollten Ordnungen, welche das gesellige Leben der Menschheit regeln. Aber niemals sind sie stärker empfunden und einstimmiger erhoben worden als in dem Jahrhundert vor der Reformation. Die Verteidiger und die Gegner der römischen Kirche, Geistliche und Laien, die höchsten Würdenträger und die Armen und Gedrückten vereinigten sich in den schwärzesten Anschuldigungen gegen die pharisäische Überhebung und die zügellose Entartung des geistlichen Standes; Reformation der Kirche war der Ruf, in dem alle Parteien zusammenkamen.

Ganz besonders finden wir hier wieder die Humanisten auf dem Kampfplan.

Schon an sich war deren Lebensideal den Zielen, welche der kirchliche Glaube dem Erdenwallen steckte, entgegengesetzt. Nicht die Verderbtheit der Kreatur, die Nichtigkeit alles irdischen Strebens, sondern gerade die Lust und Herrlichkeit des Daseins war der Inhalt ihres Lebens; der Natur ins Antlitz zu schauen, ihre Majestät zu erforschen, ihr ausgesprochenes Verlangen. In den Denkmälern der Antike, deren Reste sie, klagend über die Barbarei der Zerstörung, mit rastlosem Eifer zusammentrugen, entdeckten sie die Anmut und Würde, die freie Heiterkeit, den Sonnenglanz des Lebens, nach dem sie sich aus der dumpfen Stickluft, die sie in Kirche und Wissenschaft umgab, hinweg sehnten. Mit nahezu religiöser Andacht blickten sie zu den Heroen des Altertums auf, in welchen sie ihre Weltanschauung verkörpert glaubten. Die Poesie und die Sage dieser verklungenen Welt gewannen in ihren Dichtungen neues Leben; den ganzen Olymp führten sie wieder auf die Erde herab. Vielen verflüchtigten sich die christlichen Anschauungen fast völlig; alle bewegten sich in ihrem Heidenhimmel ungezwungener als in den Sphären der rechtgläubigen Kirche. Mit einer über-

mächtigen Sehnsucht nach Herstellung des klassischen Paradieses verbanden sie immer den Trieb, die Welt, wie sie war, zu erkennen, die eigene Persönlichkeit auszugestalten, „Priester der Tugend und des Ruhmes“ zu sein, „göttlicher Ehren und ewigen Nachruhms“ wie die großen Alten teilhaftig zu werden.

Und nun mußten sie sehen, wie dieselben Mönche, deren Leben vorgeblich dem Gehorsam, der Armut und Entsagung geweiht war, von Kanzel und Beichtstuhl her die Menge beherrschten, auf den Lehrstühlen der Universitäten sich breit machten, die Lehrbücher aller Disciplinen mit ihrer barbarischen Sprache und ihrer phantastischen, spitzfindigen Scholastik erfüllten. Wollten die Humanisten ihre Ideale verwirklichen, so galt es vor allem, die formale Bildung von dem Wuste der „gotischen Barbarei“ zu befreien, die Reinheit der klassischen Sprache und Gedanken wiederherzustellen; Lehrer des Volkes zu werden, die Bildungsstätten, vor allen die Universitäten zu erobern, den geistlichen Zunftzwang zu brechen mußte ihr vornehmstes Bestreben werden.

Ihre Hauptwaffe war ihr an den antiken Mustern geübter Witz, für den sie ja Zielscheiben die Fülle in den Gegensätzen des wildbewegten Zeitalters fanden. Auf niemand aber richteten sie ihre scharf gespitzten Pfeile lieber als auf die Geistlichen, und mit nichts fanden sie mehr Anklang als mit den Angriffen gegen diese „Nachtgespenster“, die „Geschorenen“, welche ihnen auf Schritt und Tritt Konkurrenz machten und in Lehre und Wandel wie niemand sonst Anlaß zur Kritik gaben.

Und doch waren die Humanisten selbst nicht eben die berufensten Tadler. Griffen sie die lockeren Sitten der Mönche an, so war ja gerade ihr Lebensideal die freie Bewegung, der Genuß der irdischen Güter. Ein Leben in fröhlicher Armut und ungebundenem Cölibat war vielen unter ihnen ganz nach dem Herzen. Und sie ahmten auch darin die geliebten Alten nicht nur in der Poesie, sondern auch im Wandel nach. Von anfang bis zuletzt finden sich unter ihnen Männer, welche mit ungezügelter Lebenslust den Freudenkelch oft bis auf die bittere Neige leerten. Unter den Ältesten der „deutsche Erzhumanist“ Konrad Celtis, der dem jüngsten, dem stürmischen Ulrich von Hutten fast wie ein Bruder gleicht. Nichts war jenem verhaßter als der Zwang irgend welcher Regel; er führte ein ewiges Studentenleben, von Land zu Land wandernd, wie die fahrenden Scholasten, ganz leichtfertig in Lehrberuf und Sitten, aber von einer unzerstörbaren Lebens- und Schaffenslust beseelt.

Sogar die Wissenschaftlichkeit der Humanisten war ihren Gegnern nicht so durchaus überlegen, wie sie glaubten. Im Besitz ihrer formalen Bildung unterschätzten sie die scholastische Philosophie und Gelehrsamkeit, deren haarspaltende Begriffsschärfe auf tiefgreifenden und lebendigen Wurzeln der kirchlich-sittlichen Weltverhältnisse ruhte. Ihre eigene Philosophie mit der sie wie ihr Vorbild Plato Himmel und Erde zu umspannen und zu ergründen glaubten, knüpfte gerade an die späten fälschenden Fortsetzer des hellenischen Weisen, die Neuplatoniker an und versetzte deren phantastische Theosophie mit kabbalistischen und selbst scholastischen Wahnvorstellungen. In dem Enthusiasmus ihres Erkenntnisdranges glaubten sie wie im Schwunge der Seele die Höhen und Tiefen Gottes und des Universum erfassen zu können: „Ich möchte," ruft Celtis aus, „das himmelsleuchtende Feuer schauen, des Meeres und der Erde, des Windes, Nebels und Schneees Herkunft erkennen. Ich möchte Dich finden, Vater des Alls, durch den die unermeßliche Welt gegründet ist und dessen Wink sie ins Chaos zurückschleudern wird. Allgegenwärtig durchschwebt der Geist den Weltraum, jeden einzelnen Teil beseelend."

So vergaßen diese Poeten die eigenen Grundsätze der Beobachtung, Klarheit, Kritik; sie verwechselten die Zeiten mehr fast als ihre Gegner; sie erfüllten die Welt mit neuen Phantasien; sie, denen keine Autorität galt, brachten nur andere, als unfehlbar verehrte Götter auf und fesselten den Geist, den sie lösen wollten, in den engen Formen einer untergegangenen Bildung und Sprache; indem sie nichts mehr verspotteten als Standesstolz und Anmaßung, benahmen sie sich in lächerlichem Hochgefühl als die ebenbürtigen Nachfolger Homers, Platos und Vergils und waren durchdrungen von der Unsterblichkeit ihrer Dichtungen, welche nun seit Jahrhunderten verschollen sind oder im Staube der Bibliotheken modern.

Sogar ihre Angriffe gegen die Unsittlichkeit und Gleisnerei im Klerus gingen über das Ziel hinaus. So allgemein, wie die Klagen lauteten, war das Verderben nirgends. Gerade die Selbstvorwürfe, welche in den geistlichen Kreisen erhoben wurden, offenbaren die Energie, mit der man nach Besserung trachtete.

Unaufhörlich aber war das Ringen nach Erneuerung des sittlichen und religiösen Lebens. In den Klosterzellen lebten Hunderte ernster Geister, welche in der Strenge der Bußübungen und der Arbeit, abgeschieden von dem Lärm des Tages, auf den von der Kirche überlieferten Wegen den Frieden der Seele suchten. Die

Gebetbücher der Zeit sind redende und oft rührende Zeugnisse von der Innigkeit und Gewissenhaftigkeit des religiösen Lebens. Unter den Dornen ihrer Sündenregister und Andachtsvorschriften, neben einer oft weichlichen, zerfließenden Vortragsweise, in der sich der Einfluß der Mystik auf das Sündenbewußtsein und die Andacht offenbart, bringen die zu Tausenden aufgelegten „Seelenführer" und „Beichtspiegel" doch Gedanken von evangelischer Reinheit, leuchtende Funken von der Lichtesfülle, die nun so bald vor der Welt entzündet werden sollte. „Ich weiß", lautet eins dieser Worte, „daß wir einen gütigen Gott haben; auf des Barmherzigkeit und Gütigkeit will ich sterben, und nit auf meine guten Werke." Von den lieben Heiligen wollen sie sich alle noch nicht losmachen, und doch konnte der Franziskaner Dederich Coelde schon 1470 schreiben: „Gegen das erste Gebot sündigen alle, die ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihre Liebe mehr setzen in die Heiligen denn in Gott."

Der Humanismus war nicht im stande, die herrschende Weltauffassung zu zerstören. Ja von Anfang an machte er Versuche, seine Geistesart mit jener zu vereinigen. Sebastian Brant, der nüchtern-fromme Verfasser des „Narrenschiffs", der streitbare Pädagog Jakob Wimpfeling, der feinsinnig humane Philologe Beatus Rhenanus übertreffen an konservativer Gesinnung und Lebensführung die meisten ihrer Vorgänger bis auf die ältesten, einen Agricola und Hegius zurück; und ihre Schüler und Lieblinge sind dann wieder die treuen und gelehrten Männer geworden, welchen Oberdeutschland und die Schweiz ihre Reformation verdanken.

Auch ward dem Andrang der neuen Klassizisten auf die Lehrstühle keineswegs überall Widerstand entgegengestellt. Berühmte Vertreter der Scholastik, wie Gabriel Biel in Tübingen oder die Lehrer Luthers, der große „Doctor Erfordiensis" Jodocus Trutveder und Bartholomäus Arnoldi von Usingen, kamen dem stürmisch-jugendlichen Wesen mit Wärme und Verständnis entgegen. Vielfach wurde es als Ehre betrachtet, Stühle für die neue Wissenschaftslehre zu errichten. Männer wie Celtis, Peter Luder, Agricola waren der Stolz der Universitäten, an denen sie wirkten, und man nahm es in Ingolstadt, wenn auch murrend, hin, daß Celtis unaufhörlich auf die Barbaren, Dummköpfe und Wilden schimpfte, vor denen er lesen müsse.

Auch unter den Geistlichen lebten zahlreiche Anhänger der neuen Richtung. Bischöfe wie der geistvolle, leutselige Dalberg

von Worms vereinigten einen wahren Musenhof der berühmtesten Poeten um sich, Äbte wie der wunderliche Phantast Johann von Tritheim suchten in ihren Klöstern demselben Geiste Eingang zu verschaffen. Diesem widerstrebte erfolgreich die Trägheit seiner Konventualen, anderswo aber gab es Mönche, welche mit vollem Entzücken für die klassischen Ideale schwärmten. Die Weltlichen vollends, Patrizier wie der fast antik vornehme Willibald Pirckheimer in Nürnberg, und die Fürsten ehrten nach Kaiser Maxens glänzendem Vorbilde wetteifernd die poetischen Philologen, und der Goldklang ihrer Huldigungen war diesen beinahe noch lieber als der „heilige“ Lorbeer, mit dem sie von ihnen geschmückt wurden.

So bemerken wir auch auf dem Gebiete der humanistischen Bestrebungen die Fülle der Widersprüche als das Charakteristische des Zeitalters. Eine Trennung nach Zeiten und Schulen, etwa einer älteren und jüngeren, ist gar nicht, kaum selbst nach Persönlichkeiten möglich. Ganz wenige erreichten die volle Ungebundenheit ihrer italienischen Lehrer, und nirgends in Wahrheit die Vorbilder und den Geist des klassischen Altertums, den sie zu erneuern glaubten. Es blieb in ihnen immer ein Rest der deutschen Schwerfälligkeit und Derbheit; oft ist die Sprache und Kultur Roms nur wie ein modisches Zierstück auf dem Grunde eines ehrenwerten und etwas philiströsen Wesens; so wie ja auch in der bildenden Kunst die reinen Formen der Renaissance in Deutschland noch lange von der Gotik überwuchert wurden und niemals zu der klaren Harmonie der Italiener gelangten. Wenn die Humanisten Homers Lieblingsgöttin Pallas auf ihren Büchertiteln abbilden lassen, so geben sie ihr eine regelrechte gotische Rüstung; die Helden des Altertums stellen sie im Harnisch und Ziergewand ihrer Zeit und etwa noch, um das Fremde und Wunderbare anzudeuten, im orientalischen Turban dar; sich selbst als Gelehrte im Pelzrock auf dem Katheder, unter dicken Folianten schreibend oder docierend. Selten erscheinen die antiken Gottheiten unverhüllt; auch die Abbildung des Poeta als flotter Musenritter mit Schwert und Leier ward nur ausnahmsweise von besonders kecken Geistern zum Symbol erwählt.

Eine Scheidung aber ist nirgends möglich. In derselben Brust kreuzen sich die feindlichen Strömungen. Doch stehen alle wieder zusammen, sobald die Grundlagen ihrer Bildung angegriffen werden. Als Jakob Wimpfeling 1505 mit den Augustinern in Zwist geriet, kamen ihm zahlreiche Genossen zu Hülfe. Und als später die Dominikaner die hebräischen Studien Reuchlins, unter

dessen Hand damals Melanchthon seine glänzenden Gaben entfaltete, vor ihren Richtstuhl zu ziehen versuchten, da scharte sich das ganze Heer der Humanisten um den greisen stillen Gelehrten, und eine Wolke tödlich treffender Pfeile der Satire schütteten die Erzürnten über die Dunkelmänner aus, welche gewagt hatten, das junge Licht zu bekämpfen: es ist das lärmende und doch so grundverschiedene Vorspiel der Erschütterung, welche unmittelbar darauf von der Wittenberger Klosterzelle her die herrschende Weltordnung aus ihren Fugen heben sollte.

Ziehen wir die Summe des deutschen Lebens, wie es in der Zeit vor dem Auftreten Martin Luthers als Reformator geartet war, so erkennen wir in diesem unabläſsigen Hasten und Drängen, in diesem Hin- und Widerfluten feindlicher Neigungen und Interessen eine gewaltige Kraftentwickelung, ein stürmisches Vorwärtsstreben des nationalen Geistes.

Auch der Kapitalreichtum ist in Deutschland niemals relativ größer gewesen als in dieser Epoche, so wie der Handel und die Industrie unseres Volkes damals alle Märkte Europas beherrschten. Kein Land war reicher an Metallen; nicht die Zufuhr aus den amerikanischen Gold- und Silberminen hat die Preisrevolution, die im zweiten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts eintrat, zuwege gebracht, sondern vor allem die Überfülle, welche aus den Grubenwerken des Erzgebirges und des Harzes, wo Luthers Vater arbeitete, gewonnen wurde. Kamen die Fremden, Italiener wie Machiavelli und die Gesandten Venedigs, in die deutschen Städte, so bewunderten sie die gediegene Pracht und das künstlerische Behagen des dortigen Lebens: die bunten Giebelhäuser mit den zierlichen Erkern, die hohen Hallen der prächtigen Kirchen und Rathäuser, die gefüllten Speicher, aus denen der Rat in den Zeiten der Not das Getreide verteilte, die Bäder, welche auch den Ärmsten offen standen, die Gärten und Marktplätze mit den anmutigen Zierbrunnen. Das Land erschien ihnen mit seinen Getreidefeldern und Weinbergen, seinen Blumen- und Obstgärten, Landhäusern und Schlössern wie das gesegnetste der Erde. Aeneas Sylvius meinte, die deutschen Bürger wohnten besser als die Könige von Schottland.

Über alle Grenzen drängte diese strotzende Volkskraft hinüber. Der deutsche Kaufmann war auf allen Märkten, wo nur Europäer hinkamen, zu treffen. Die Weltfirmen in Augsburg, die Fugger,

Welser und Baumgärtner hatten ihre Vertreter, die „Faktoren“ an allen großen Plätzen des In- und Auslandes. Ganze Landstriche und Städte waren in der Fremde von Deutschen besiedelt. Ein Kranz deutscher Städte umgürtete von Krakau bis Peskau (Pskow) und Reval am finnischen Meerbusen die deutschen Kolonialgebiete der Weichsel und Düna und setzte sich jenseits der Ostsee in Malmoe und Kopenhagen fort, welche gleichfalls als deutsche Städte gelten konnten.

Auch die deutschen Fäuste standen überall hoch im Preise. Kein Kampf in Europa wurde ausgefochten, an dem nicht deutsche Landsknechte teilnahmen. Oft standen sie wie daheim Aug' in Auge gegenüber und entschieden mit ihrem Blut fremde Machtfragen, deren Triumphe ihrer Nation Unheil und Verderben bringen sollten.

Denn von Norden, Osten und Westen her, vielfach durch deutsches Geld und deutsche Waffen gestützt, erhoben sich in unserm Zeitalter die großen Mächte, wo der nationale Wille in der Monarchie entschlossenen Ausdruck fand. In Ungarn hemmte nur der frühe Tod des gewaltigen Matthias Corvinus den raschen Aufschwung des Landes; Polen hatte soeben über den deutschen Orden triumphiert; im Moskoviterlande legte Iwan III. Wasiljewitsch seine schwere Hand auf die Kolonien der Schwertritter und der niederdeutschen Seestädte; Skandinavien strebte mehr und mehr, ebenso wie Burgund und das England der Tudor-Könige aus den Fesseln der Hansa empor.

Wäre die ungeheure Kraft, welche sich im deutschen Volke ansammelte, zusammengenommen und in eine Richtung, unter einen Willen, der zugleich den Interessen des Ganzen entsprach, gedrängt worden, so wäre keine der Nachbarnationen im Stande gewesen, diese Übermacht zu ertragen. Aber nur in den Kleinkreisen waren die Deutschen zum Leben und Machtgewinnen fähig und willig. Voran wollte ein jeder, aber jeder für sich und ohne viel Rücksicht auf den Nächsten. Dabei Gleichartigkeiten auf allen Lebensgebieten. Ob der Punkt gefunden werden konnte, in dem diese ihre Verbindung, die Besonderheiten ihren Schutz und die Gesamtheit ihre einheitliche Vertretung fanden, darauf beruhte die Zukunft der Nation.

Zweites Kapitel.

Luthers Entwickelung bis 1517.

Kindheit, Schul- und Universitätsjahre.

Zwei deutsche Berglandschaften, der Thüringer Wald und der Harz können sich den Ruhm streitig machen, das Heimatland Martin Luthers genannt zu werden.

Sein Geschlecht war von Eisenach her am Westabhange der Thüringer Berge weit verbreitet, kernige handfeste Bauernfamilien, welche schon seit Jahrhunderten auf ihren Hofstätten gesessen haben mochten, wie sie nachher bis in die Gegenwart sich dort erhalten haben. Der Vater war in Möra groß geworden, einem Dorfe nahe am Kamm des Gebirges, recht im Herzen Deutschlands, unweit der Gaue, wo Bonifatius zuerst die Keime des Christentums gepflanzt und die deutsche Kirche an Rom gefesselt hatte. Da ihm kein Erbrecht auf den väterlichen Hof zustand, machte sich Hans Luther mit seinem jungen Weibe Margret auf, in der Fremde das Brod zu suchen. Sie wandten sich in das Mansfeldische nach Eisleben, um auf den Bergbau ihr Glück zu gründen. Hier ward ihnen ihr erster Sohn geboren, am 10. November 1483, Nachts zwischen 10 und 11 Uhr. Am folgenden Tage bereits ward er in der Hauptkirche des Ortes getauft und erhielt nach kirchlicher Sitte seinen Namen von dem Heiligen jenes Tages, Martin. Der Knabe war kaum ein halbes Jahr alt, als die Eltern in den Hauptort der Grafschaft, Mansfeld selbst übersiedelten. Alle Erinnerungen Luthers an seine Kindheit haften also an der alten Bergmannsstadt mit dem Grafenschloß über den hügligen Straßen, mit ihrem Schutz-

heiligen, dem Drachentöter Georg und ihrer frischen, kräftigen Gebirgsluft. Und so erklärt sich der hundertfach nachgeschriebene Ausspruch, den er einmal, die Doppelseitigkeit dieser Beziehungen zusammenfassend, unter seinen Freunden gethan hat: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Berghauer worden: daher bin ich.“

Den Eltern wurde es, zumal andere Kinder, eine ganze Anzahl, nicht ausblieben, sauer genug, das Brod zu beschaffen. Von Luther selbst hören wir, daß die Mutter gar oft das Holz auf ihrem Rücken heimgetragen habe. Allmählich ging es den arbeitsamen, wackeren Leuten besser. Sie kamen in den Besitz zweier Schmelzöfen und sammelten ein kleines Vermögen. Noch stehen Reste des stattlichen Wohnhauses, welches sie sich in der Hauptstraße der Stadt erbaut haben. Hans Luther ward in das Kollegium der Vierherren gewählt, welche die Gemeinde vor dem Rat zu vertreten hatten, befreundete sich mit den ersten Familien der Stadt und fand sogar auf dem Schloß gnädige und achtungsvolle Aufnahme.

Aber die ersten Jahre in dem neuen Heim, die der Kindheit Martins, vergingen in hartem Schaffen. In den Erinnerungen des Reformators, welche das Dunkel seiner Jugend hier und da spärlich erhellen, fliegt es oft wie ein finsterer Schatten über die Jahre, welche die Sonnenzeit jedes Lebens sind. Er klagt, daß er in Schule und Haus zu hart gehalten worden sei. Wegen einer Nuß, lautet sein allbekannter Bericht, sei er von der Mutter bis aufs Blut gestäupt, von dem Schulmeister an einem Vormittag 15mal gestrichen worden. Der Vater habe ihn einst so sehr geschlagen, daß er ihn geflohen und ihm gram geworden sei. Luther hat nie die gute Absicht seiner Eltern selbst in ihrer Strenge verkannt, aber er tadelte die unnötige Härte in der Kindererziehung überhaupt, die auch ihn verschüchtert habe. Er hat die seelischen Ängste, welche ihn ins Kloster trieben, darauf zurückführen wollen.

Und gewiß dürfen wir zugeben, daß die leidenschaftliche Natur des Knaben mit der rauhen Zucht im Elternhause oft hart und heftig zusammengestoßen ist; aber daß diese ersten Jahre für ihn schreckensvoll gewesen, sollten wir aus den verlorenen Andeutungen späterer Jahre nicht schließen, welche nur dafür zeugen, wie tief diese Schmerzen in der allzeit weichen Kinderseele Luthers gehaftet haben. Er wäre nimmer der „hurtige, fröhliche Geselle“ geworden, den seine Studiengenossen zu Erfurt an ihm fanden, hätte nicht

der Sonnenglanz der Kindheit auch ihm geleuchtet. Mit inniger Liebe hat er stets an seinem Vater gehangen und dessen Treue gerühmt, und die hat er Herz am Herzen nur in den Kinderjahren erfahren können, welche er allein im Elternhause verlebt hat.

Denn nur eben die Anfänge der Erziehung hat er in Mansfeld erhalten. Sein Vater, der es sich mit seiner Arbeit so sauer werden ließ, wollte seinem Jungen ein bequemeres und besseres Loos schaffen. Er sollte etwas lernen und dann mit der Feder höher hinaus kommen. Kaum konnte Martin laufen, so mußte er in die Ortsschule, wohin ihn anfangs sein älterer Schulkamerad Hans Omelin noch auf den Armen trug, und sein kindliches Ingenium mit dem geistlosen Formelkram des damaligen lateinischen Unterrichts zermartern lassen.

Im 14. Lebensjahr, früher als einst der Vater selbst, hat er das Elternhaus verlassen. Er zog mit einem andern Bürgersohn, Hans Reinicke, nach Magdeburg, um die Schule, welche die Brüder vom gemeinsamen Leben dort errichtet, zu besuchen, kam aber schon ein Jahr darauf nach Eisenach; aus Gründen, die wir nicht kennen, vielleicht, weil seine Mutter dort Verwandte hatte. Das Magdeburger Jahr ist für unsere Biographie fast verloren. Nur an einer Stelle fällt auf sie, wieder aus einer beiläufigen Erinnerung Luthers, ein eigentümlich grelles Licht. Die Macht der mönchischen Askese trat ihm in dieser Stadt an einem erschreckenden Beispiel vor Augen. Er sah einen deutschen Fürstensohn, von Anhalt, auf der Hauptstraße, dem Breiten Wege in der grauen Barfüßerkappe um das Brod für sein Kloster bitten, tief gebückt unter der Last des Bettelsackes, vom Fasten, Nachtwachen und Kasteien abgehärmt bis auf den Tod, der denn auch bald den armen Heiligen erlöste. Der Eindruck muß für den Bürgersohn um so tiefer gewesen sein, als er selbst, wie die Scholaren pflegten, sein Brod mit Singen vor den Thüren verdiente.

So zog er mit den Genossen auch in Eisenach und draußen auf den Dörfern umher. Da traf es sich nun, daß eine Dame aus der angesehensten Familie der Stadt, Frau Ursula Cotta an der hellen Stimme und dem herzlichen Beten des Knaben Freude empfand und ihn als Kostgänger in ihr Haus aufnahm. Durch sie trat Martin auch ihren Verwandten näher, den Schalbe's, welche dem Franziskanerkloster am Ort fromme und verehrte Gönner waren. So gestalteten sich die Jahre in der schönen Wartburgstadt mit ihren sonnigen Thälern und Waldesschatten unter

Freunden und Verwandten zu einer Zeit, in welche Luther sich stets mit dankbarer Freude zurückversetzt hat. Auf die kirchlichen Kreise sah er sich auch hier angewiesen; neben den Schalbe's verehrte er den Vikar am Marienstift Johann Braun als seinen besonderen Gönner, und eben damals wird er von dem armen Klosterbruder Johann Hilten gehört haben, der seine kühnen Worte über die kirchlichen Verderbnisse in der Gefängniszelle der Franziskaner büßen mußte. Aber über dem Ganzen liegt doch, fast wie im Gegensatz zu der Magdeburger Zeit und der harten Kindheit, ein Hauch weltlichen Frohsinns. An dem Rektor der St. Georgsschule Trebonius fand Luther einen Mann, der schon von dem humanistischen Geiste berührt war, zugleich einen Pädagogen, der sich erfüllt zeigte von der idealen Hoheit seines Berufes. Bei Frau Ursula konnte er in das echte Behagen deutschen Familienlebens hineinschauen; noch im Alter gedenkt er eines Wortes, mit dem seine Wirtin auf den gemütserfrischenden und veredelnden Einfluß wahrer Liebe hingewiesen: „es ist kein lieber Ding auf Erden denn Frauenliebe, wem sie kann zu teil werden“. Eisenach blieb ihm allezeit seine „liebe Stadt“.

Im Sommer 1501 bezog er die Universität Erfurt und kam damit in einen der berühmtesten und geistig bewegtesten Kreise des deutschen Lebens. Der Wunsch des Vaters war, wie wir nicht zweifeln dürfen, schon damals darauf gerichtet, aus dem Sohn einen Rechtsgelehrten zu machen. Er mochte sich seinen Martin, dessen Geistesgaben mehr und mehr hervortraten, bereits als Kanzler der Grafen in dem Regiment seines Ländchens denken. Aber nach damaliger Studienordnung hieß es für den jungen Studenten zunächst immer „Kollegium logicum“, und daher mußte sich auch Luthers aufstrebender Geist bequemen, in die verrosteten Fesseln eines altersschwachen Denksystems eingeschnürt zu werden: Logik, Dialektik und Rhetorik, Astronomie, Physik, Metaphysik, das ganze Lehrgebäude des Mittelalters, wie es seit seiner Gründung durch Boethius auf den pseudoaristotelischen Stützen zu immer krauserer Phantastik ausgebaut war, sollte er kennen lernen, um erst die richtige Dressur für seine Fachwissenschaft zu erhalten. Denn wenn auch schon das humanistische Licht auf Erfurt fiel, behauptete doch die alte Lehrweise noch unbestritten das Feld. Bartholomäus Arnoldi von Usingen und Jodocus Trudfeder von Eisenach, unter dessen Rektorat Luther immatrikuliert wurde, waren über Deutschlands Grenzen hinaus berühmte Philosophen, welche vor einem

dicht gedrängten, andächtig horchenden Auditorium ihre staubige Weisheit vortrugen. Die Scholastik erlebte sogar hier wie anderswo eine „Nachblüte", wenn wir diesen Ausdruck überhaupt auf eine Denkrichtung anwenden dürfen, die in der Überlieferung eines von Anfang an unfreien Lehrstoffes ihre Aufgabe fand. Die Erfurter nannten sich mit Stolz die „Modernen" gegenüber den Anhängern der älteren Scholastik, welche besonders in Köln vorherrschte; aber auch sie hatten nichts Anderes im Sinn, als die alten Lehrbücher mit neuen Interpretationen und etwa noch ein paar Memorialversen zu erweitern. Von dem Bann der kirchlichen Weltvorstellung hatte sich die Schultradition noch an keinem Punkte losgemacht. Es wäre gefährlich gewesen, hätte sie es auch nur versucht. Denn da die kirchliche Lehre Gott und die Welt, alles persönliche und allgemeine Leben, den Himmel und die Erde ineinander schlang und beherrschte, so ließ sich eben weder in Natur noch Geschichte irgend eine Materie denken, welche die Wissenschaft rein um ihrer selbst willen, ohne zu der Kirche Stellung zu nehmen, hätte ergründen können. Das Dogma war aber das Reale, unverrückbar Gegebene. Man durfte es wohl vernunftgemäß umschreiben, erklären, rechtfertigen, verteidigen, jedoch niemals ignorieren. Sogar die Kämpfe der scholastischen Schulen unter sich waren oft persönliche Konflikte. Es kam vor, daß die Schriften angefeindeter Gelehrter oder gar diese selbst an die Kette gelegt wurden; ganze Universitäten thaten sich in Verruf; die geistlichen und weltlichen Mächte mischten sich ein; alles Fortkommen in Staat und Kirche war von der Schulmeinung abhängig.

Schon war allerdings längst der Zweifel erwacht und nach harten Kämpfen sogar zum Siege durchgedrungen, ob die Glaubenssätze überhaupt mit der Vernunft zu begreifen seien: das System, welches Luther in Erfurt studierte, der „Nominalismus" gründete sich grade darauf, daß er diese Möglichkeit verneinte. Aber statt diese Selbstauflösung ihrer Philosophie zur Freiheit induktiver Forschung fortzubilden, wandten die Neuerer allen Scharfsinn nur darauf, ihre Gegner, die „Realisten" zu widerlegen. Je stärker sie die Unvereinbarkeit der Glaubenssätze mit dem vernunftgemäßen Denken betonten, um so fester klammerten sie sich nun doch an die zum Glauben schlechthin zwingende Realität der kirchlichen Lehre. In all ihrem Denken wandten sie den Blick auf den weltbeherrschenden Willen, und ihre Beweisformen bewegten sich in ganz der gleichen pedantischen und inhaltsleeren Dialektik wie bei der feind-

lichen Partei. Sie spannen unermüdlich fort an den Netzen, deren Haltlosigkeit sie doch darthun wollten, und verstrickten sich darin selbst um so tiefer, je unverbrüchlicher sie an der fraglosen Unterwerfung unter die Lehrmeinungen der Kirche festhielten.

Indem nun Luther sich abmühte, die geschraubte Gravität des scholastischen Wortschwalls zu verstehen, ward er doch immerhin angewiesen, das Ganze der sittlichen und natürlichen Weltordnung denkend zu umfassen und den Mittelpunkt alles religiösen Lebens, Gottes Majestät selbst anzuschauen: er ward ein Theologe, bevor er es noch sein wollte.

Mit vollem Ernst erfaßte er seine Aufgabe. Der scharfsinnigen Disputierübungen gedenkt er noch später mit Anerkennung; das beste Zeugnis für ihren Nutzen ist die wunderbare Biegsamkeit seiner eigenen Dialektik. Schon nach drei Semestern erhielt er das Baccalaureat und leuchtete bald hervor durch die Schärfe seines Denkens. Seine Freunde verehrten ihn als ihren „Philosophen".

Unter diesen finden wir Männer, welche an dem Reformationswerk als treue Genossen Luthers mitgearbeitet haben, wie Johann Lange, der spätere Augustinerprior zu Erfurt, woher er stammte, und Georg Spalatin (Burkhard aus Spalt im Bistum Eichstädt), der als Hofprediger Friedrichs des Weisen wie kaum ein zweiter das Evangelium gefördert hat; ferner Johann Jäger aus Dornheim, der uns als Crotus Rubeanus noch begegnen wird, und der versgewandte, allzeit fröhliche Eoban Hesse. Es sind die jungen Poeten, denen sich bald Hutten anschloß und die sich um einen einsiedlerischen Freigeist, den Domherrn Mutianus Rufus in Gotha mit schwärmerischer Verehrung scharten; der Sturm und Drang des humanistischen Geistes hat sich nirgends lebhafter offenbart als in diesem Kreise. Doch fällt seine rechte Blüte erst nach dem Eintritt Luthers in das Kloster. Weder Hutten noch Mutian kann dieser vorher nahe gekommen sein. Die Bewegung vertrug sich noch mit dem herrschenden Geiste; zwei Professoren, Marschalk und Maternus waren ihre eifrigen Vertreter und die bewunderten Gönner der jungen Philologen.

Luther entzog sich dem heiteren Treiben nicht. Wenn der Becher unter den fröhlichen Gesellen kreiste, begleitete er wohl ihre Gesänge mit dem Lautenspiel, das er ohne Lehrer in der unfreiwilligen Muße einer Krankheit erlernt hatte. Auch an den Klassikern, besonders Vergil und Plautus, hatte er Freude. Aber das, wonach ihn verlangte, gewährten ihm dieser selbstgenügsame Froh-

sinn und die Schattenwelt der Antike nicht. Seine Seele dürstete nach dem Gott, welchen ihm seine Lehrer als den unfaßbaren Mittelpunkt alles Denkens darstellten. In hundert Wendungen hörte er, daß der Urgrund alles Daseins, der Schöpfer und Regierer der Welt für den Verstand des Menschen schlechthin unerweisbar sei, weder aus seinem Begriff noch aus seinen Werken, weder aus natürlichen noch sittlichen Gesetzen: als das für menschliche Vorstellungen absolut Willkürliche, dem wir uns mit keiner intellektuellen Anstrengung jemals nähern können. Die Ohnmacht des Verstandes zu erweisen, das war die Summe, sei Zweck und Ergebnis aller Philosophie.

Und doch war es derselbe Gott, zu dem Luther seit seiner Kindheit betete, dessen Lob täglich in aller Welt verkündigt wurde, in dessen Namen jener Kardinal Raimund auch in Erfurt Roms Wundermacht bezeugte, der Gott, vor dessen Zorn Luther einen Domherrn auf dem Totenbette zittern sah, zu dem eben damals jene Hunderttausende von Büßern und Pilgern mit ratloser Angst emporblickten. Gehorsam und Unterwerfung predigte die Kirche und bestätigte ihr die Philosophie. Aber was hieß das anders, als den Abgrund, den Luther zwischen sich und dem Unbegreiflichen gerissen sah, auf ewig befestigen? Wie sollte er die unermeßliche Tiefe überfliegen oder wie Gott zu sich hinüberziehen?

Nur in unbestimmter Dämmerung liegt das religiöse Leben Martin Luthers in seiner Knaben- und Jugendzeit vor uns. Die Eltern hielten an den überlieferten kirchlichen Formen in Treue fest, aber die Ergebenheit gegen die Geistlichkeit, welche ihr Sohn bei den Schalbe's bemerkte, war bei ihnen offenbar nicht zu Hause. Als der Vater in einer schweren Krankheit von dem Pfarrer ermahnt ward, der Kirche mit einer Schenkung zu gedenken, meinte er: seine Kinder hätten es nötiger. In ihm lebte schon etwas von dem Geist, der durch die Fülle der kirchlichen Gnadenmittel hindurch sich nach tieferen Quellen der Seligkeit sehnte. So äußerte er sich gegen Martin nach dessen Heimkehr aus Magdeburg, als er am Totenbett des alten Grafen Günther gewesen war: ein herrliches Testament habe der treffliche Herr hinterlassen, da er allein auf Christi bitteres Leiden und Sterben habe abscheiden und ihm seine Seele befehlen wollen. Tief haftete dies Wort in dem Gemüt des Knaben; aber er wunderte sich, wie der Vater das ein gutes Testament habe nennen können: hätte der Graf etwas Stattliches für Kirchen und Klöster verordnet, so wäre es wohl ein ansehnliches Testament gewesen.

In Eisenach nun und in Erfurt trat ihm der Gegensatz zu jener Auffassung täglich vor die Seele. Die Wissenschaft wies ihn nur an die Kirche, und diese zeigte ihm hundert Wege, auf denen er die Gnade des Gottes an sich fesseln werde, dessen unnahbare Ferne und fessellose Willkür die Philosophie ihm nicht eindringlich genug machen konnte — aber das Genug thun war über jedem derselben geschrieben. Das war die angstvolle Frage, die sich ihm wieder und wieder aufdrängte: „O wann wirst du einmal fromm werden und genug thun, daß du einen gnädigen Gott kriegst!" Seine Seele erbebte in dem Gedanken, daß er abberufen werden möchte, bevor er genug gethan habe. Als er sich einst durch Unvorsicht die Waffe, die er trug, in den Schenkel stieß und die Gefahr der Verblutung vor Augen sah, schrie er zu der Jungfrau Maria um Hülfe. Aber nicht sowohl die Lust am Leben als die Furcht vor dem Jenseits war der Stachel, der ihn ins Leben zurücktrieb. So wollte er leben, daß er vor dem drohenden Gerichte Gottes bestehen könnte.

Unterdes nahte der Moment, wo er sich der Jurisprudenz zuwenden und den philosophisch-theologischen Studien Valet sagen mußte. Zu Anfang des Jahres 1505 wurde er Magister, als zweiter unter siebzehn Bewerbern. Er machte darauf eine Reise nach Mansfeld, und wir können denken, mit welchem Stolz Eltern und Geschwister den jungen Gelehrten in der Heimat begrüßt und bei den Freunden umhergeführt haben werden. Auf dem Rückwege nach Erfurt, nicht mehr weit davon, in der Feldmark des Dorfes Stotternheim ereilte Luther ein gewaltiges Gewitter. Da trat der alte Schrecken aufs neue mit furchtbarem Drohen vom Himmel her an ihn heran. Erst vor kurzem war er durch den plötzlichen Tod eines Freundes tief erschüttert worden. Jetzt glaubte er auch seine Stunde gekommen. Wer mag sagen, wie lange schon das Wort, das sich da von seinen Lippen rang, sein Herz bewegt hatte! In der Angst gedachte er der Schutzheiligen seiner Heimat: „Hilf liebe Sankt Anna", rief er, „ich will ein Mönch werden!"

Glücklich erreichte er Erfurt — aber das bindende Wort war gesprochen. Wie hätte er noch zum Himmel aufblicken dürfen, wenn er dem Pfande, das er für seine Rettung gegeben, untreu geworden wäre! Seine Freunde rieten ihm von dem Vorhaben ab: er blieb fest. Daß der Vater außer sich sein würde, mußte er wissen: aber er hatte sich gefesselt, um Gottes Gnade zu gewinnen, und die

Kirche, Gottes Gnadenanstalt öffnete ihm weit ihre Arme. In Erfurt selbst fand er das Kloster seiner Wahl, bei den Augustiner-Eremiten, zu denen auch sein Lehrer Usingen gehörte. Noch einmal lud er die Kommilitonen zu sich und ergötzte sich mit ihnen nach alter Weise bei Wein, Saitenspiel und Gesang. Dann riß er sich los von diesen Freuden, von dem Elternhause und allen Hoffnungen, und ging ins Kloster, am 17. Juli, 14 Tage nach jenem Schrecken. Weinend gaben ihm die Freunde das Geleit.

Im Kloster zu Erfurt.

Da hatte er ja nun alles, was zur Seligkeit dienlich war. Der Weg lag vor ihm, auf dem Tausende und aber Tausende in ähnlichen Zweifelsqualen den Frieden gesucht und gefunden hatten. Schwer war es, ihn zu gehen, aber daß es der rechte war, bezeugten der unfehlbare Wille der Kirche und die Heerschar der Heiligen, die auf ihm gewandelt. Voller Hindernisse war er, aber keines zeigte sich unübersteiglich, Stützen und Krücken boten sich in Hülle und Fülle, Stationen an allen Ecken zum Ausruhen und frommen Aufblick. Der Vater freilich wollte, wie Luther später erzählt hat, über den Entschluß des Sohnes „gar toll werden“. Seine ganze Hoffnung hatte er auf den Stammhalter gesetzt, auf der Universität ihn mit aller Treue erhalten, kürzlich noch das kostbare Corpus Juris angeschafft; er dachte bereits daran, ihn stattlich zu verheiraten. Eben noch hatte er den Magister zum ersten Mal mit dem ehrerbietigen „Sie“ angeredet, ihn gleichsam mündig erklärend. Als er jetzt auf den Brief, in dem ihm der Sohn seinen Entschluß angekündigt, antwortete, brauchte er wieder das alte „Du“; er sagte ihm die väterliche Gunst auf.

Da erst hatte Martin ganz mit dem alten Leben gebrochen: von dem Vater ließ er sich verstoßen, auf daß er der Kirche angehöre; wie die Worte in seinem Profeß lauteten: „zu leben ohne Eigenes in Keuschheit nach der Regel des heiligen Augustinus bis in den Tod.“ Die enge Klosterzelle mit den kahlen Wänden und dem einen Fenster auf den Klostergarten, den wieder hohe Mauern umstanden, das war nun seine Welt, wo er Gott finden sollte, der sich ihm draußen in den Studien und dem Lärm des Tages nicht zeigen wollte.

Wieder widmete er sich mit ganzer Entschlossenheit dem neuen Beruf. Jetzt mußte auch er, wie jenes Fürstenkind von Anhalt,

„terminieren und nach Käse gehen“, auf denselben Gassen, welche er bisher mit seinen fröhlichen Genossen durchzogen hatte. Im Kloster ließ er sich die niedrigsten Dienstleistungen, zu denen die Mönche den Novizen recht geflissentlich anhielten, nicht verdrießen; denn selbstverleugnender Gehorsam war ja die gradeste der Himmelsstraßen. Er zerplagte sich mit Kasteien und Fasten, so daß er oft drei Tage lang keinen Bissen aß und keinen Tropfen trank; selbst sein jugendlicher und hart gewöhnter Körper wäre der Peinigung auf die Dauer nicht gewachsen gewesen; die Kränklichkeit späterer Jahre hat er auf diese Selbstquälung zurückgeführt. „Ist je“, sagt er, „ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollt ich auch hineingekommen sein.“ Und wir haben dafür aus der Klosterzeit selbst das Zeugnis eines gewiegten Beurteilers, des Augustiner-Paters Natin, der den jungen Mönch im Nonnenkloster zu Mühlhausen als ein Musterbild asketischen Wandels, „einen wunderbar zur Geistlichkeit bekehrten andern Paulus“ darstellte.

Niemand war von einem so hochfahrenden Vergleich weiter entfernt als Luther selbst. Ihn hatte all die klägliche Mühsal in seiner „Geistlichkeit“ nicht um eine Linie vorwärts gebracht. Vielleicht mochten ihm die Bücher jetzt besseren Aufschluß geben, und so durchforschte er mit neuem Eifer die scholastischen Quartanten. Da er auf der Universität inskribiert und mit seinen Lehrern, besonders Usingen eng verbunden blieb, war auch sein Studienkreis kaum ein anderer geworden, während ihn die Jurisprudenz grade herausgebracht haben würde. Aber alles Forschen in den Schriften der alten und der neuen Lehrer führte ihn immer wieder auf den Punkt, wo er die Nutzlosigkeit alles Verstehenwollens gegenüber den Grundfragen des Daseins bekennen mußte; es förderte ihn nur in der Kunst des Zweifelns, wo er die Gewißheit suchte; immer tiefer sah er den Abgrund gerissen, der sich ihm schließen sollte. Bisweilen glaubte er die unergründlichen Tiefen, in welche er schaudernd hinabsah, im ekstatischen Aufschwung überfliegen zu können; er wähnte sich schon vom Glanz des Paradieses umflossen, unter den Chören der Engel zu sein — um dann desto tiefer aus allen Himmeln gestürzt zu werden. Er klammerte sich an die Vorstellung von der Heiligkeit seines Standes, der ja „die zehn Gebote weit übertreffe“, der Hierarchie überhaupt; er verehrte den Papst, ja betete ihn an, denn was wußte er von dem Sündenleben eines Alexanders Borgia! — „aus reinem Eifer“, wie er bezeugt, „zu Gottes Ehre, ohne nach Würden und Pfründen zu trachten“: wie

ein zweiter Saulus würde er damals Holz zum Scheiterhaufen für die Ketzer zusammengetragen, alle, welche der Kirche und dem Papst den Gehorsam geweigert, dem Tode überliefert haben — nur eben weil die Kirche ihm als die einzige Zuflucht gepriesen sei, auch das nur um der eigenen Seligkeit willen. Aber wie hätten solche Stimmungen lange anhalten können, wo ihm selbst der Boden unter den Füßen brannte. Marter, visionäre Entzückung und fanatischer Eifer, es war ja alles nichts als ein Augenschließen vor dem unerträglichen Glanze der göttlichen Majestät; der Abgrund blieb, wie er war: unerforschlich, unüberbrückbar.

Blickte Luther auf das Bild des Gekreuzigten, so war es wieder wie bei Stotternheim, als ob der Blitz auf ihn niederführe. Denn wie auf den Wolken thronend, als Weltrichter zürnend und drohend erschien ihm der Erlöser. Wohl suchte er sich hinter den Heiligen zu verbergen. Eine ganze Leibgarde hatte er sich unter ihnen ausgesucht, für jeden Tag 3, 21 für die Woche; jeden Sonntag kamen wieder die ersten an die Reihe. Er zergrübelte und zerquälte sich über seine Sünden und klagte dann thränenüberströmt im Beichtstuhl sich an, seinen Hochmut, Neid, Haß; aber weder Zerknirschung noch Bußübung zeigten sich irgendwie wirksam. Wie fürchterlich ihn die Angst zuweilen erschütterte, hat er selbst einmal, ohne sich doch zu nennen, wie von einem anderen geschildert: keine Zunge könne es sagen, keine Feder schreiben und keiner es ohne eigene Erfahrung glauben. Ihm war dann, als müsse er vergehen und alle seine Gebeine zu Asche werden.

Es fehlte Luther im Kloster keineswegs an mitleidigem Zuspruch. Man gab ihm die Bibel, die er auf der Universität kaum gelesen, in die Hand, aber auch da stieß er auf Sprüche, welche ihn von dem Thron des Höchsten hinweg rissen: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott", oder: „Errette mich in Deiner Gerechtigkeit, Deiner Wahrheit". „Ich gedachte", sagt er, „Gerechtigkeit wäre der grimmige Zorn Gottes, womit er die Sünder straft". Auch hier stand ihm Usingen tröstend zur Seite, noch fester aber hat sich ihm das Bild eines alten Klosterbruders eingeprägt, von dem ihm zuerst ein in der Tiefe zündendes Wort gesagt ward. Es war wohl der Novizenmeister, kein Theolog, wie Luther erzählt, aber „ein wahrer Christ", der sich unter der Mönchskutte die fromme Einfalt unmittelbaren Gottvertrauens erhalten hatte. Als der Jüngling einmal wieder unter Thränen seine Anfechtungen klagte, sprach der Alte: „was machst du, mein Sohn?

weißt du nicht, daß der Herr selbst uns geboten hat zu hoffen?" Das Wort „geboten" ergriff Luther. Es war dasselbe, was er bei Ezechiel las: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe." Die Unerforschlichkeit Gottes, seine unnahbare Freiheit war der Kerngedanke seiner Philosophie: den schrankenlosen hatte er fesseln wollen mit allen Mitteln, wie die Kirche sie gab und zu gebrauchen befahl. Jetzt blieb Gott, der er war, der Herr, fessellos und unnahbar für jeden, wer ihn immer mit Gedanken umfassen und mit Werken binden wollte, aber aus der Allmacht ergoß sich unmittelbar die Gnade, die den Sünder ergreift und zu sich empor zieht.

Luther atmete auf. Noch lagerten sich um ihn tiefe Schatten der Nacht, aber es war wie vor dem Erwachen des neuen Tages.

Gegen niemand hat er aus dieser Zeit größere Dankbarkeit bewahrt als gegen seinen höchsten Vorgesetzten, den Nachfolger des Andreas Proles in dem Vikariat der Observanten, zu denen auch die Erfurter Augustiner gehörten, Johann von Staupitz. Noch als sechzigjähriger schreibt er: „wo mir Doktor Staupitz oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz nicht aus den Anfechtungen heraus geholfen hätte, so wäre ich drinnen ersoffen und längst in der Hölle." Aus gutem sächsischen Adel stammend war Staupitz Nachfolger des Proles auch im Vertrauen des kurfürstlichen Hofes geworden. Bei der Errichtung der Wittenberger Universität (1502) zog ihn Friedrich der Weise neben dem aus Leipzig berufenen Professor Martin Pollich besonders heran; man darf beide die Organisatoren der Universität nennen, deren erster Rektor Pollich wurde, während Staupitz eine Professur und das erste Dekanat der theologischen Fakultät erhielt. Nur den eifernden Geist seines Vorgängers hatte der vornehme Mönch nicht geerbt. Auch ihm blieben Kämpfe mit dem Ordensgeneral nicht erspart; um seine Kongregation zu erweitern, machte er es wie die andern und arbeitete in Rom gegen die Gegner; da sich dann aber die Spaltungen nur vermehrten, gab er das Projekt ohne großen Kummer auf, stellte die Sache, wie er sich ausdrückte, Gott anheim und ließ sie gehen, wie sie ging. Das Ganze der Institution lag dem liebenswürdigen Manne nicht so sehr am Herzen als die Sorge für die Seelen, welche seiner Obhut anvertraut waren. Auf den Visitationsreisen, die ihn jährlich durch Ober- und Niederdeutschland in jedes Kloster der Observanz führten, kam er mit allen Kreisen in Berührung. In besonderer Gunst stand er als geistlicher Berater bei vornehmen Frauen, aber mit der gleichen

Sicherheit bewegte er sich unter den Nürnberger Patriziern, in dem weltfrohen und geistig-vornehmen Kreise eines Pirckheimer und Dürer. Eine Natur von echtem Wohlwollen, human ohne weltlich, beschaulich ohne asketisch zu sein, ein feiner, witziger Beobachter der menschlichen Schwächen, aber ohne verletzende Schärfe, wahrheitsliebend und praktisch, warmherzig, hülfsbereit.

Ohne Frage ist Luther dem prächtigen Manne von Anfang an nahe gekommen. Er war ein Mönch, der wie kein anderer Staupitz' Teilnahme erwecken mußte, und vor niemand mochte er die Bedrängnisse seines Herzens rückhaltloser ausschütten. Mit Staunen bemerkte der Vikar den überwältigenden Andrang dieser nach Gott ringenden Seele, vor der seine eigene Kenntnis des Menschenherzens verstummte. „O meine Sünde, Sünde, Sünde", so schrieb ihm einmal Luther; wenn er dann aber zur Beichte saß, wußte er, wie Staupitz freundlich schalt, nichts als „Humpelwerk und Puppensünden" zu bekennen.

Nun dürfen wir freilich den Einfluß des Vikars auf die Entwickelung des Reformators nicht überschätzen. Ein System hat er diesem überhaupt nicht überliefert, vielmehr, wie seine Schriften bezeugen, von dem Schüler gelernt. Eifrig hielt er ihn zum Bibellesen an, aber mit Augustinus ward Luther nicht durch ihn, sondern aus sich selbst, vielleicht gar erst in Wittenberg bekannt. Das Gottvertrauen des Staupitz hatte ein wenig von dem „Gehen lassen, wie es ging" an sich, das er in der Verwaltung der Kongregation beobachtete. Seine Werke offenbaren eine innige Sehnsucht nach der Beseligung und das Gefühl der eigenen Unwürdigkeit, aber nicht eben die Peinempfindungen, durch welche Luther sich zum Bewußtsein der Gnade emporrang. Sie sind zugleich anmutig und tiefsinnig; mit sinnlich-lebendiger Phantasie suchen sie das Geheimnis zu ergreifen, die Wonnen der Gottergebenheit auszumalen.

Es war die Tragik in Staupitz' Leben, daß er, der stets den Frieden suchte, von dem Zwiespalt, zu dessen Heilung in Luther er so viel beitrug, später selbst ergriffen wurde. Die Urkraft dieses Genius hat ihn überwältigt, so wie der rieselnde Bach von den brausenden Fluten des jungen Bergstroms fortgerissen wird. Für das wunde Herz des jungen Mönches aber konnte es kein besseres Labsal geben als den milden Zuspruch, mit dem ihn der hochstehende Freund von den Martern der Bußübungen und Spekulationen auf die Wunden Christi wies, aus denen ihm die Prädestination entgegenleuchte, auf die Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott

als den Anfang wahrer Reue und Buße. Oft stand Staupitz diesem Stürmen ratlos gegenüber: „Magister Martine, ich verstehe es nicht.“ Aber dann wußte er wieder um so tiefer zu treffen. „Dein Wort“, schreibt Luther noch im Beginn seines reformatorischen Kampfes, „hat in mir gehaftet, wie der spitze Pfeil eines Gewaltigen.“ Einzelne Sprüche aus der Schrift zogen ihn besonders an; tagelang sann er ihnen nach, wie dem Pauluswort: „Der Gerechte lebt seines Glaubens.“ Nun las er die heiligen Schriften von neuem, und verband ihre Lehren mit einander, und entdeckte ihren Einklang in dem Punkt, den er suchte. „Da ward ich froh“, so schildert er den Moment, „denn ich lernte und sah, daß Gottes Gerechtigkeit ist seine Barmherzigkeit, durch welche er uns gerecht achtet und hält: da reimte ich Gerechtigkeit und Gerechtsein zusammen und ward meiner Sache gewiß.“

Nicht daß er in friedevoller Gelassenheit den Weg durchs Leben hätte gehen wollen. Es wäre nicht sein Evangelium gewesen, wenn ihm fortan die Kämpfe erspart geblieben wären. Sondern das grade ward sein Glaube, daß die ringende und irrende Seele in der Gnade Gottes die Gewißheit der Verklärung finde. Er ward nicht erst ein Kind Gottes, sondern er war es, seitdem er die Taufe empfangen; in allen Stunden seines Lebens, in allen Sünden und Anfechtungen hielt ihn die Hand des unerforschlich Allmächtigen. Ein Genugthun, ein Genügen, das begann er zu erkennen, würde ihm das Leben niemals bringen. Nicht als ein irdisches Glück, sondern als die Verheißung des Jenseits stand die Seligkeit vor ihm. Denn um der Sünde willen ist Christus auf die Erde gekommen, und nur in den Sündern will er wohnen. Aber unmittelbar aus Gottes Schoß senkt sich herab das Erbarmen. Keine Kreatur mehr zwischen der Seele und ihrem Schöpfer: Christus allein gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit.

Das Leben lag vor Martin Luther ausgebreitet wie das unermeßliche Meer: aber wie auch die Wogen um ihn sich erheben und die Stürme brausen mögen, scheiternd oder landend blickt er hinauf zu dem Stern in der Höhe.

Inmitten dieser Kämpfe, gegen Ende des zweiten Jahres, am 2. Mai 1507 erhielt Luther die Priesterweihe. Als er am Altar stand und zum ersten Mal die hohe Gewalt ausüben sollte, „zu opfern für Lebendige und Tote dem lebendigen, wahrhaftigen, ewigen Gott“, durchbebte ihn der Schrecken von neuem: er wollte hinweg gehen: kaum hielt ihn der Novizenmeister durch Winke und Worte auf seinem Platz.

Es ward dies aber für ihn ein besonderer Freudentag, da er zum ersten Mal den Vater wiedersehen sollte. Im Elternhause war, seitdem er ins Kloster gegangen, der Kummer eingekehrt. Zwei seiner Brüder erlagen rasch einer ansteckenden Krankheit, und ein Gerücht meldete auch seinen Tod nach Mansfeld. Da nun der Vater hörte, daß sein Martin lebe, wurde er weich, gab dem Drängen der Freunde nach und ergab sich in das Unabänderliche. Er folgte der Einladung zu dem Ehrentage seines Erstgeborenen und kam, von seinen Freunden und Verwandten umgeben, mit 20 Pferden ins Kloster geritten. Aber bekehren ließ sich der alte Hans zu der Möncherei nicht. Als ihm Martin mit jener schreckenden Erscheinung vom Himmel her kommen wollte, sprach er: „Gott geb, daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst sei." Ihn machten das feierliche Gepränge und der vorwurfsvolle Hinweis auf die Heiligkeit des Standes nicht irre. Seine Antwort war: „Ei, hast Du nit auch gehört, daß man den Eltern soll gehorsam sein?"

Wieder zwei väterliche Worte, welche dem Sohn in den Grund der Seele drangen; noch von der Wartburg aus hat er den Vater daran erinnert. Aber recht geben wollte er ihm nicht. Er ahnte nicht, daß er in seinen Stürmen den Grund gefunden, von dem aus er die Formen des alten Kirchentums zerbrechen mußte. Als er einst in der Klosterbibliothek über Hus' Predigten geriet, entsetzte er sich, wie er erzählt, daß der Erzketzer „so christlich und gewaltig die Schrift habe führen können." Aber weil sein Name so gräulich verdammt war, daß er meinte, die Sonne müsse ihren Schein verlieren, wenn er desselben in Ehren gedenke, schlug er das Buch zu und ging mit verwundetem Herzen hinweg; er redete sich ein, daß Hus jenes Buch geschrieben haben werde, bevor er Ketzer geworden. Schon entdeckte er selbst in der heiligen Schrift Stellen, welche ihm die papistischen Irrtümer bewiesen, aber ängstlich wehrte er alle solche Folgerungen von sich. Er suchte ja nur seinen Gott: der Welt glaubte er auf immer entrückt zu sein.

Lehr- und Lernjahre in Wittenberg.

Im Jahre 1508 erhielt Luthers Leben eine neue Wendung. Die Fürsprache seines Vikars brachte ihm die Berufung nach Wittenberg; im Spätherbst trat er in den neuen Wirkungskreis ein. Der Entschluß kam so plötzlich, daß nicht einmal die vertrauten Freunde vor der Übersiedelung davon erfuhren.

Da Luther nur Magister der Philosophie war, durfte er zunächst auch nur philosophische Vorlesungen ankündigen, so sehr er sich sehnte, in die Schrifterklärung einzudringen, „in den Kern der Nuß", wie er schreibt, „in das Mark des Weizens, in das Mark der Knochen". Er begann nach altem Herkommen mit der Dialektik und Physik des Aristoteles. Doch gelang es ihm schon zu Ausgang des ersten Semesters, am 9. März 1509 unter Staupitz' Dekanat das Baccalaureat in der theologischen Fakultät zu erhalten, wodurch ihm grade das Bibelstudium zur Pflicht gemacht wurde, während ihm die scholastischen Kommentare noch verschlossen blieben.

Luther folgte in seiner Lehrthätigkeit wörtlich dem Gebot der Schrift, das göttliche Wort umsonst auszuteilen: weder Gehalt noch Kolleghonorar durfte er beziehen. Er war nach wie vor der Bettelmönch, seine Wohnung das Augustinerkloster in der Stadt, das Staupitz mit der Universität in enge Verbindung gebracht hatte. Dessen Befehl folgte Luther ohne Frage, als er im Herbst an die Erfurter Universität zurückkehrte, sowie, als er nach etwa 3 Semestern endgültig in Wittenberg angestellt wurde.

Von hier oder noch von Erfurt aus kam er im Herbst 1511 zum ersten Mal in die große Welt, und zwar sogleich in den Mittelpunkt der Christenheit, nach Rom. Den Anlaß dazu gaben, wie es scheint, jene Bemühungen des Vikars um die Erweiterung seiner Kongregation. Staupitz hoffte damals das Provinzialat Sachsens, wo die Mehrzahl der Observantenklöster lagen, mit dem Vikariat vereinigen zu können; ein Gedanke, der die Kongregation außerordentlich verstärken, aber zugleich das sächsische Übergewicht noch vermehren mußte und daher bei andern Gliedern der Observanz, besonders in Nürnberg nachdrücklichen Widerstand fand. Wahrscheinlich um diesen in Rom, wo Staupitz in dem Augustinergeneral selbst einen Gönner hatte, zu brechen, sandte er jetzt seinen jungen Freund über die Alpen. In Begleitung noch eines Ordensbruders machte Luther sich auf den Weg, der Ordensregel gemäß zu Fuß, am Pilgerstabe von Kloster zu Kloster ziehend, über Berge und Ströme bis hin zu der ewigen Stadt. Auf dieser Wanderung, darf man schließen, kam er nach Nürnberg und ward hier durch die Empfehlungen seines Vikars in die Kreise Dürers, Scheurls und Pirckheimers eingeführt, die ihm in den ersten Kämpfen so nahe treten sollten. Sonst können wir über den Weg kaum etwas Sicheres sagen. Es läßt sich nicht ausmachen, ob Luther durch Tirol oder die Schweiz gezogen ist. Am Po hat er in einem Benediktinerkloster übernachtet. Daß er

in Florenz gewesen, bezeugt das Lob, welches er den dortigen Spitälern spendet. Aber wir können nicht wissen, ob damit die Hinreise oder der Rückweg gemeint sei. Als er Roms ansichtig wurde, ergriff es ihn mit andächtigem Schauer. Er fiel auf die Erde, hob die Hände auf und sprach: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!" In dem Augustinerkloster an der Porta Santa Maria del Popolo kehrte er ein.

Für keine Epoche ihres Bestehens können wir uns das Bild der Siebenhügelstadt deutlicher vergegenwärtigen, als für diese Jahre. Schon erhoben sich unter Bramantes Leitung die Pfeilerkolosse, welche die Riesenkuppel der neuen Peterskirche tragen sollten, mitten in dem Wirrwarr kleiner Häuser und den Ruinen der schonungslos zerstörten altehrwürdigen Basilika. In den Deckengemälden der sixtinischen Kapelle schuf Michel Angelo damals das Erhabenste, was eine gottgeweihte Kunst jemals erreicht hat. Die Triumphe der Kirche verklärte Raphael Sanzio in den Gemächern des Vatikans mit dem überwältigenden Zauber seiner Farben. Eben hatte er die „Messe von Bolsena" vollendet: ein Priester, der an die Wandelung der Hostie nicht glauben will, wird durch das Wunder selbst bekehrt; der Geistliche, der den Himmel durch sein Gebet bezwingt, trägt die Züge Julius' II. Und schon begann der rastlose Meister in der „Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel" dem Schlachtruf künstlerische Deutung zu geben, in dem der Papst damals die Mächte Italiens vereinigte, jenem „fort mit den Barbaren!" In der Kirche des Klosters, wo Luther einkehrte, ward am 5. Oktober die „heilige" Liga ausgerufen, welche Julius mit Spanien und Venedig gegen Frankreich schloß. Am 24. Oktober legte der Papst das Interdikt auf Pisa und verdammte die schismatischen Kardinäle und Bischöfe, welche sich dort unter dem Schutz der französischen Krone zum antirömischen Konzil versammelten. Von allen Seiten zogen sich über Italien die drohenden Wolken zusammen.

Vergebens suchen wir in den Erinnerungen Luthers nach einem Anklang an diese denkwürdigen Ereignisse oder an jene Wunderwerke der Kunst. Staunend stand er vor den riesigen Wölbungen des Kolosseum und der Diokletianischen Thermen, aber von der schwärmerischen Andacht, mit der ein Petrarca unter den ragenden Trümmern der Antike gewandelt, war in dem deutschen Bauernsohne nichts. Er blieb dem alten wie dem neuen Heidentum gegenüber befangen von der Stimmung des Klosters. Mit Schmerz und

Widerwillen erfüllte es ihn, wenn er sah, wie ungescheut das Laster hier prunken durfte, wie mit dem Heiligsten Spott getrieben wurde in der Stadt, zu der er mit scheuer Ehrfurcht aufgeblickt hatte. Las er die Messe, umständlich wie er gewohnt war, so rief ihm wohl der Pfaffe, der ihn ablösen wollte, ein ungeduldiges ‚passa, passa' (weg, weg!) zu; gottlose Witzworte vernahm er über den Akt, bei dem ihn selbst die Schauer der Andacht übermannten. Auch von dem höchsten Thron ward ihm jetzt der Schleier weggerissen: er sah das kriegerische Treiben an Julius' Hof und hörte entsetzt von den gräßlichen Thaten Alexanders VI. „Ist eine Hölle", sprach man, „so ist Rom darauf gebaut"; „es ist unmöglich, daß es so sollte länger stehen, es muß brechen."

Das alles hinderte Luther nicht, die gnadenreichen Stätten, Kirchen und Katakomben zu besuchen, für sich und die Lieben in der Heimat um den himmlischen Lohn zu werben. Und dennoch, wie sehr ihm auch die Fülle der Heiligtümer den Sinn verwirrte — den Lebensquell, der ihm in den Tiefen der Seele entsprungen war, vermochten sie nicht zu verschütten. Da er die Stufen der Scala Santa auf den Knieen betend zurücklegte, tönte ihm aus seinem Innern unaufhörlich das Wort entgegen, an dem er sich im Kloster aufgerichtet: „der Gerechte lebt seines Glaubens."

Im Frühjahr 1512, während Italien rings von Kriegslärm erfüllt war, kehrte Luther heim. Die Absicht seiner Reise scheint er nicht erreicht zu haben.

Im Herbst erlangte er die höchste Stufe seines Lehramtes, das Doktorat. Als ihn der Vikar zu dem schweren Schritt antrieb, kam wieder das alte Zagen über ihn: „Herr Staupitz, Ihr bringt mich um mein Leben!" „In Gottes Namen", erwiderte der, „unser Herrgott hat große Geschäfte; er bedarf droben auch kluger Leute; wenn Ihr nun sterbet, so müsset Ihr droben sein Ratgeber sein." Noch nach Jahren hat Luther seinen Freunden den Birnbaum im Klosterhof gezeigt, unter dem ihm der Freund Mut eingesprochen: gezwungen und getrieben, ohne Dank habe er eingewilligt. Am 18. Oktober feierte er die Promotion.

Da er nun aber „Doctor sacrae paginae", „Lehrer der heiligen Schrift" geworden war, erfaßte er seine Aufgabe auch wieder mit demselben Ernst, den er bei den scholastischen Studien und den Bußübungen im Kloster bewiesen hatte. Jetzt sollte er das Mark finden und mitteilen, nach dem er alle die Jahre gesucht, den „kurzen Weg", der sich ihm nach langer Irrfahrt aufgethan hatte.

Nicht ein Dogmensystem galt es zu entwickeln, sondern was ihm aus den heiligen Schriften in den Tiefen der Seele widerklang, wollte er in die Herzen der Hörer senken. Lehren war für ihn Bekennen, anbetende Unterwerfung unter die unnahbare Majestät Gottes, lobpreisende Sehnsucht nach der Gnade des allgütigen Vaters. „Nach einer langen und dunkeln Nacht", so schildert Melanchthon den Eindruck dieser Vorlesungen, „ging hier nach aller Frommen und Verständigen Urteil ein neues Licht der Lehre auf. Hier wies er den Unterschied des Gesetzes und des Evangelium nach; hier widerlegte er den Irrtum, der auf Kathedern und Kanzeln herrschte, daß die Menschen mit eigenen Werken Vergebung der Sünden verdienen und durch gesetzliche Zucht vor Gott gerecht sein sollen, wie die Pharisäer einst gelehrt haben; er rief die Menschen zum Sohne Gottes zurück; er wies sie wie der Täufer Johannes auf das Lamm Gottes, welches unsere Sünden getragen hat, und zeigte, daß man diese Wohlthat im Glauben annehmen müsse." Als Luther begann, mühte er sich noch ab in den Fesseln der Tradition. Der Text der Vulgata lag den Vorlesungen zu Grunde, welche er über den Psalter, den Römer- und Galaterbrief hielt; in den beiden Ursprachen der heiligen Schrift war er noch wenig bewandert. Aber die scholastischen Allegorien durchglühte er mit dem inneren Leben seiner Schrifterklärung, oder sie vergingen wie Dornengestrüpp unter dem Feuer seines Geistes. Über den Stürmen, welche der Angriff auf den Ablaß hervorgerufen, vergißt man leicht den Kampf, welchen Luther vorher gegen die Scholastiker und ihren Meister Aristoteles eröffnet hatte. Und doch dürfen wir fast zweifeln, wem die größere Bedeutung zukomme. Nichts war ja bei den Humanisten seit Petrarca beliebter gewesen, als die Phantasterei und gespreizte Hohlheit der Schulweisheit zu geißeln; aber mit all ihrer Heftigkeit hatten sie doch immer nur äußerliches, die barbarische Sprache, die Verkehrtheiten der Methode getroffen. Luther zuerst schnitt in die Wurzel, indem er die Unvereinbarkeit der aristotelischen Sittenlehre und Weltauffassung mit der des Evangelium behauptete. Er wandte sich damit ebensowohl gegen die humanistischen Vorstellungen wie gegen die scholastischen Traditionen, denn beide gingen darauf aus, die christliche Welt mit den antiken Werkstücken unmittelbar zu unterbauen. Er aber fragte weder nach Aristoteles noch Plato, sondern nach dem originalen Inhalt der Lehre, welche unmittelbar aus dem Munde Gottes hervorgegangen war. Wie könnte Gott überhaupt dulden, daß sein

Wort durch die Schriften des unseligen Heiden gedeutelt und gemeistert würde! Mit leidenschaftlichem Eifer verfolgte er die aristotelische Philosophie: sie war ihm die lernäische Hydra, ihre Köpfe die Thomisten, Skotisten und alle scholastischen Sekten. Und doch hat die Erkenntnis des Aristoteles seit dem Altertum niemand mehr zu verdanken als diesem Feinde. Denn indem Luther ihn aus der Theologie, die er in ihrem Wortverstande als die christliche „Lehre von Gott" erfaßte, hinauswies, fand er die Grenzen, innerhalb derer ein wissenschaftliches, in sich ruhendes Verständnis des hellenischen Weisen überhaupt erst möglich wurde.

Was ihm aber die Schulen und die Philosophie nicht boten, glaubte Luther in dem größten Lehrer des christlichen Abendlandes zu entdecken, in dem Meister seines Ordens, dem heiligen Augustin. Und ebenso wollte er bemerken, daß das evangelische Licht auch in deutschen Schriften offenbar geworden sei, in der Mystik Johann Taulers und in einer Schrift unbekannter Herkunft, der „Deutschen Theologie", wie sie seitdem genannt wird: da fand er die Unmittelbarkeit der Gottempfindung wieder, nach der seine Seele dürstete; von der „Deutschen Theologie" schreibt er, sie schwebe nicht oben wie Schaum auf dem Wasser, sondern sei aus dem Grunde des Jordan von einem wahrhaftigen Israeliten erlesen.

Schon breitete sich der Einfluß Luthers an der Universität aus. Das Kloster war mit Mönchen überfüllt, da Staupitz es sich angelegen sein ließ, die Glieder der Observanz an seine Universität zu ziehen. Der alte Pollich, der selbst einen Strauß mit der Schultheologie durchgefochten hatte, ahnte, daß hier ein Stärkerer gekommen sei: „dieser Bruder", soll er gesagt haben, „hat tiefe Augen; er wird wundersame Phantasien haben." Es fehlte nicht an Gegnern, wie denn vor andern der alte Trudfeder, der einige Jahre ebenfalls in Wittenberg wirkte, sich in den neuen Geist nicht finden konnte; aber mit um so größerem Eifer traten jüngere Kollegen für die evangelische Lehre ein, wie Wenzeslaus Linck, ein Ordensbruder Luthers und vielleicht sein Schulgenosse von Magdeburg her, Nikolaus von Amsdorf, Andreas Bodenstein aus Karlstadt in Franken und der Schweizer Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirch. Weitere Kreise gewann Luther durch die Predigt, mit der er zunächst im Kloster, dann in der Pfarrkirche der Stadt als Gehülfe des kränklichen Pfarrers beauftragt wurde. Auch hierfür ließ er sich nur widerstrebend gewinnen; um dann desto tiefer zu packen. Bei Hof war er wohl bekannt und gelitten: der Kurfürst

erbaute sich gern an seiner Predigt; an Spalatin, der als Hofprediger und Prinzenerzieher sich bald hervorragenden Einfluß erwarb, hatte er einen Fürsprecher, der sich ein Gewissen daraus machte, für die Gedanken des von ihm bewunderten Freundes das Ohr des Fürsten zu gewinnen.

Luther war jetzt der Stolz der Kongregation. Als Staupitz 1516 eine Reise nach dem Niederrhein unternahm, die ihn bis zum nächsten Jahr von Wittenberg fern hielt, wußte er zu seinem Vertreter für den sächsisch-thüringischen Distrikt keinen würdigeren zu finden, als den jungen Professor, der damit über 11 Konvente gesetzt wurde. Da zeigt sich uns der weltabgeschiedene Mönch als ein erfahrener und sorglicher Haushalter und Regent. Wir finden ihn, wie er einen Prior absetzt und die Neuwahl befiehlt, für das Studium sorgt, zuchtlose Brüder straft oder absolviert, über die kleinen Fragen der Kleidung und Verwaltung genaue Vorschriften giebt; sein Verhältnis zu Lange hält ihn nicht ab, ihm mit freundlichem Ernst Ermahnungen zu erteilen; aber immer dringt er doch darauf, Geduld mit den Schwachen zu üben, die Eintracht selbst unter Gefahr der strikten Ordnung zu bewahren und nur, wo die Not und das Gesetz es unabwendbar machen, mit Strenge einzuschreiten.

Nichts ist für Luther charakteristischer als das stete Wiederholen dieses Grundsatzes, kurz bevor er zum Stoß gegen den Mittelpunkt der Hierarchie ausholte. Um so mehr als in diesen Jahren die Angriffe auf die kirchlichen Schäden ungescheuter als jemals früher hervortraten. Eben jetzt hielt das gehässige Vorgehen der Dominikaner gegen Reuchlin alle humanistischen Kreise in steigender Aufregung. Selbst Mutianus Rufus vergaß einen Augenblick seine Vorsicht und warb für den gelehrten Freund. Erasmus setzte bei Papst Leo X., der ihn bewunderte, seinen Weltruhm gegen den mächtigen Orden ein. Mit jugendlicher Keckheit stürmten vor allen die Erfurter daher. Ein Studiengenosse Luthers, Crotus Rubeanus, dem bald Hutten und andere Poeten sekundierten, schuf, ohne sich doch zu nennen, in den Briefen der Dunkelmänner jene unsterbliche Satire, in der nach des Erasmus Ausdruck die Barbarei barbarisch verlacht wurde: niemals war die leere Anmaßlichkeit der Altgläubigen kecker, witziger, schonungsloser verurteilt worden.

Luther erkannte die Gebrechen so unumwunden an, wie nur immer die Spötter, und verachtete mit ihnen den pharisäischen

Hochmut ihrer Gegner. Die Kölner Schule, wo diese dominierten, war ihm von jeher zuwider, und in Reuchlin verehrte er den großen Kenner der Sprache, worin der Psalter und die Propheten geschrieben waren. Aber der Ton, mit dem in jenen Kreisen über die religiösen Fragen verhandelt wurde, stieß ihn zurück. Mit scharfem Tadel wandte er sich nach beiden Seiten. Den Verfasser der Dunkelmännerbriefe nannte er einen Komödianten. Auch diejenigen, führt er in einer Predigt aus, seien Verleumder, welche dafür halten, das, was wahr sei, dürfe nicht verschwiegen bleiben. Er bezieht auf sie das Wort Mosis: „Du sollst nicht offenbaren." Denn sie schaffen, daß der Hörer nicht in den Hütten, d. i. in der Kirche bleibe. Den Inquisitoren aber hielt er einen Satz entgegen, welcher tiefer traf als alle Spottreden der Poeten: habe nicht Reuchlin feierlich versichert, daß er keine Artikel des Glaubens, sondern nur seine Meinungen zur Diskussion aufstellen wolle? Dann aber möge er den ganzen Wirrsal der Ketzereien vorbringen, so dürfe man doch niemals an der ungeschminkten Lauterkeit seines Glaubens zweifeln! Mit andern Worten, Luther stellt hier das Recht der freien Meinung auf, sobald diese nicht als Forderung der Glaubensumwandelung auftrete. Schon ward er gewahr, eine wie tiefe Kluft ihn von dem feinsten der Spötter, von Erasmus trenne. Es gab in Europa keinen berühmteren Mann als diesen großen Philologen, und keinen, den es gefährlicher war zu verletzen. Sein „Lob der Narrheit" war ein Arsenal der schärfsten und giftigsten Pfeile, welche aus dem humanistischen Heerlager abgeschnellt wurden. Niemand schrieb ein eleganteres Latein. Auch die Theologie aber, sagte er, müsse man wie die andern Wissenschaften zu den Quellen zurückführen: nicht aus Scotus und Thomas, sondern aus den griechischen Kirchenvätern und dem Neuen Testament müsse man sie lernen. Es war der Punkt, in dem sich die Wege des Humanisten und des Reformators am nächsten berührt haben: die Ausgabe des griechischen Testamentes, welche Erasmus dem in der Kirche herrschenden Text, der Vulgata entgegensetzte, ward die sprachliche Grundlage, auf welche Luther seine Lehre gründete. Aber das hinderte diesen nicht, den Abstand seiner Überzeugung von Erasmus, der auch in religiösen Fragen immer der Humanist und Philologe, ein Fürstendiener und Schmeichler der öffentlichen Meinung war, in aller Schärfe zu erkennen.

Je klarer ihm aber die Abweichung des geistlichen Standes von dem evangelischen Vorbilde wurde, je peinvoller er sie empfand, um

so fester klammerte er sich an die Vorstellung, daß nur eine Umkehr von innen heraus die Rettung bringen könne. „Alle Gassen Jerusalems“, klagt er, „sind voll der Götzen und der Gotteslästerer, aber unsere Pharisäer sind blind gegen diese inneren Feinde, um sich auf Anstiften des Teufels gegen die äußeren zu wenden; sie verlassen das Ihre und bessern doch nicht das Fremde!“ War es denn aber nicht möglich, daß das Wort der Wahrheit durch den Wust der menschlichen Fabeln und Gesetze, den Schmutz der klerikalen Sünden hindurch dringe und die Welt erleuchte? Das war die Aufgabe, welche Luther dem eben versammelten Laterankonzil in dem Entwurf einer Predigt stellte, womit sein Freund, der Prior von Leitzkau vor den Vätern der Kirche auftreten sollte. Denn nur das Wort des Lebens zu verkündigen, sei die Aufgabe der Kirche: „Alles aber, was aus Gott geboren ist, spricht Johannes der Evangelist, überwindet die Welt.“

Ängstlich mahnt er die Freunde ab, sich in den seelenverderbenden Netzen hierarchischen Ehrgeizes fangen zu lassen, aber nicht minder wehrt er dem pessimistischen Verzagen und der vergeblichen Hoffnung, in der Weltflucht und Einsamkeit den Frieden zu finden. Das sei ein Vergraben des Pfundes, welches der Herr gegeben, damit wir es unsern Mitknechten austeilen. „Bist Du wirklich“, schreibt er einem Ordensbruder, „eine Lilie und Rose Christi, so wisse, daß Du unter den Dornen leben mußt; hüte Dich, daß Du nicht durch Unduldsamkeit, vorlautes Urteil oder verborgenen Hochmut selbst zum Dorn werdest. Mitten unter den Feinden ist das Reich Christi!“

Und immer noch ist er ohne Ahnung, daß er mit diesem Satz den Stand, dem er angehört, in der Wurzel durchschnitten hat. Nach wie vor fühlt er sich umhergetrieben in den inneren Stürmen und hat keinen höheren Gedanken, als den Frieden Gottes zu erringen. „Bete für mich“, schreibt er dem Prior von Leitzkau, „denn ich bekenne Dir, daß mein Leben sich von Tag zu Tage mehr dem Tode nähert; täglich werde ich kränker und elender.“ „Ich war der Welt abgestorben“, erzählte er später, „bis daß es Gott Zeit däuchte und mich Junker Tetzel mit dem Ablaß trieb.“

Drittes Kapitel.

Bruch mit Rom und den Romanisten (bis 1521).

Gegen den Ablaß.

Unter den Steuerschrauben, womit die römische Kurie das deutsche Gold erpreßte, gab es keine, welche allgemeiner und drückender empfunden wäre, als der Handel mit dem Ablaß. Hier wandte sich Rom nicht an die mitherrschende Geistlichkeit, sondern unmittelbar an die Masse der Gläubigen, der Beherrschten. Es hielt die Schätze feil, zu denen es, wie der Glaube war, allein den Schlüssel besaß. Das höchste Gut, die ewige Seligkeit konnte sich da jeder einzelne erkaufen. Ganz überschwänglich bot sich die römische Gnade dar: die Reue verlor ihren Stachel, die Angst vor Hölle und Fegfeuer entschwand, sobald die paar Silberlinge in dem Kasten klirrten, hinter dem das rote Kreuz der Ablaßprediger mit dem päpstlichen Wappen und Siegel aufgerichtet war. Es gab keinen bequemeren Weg zum Himmel, und keinen, der die widerchristliche Verkehrung der römischen Seelenführung offenkundiger machte: das kleinste Opfer an dem äußerlichsten Gute sollte genügen, um das Höchste im Menschenleben, den Frieden der Seele, die Gewißheit der Erlösung zu erwerben. Und doch war der Lohn, welchen Rom forderte, dieselbe Ware, an der nun einmal die menschliche Bedürftigkeit am meisten hängt und hängen muß, deren Besitz die unreinsten Triebe des Herzens am heftigsten erregt, an der tausend Güter und Genüsse dieser Welt kleben, die Quelle unermeßlichen Frevels und Jammers. So hat es die nationale Sage, welche in grauer heidnischer Vorzeit das deutsche Volksgemüt ureigen offenbarte, dargestellt: das Gold ist ihr der Fluch, an dem alles Glück

der Liebe und Treue zu Scheitern geht; in die Fluten des Rheinstroms läßt sie den Schatz des Verderbens senken. Jetzt ward von Rom her auf allen Straßen als Christi Lehre verkündigt, das Gold, um welches Judas den Herrn verraten, öffne die Pforten des Paradieses.

Das sittliche Bewußtsein und das weltliche Interesse wagten also die Ablaßhändler zugleich zu reizen: wer sich nicht durch ihr schamloses Verleugnen des sittlichen Anstandes verletzt fühlte, den ärgerten die Goldströme, welche sie aus dem deutschen Lande zogen. Seitdem Walther von der Vogelweide von dem deutschen Golde, das in den wälschen Schrein fährt, gesungen, hatte sich die nationale Erbitterung über die römischen Räuber unzählige Mal Luft gemacht. Aus der Zeit des großen Schisma besitzen wir von einem deutschen Geistlichen, dem jahrelanger Dienst am römischen Hof die Liebe zum Vaterlande nicht ersticken konnte, Dietrich von Niem, eine Schilderung, welche sich fast wie eine protestantische Darstellung des Tetzelschen Jahrmarktes liest. Zu Erfurt trat um die Mitte des 15. Jahrhunderts, in derselben Zeit, wo alle Reichstage von Klagen gegen die römischen Erpressungen widerhallten, ein Professor der Theologie, Johann von Wesel gegen die Verbindlichkeit des Ablasses auf; er ist im Kerker der Inquisition gestorben. Dann bemächtigte sich die humanistische Opposition auch dieses Stoffes; die Epigramme, mit welchen Hutten den „Krämer Julius" geißelte, gehören zum Schärfsten, was er gegen Rom gewagt hat. Und wie tief diese Stimmung in das Volk gedrungen war, zeigt ein Wort, das uns der Freund Luthers Friedrich Myconius aus dem Munde seines Vaters, eines ehrsamen Bürgers zu Lichtenfels in Oberfranken, überliefert: „es wären nur Netze, womit man den Einfältigen das Geld abfischte und aus dem Beutel nähme, und man könnte gewiß die Vergebung der Sünden und das ewige Leben mit Geld nicht kaufen und zuwege bringen."

Die Erbitterung mußte um so tiefer werden, je offenkundiger der Widerspruch zwischen der Bestimmung des Ablaßgeldes und den Vorspiegelungen war, mit denen es die Händler dem einfältigen Volk aus der Tasche lockten. Denn daran zweifelte kein Verständiger, daß das ganze eine Finanzspekulation war, welche wahrscheinlich nicht einmal dem angegebenen Zweck, zum Bau der Peterskirche, und am allerwenigsten geistlichen Interessen diente.

Der Papst, der seit dem Tode Julius' II. (1513) die Himmelsschlüssel verwahrte, Leo X. von Medici, dem Hause der großen

Kaufleute, deren Gold die florentinische Freiheit erstickte, hatte keinen andern Gedanken, als die Macht, welche ihm in den Schoß gefallen, und die künstlerische Blüte, welche eben in der üppigsten Entfaltung war, mit vollen Zügen zu genießen. Um seine Künstler, Litteraten und Komödianten, die Heerschar der Höflinge und Handwerker zu befriedigen, griff er in den Goldbrunnen des Kirchenschatzes, als ob er unerschöpflich wäre. Mehr noch als seine grenzenlose Verschwendung verschlangen die kriegerischen Stürme, denen auch er sich nicht entzog. Der Krieg um Urbino, das er dem rechtmäßigen Erben im Sommer 1516 entriß, um es zu dem mediceischen Hausgut zu schlagen, kostete an 700,000 Dukaten. Mit dem Türkenzehnten, welchen ihm darauf das Laterankonzil von allen Kirchengütern in der Christenheit bewilligte, glaubte er die erschöpften Kassen wieder füllen zu können. Er wiegte sich in dem Glanz des kriegerischen und kirchlichen Triumphes, als er einem gräßlichen Anschlag gegen sein Leben auf die Spur kam: eine feindliche Partei im Kardinalkollegium trachtete ihn mit Gift zu verderben. Indem er die Verschwörer selbst dem Tode überlieferte, entsprangen ihm aber aus ihrem Blute neue Goldquellen, aus der Konfiskation ihrer Güter sowohl als der Kreation neuer Kardinäle, welche seine Herrschaft in Rom auf immer feststellten.

Nun hatte der Konzilsbeschluß allerdings noch nicht soviel zu bedeuten, bevor die Staatsgewalten sich über den Türkenzehnten geäußert hatten. In Spanien und England begegnete auch wirklich dessen Forderung entschlossenem Widerstreben, und selbst von den deutschen Ständen war hierin nicht viel zu erwarten. Um so mehr mußte dem Papst an dem Fange liegen, den er mit dem Ablaß im Reich zu machen hoffte.

Der Primas der deutschen Kirche bot ihm selbst dazu die Hand. Es war Markgraf Albrecht von Brandenburg, des Kurfürsten Joachim jüngerer Bruder, der, nachdem er 1513 Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt geworden, im Jahre darauf noch zum Kurfürsten von Mainz erwählt war. Ein noch junger Mann, dem das Glück lachte wie Leo X., und der seine Würde wie der Papst genießen wollte, als Liebhaber der Künste und Gönner der Humanisten, die ihm alsbald, Erasmus und Hutten an der Spitze, ihren Weihrauch streuten. Nun erinnern wir uns, wie teuer der Mainzer Kirche die Wahl ihres Hirten in den letzten Jahrzehnten geworden war. Das Kapitel hatte dem Mark-

grafen auch deshalb seine Stimme gegeben, weil er sich anheischig machte, mit den Kosten des Pallium, welche diesmal 30,000 Gulden betrugen, dem Stifte nicht beschwerlich zu fallen. Doch dachte Albrecht nicht daran, das Geld aus eigenen Mitteln zu nehmen, sondern doch wieder aus seinen Diöcesen selbst zu ziehen, nur daß eben die Gläubigen in ihrem Gesamtumfange, auch in den benachbarten Territorien, soweit sein Sprengel reichte, geschätzt würden. Die Fugger in Augsburg streckten ihm jene Summe vor; um sie wieder einzubringen, hatte ihm der Papst die Hälfte des Ablasses innerhalb seiner Diöcese bewilligt und ihn zum obersten Kommissar ernannt. Man sah die Agenten des großen Handelshauses in Begleitung der Ablaßprediger, welche der Erzbischof durch das Land sandte.

Unter diesen hatte wohl die frechste Zunge Johann Tetzel aus Pirna, ein Dominikanermönch von unsauberer Vergangenheit und seit Jahren in der frommen Gaunerei geübt. Lange Zeit hatte er sie in dem eben aufblühenden Annaberg im Erzgebirge getrieben. Dann war er in den Dienst Kurfürst Albrechts getreten. Mit dessen Vollmacht ausgerüstet erschien er im Herbst 1517 um Zerbst und Jüterbogk in der Nachbarschaft Wittenbergs.

Das alles war ja nun nichts weniger als neu und unerhört. Wenn der verworfene Mönch der bethörten Menge für einen Viertelsgulden alle Verdienste der Leiden Christi verhieß, so gehörte das eben zu den Fabeln, durch welche Luther das Evangelium verdunkelt sah, zu dem Götzendienst, der alle Gassen Jerusalems erfüllte. Jenes Wort „Du sollst nicht offenbaren“ mochte auch Tetzel gegenüber noch Geltung haben. Nun aber sah Luther sich dem Marktschreier unmittelbar gegenüber gestellt. Unter den Ablaßkäufern waren Leute aus Wittenberg, denen er wegen unsittlicher Lebensführung die Absolution verweigert hatte. Sie hielten ihm ihre Freibriefe entgegen und verklagten ihn bei dem Kommissarius seines Erzbischofes.

Luthers Wille war nur darauf gerichtet, den ihm anvertrauten Seelen den Weg zu zeigen, welchen er gefunden hatte. Das war sein Amt, seine Pflicht und sein Bedürfnis. Jetzt sah er sich darin von einem frechen Betrüger, der sich aber auf die oberste Gewalt in der Kirche stützte, gehindert. Durfte er da noch schweigen?

Von vielen Seiten wurden Anfragen an ihn gerichtet, wie er sich zu der Sache stelle. Die nichtsnutzigsten Reden kamen von den Ablaßkrämern in Umlauf. Er mußte erleben, daß Tetzel die

Pfarrer anweisen ließ, ihre Beichtkinder zum Ablaßkaufe anzureizen. Auf das schwerste sah er das Ansehen des geistlichen Standes gefährdet.

Eine Weile ging Luther mit sich zu Rat. Dann beschloß er seine Stimme zu erheben.

Am Vorabend des Allerheiligen-Tages, wo auch nach Wittenberg das Volk strömte, um den Ablaß zu gewinnen, mit dem besonders die Reliquienschätze der Schloßkirche durch den Sammeleifer des Kurfürsten aufs reichste begabt waren, schlug er an deren Thüren selbst nach alter Universitätssitte 95 Streitsätze an, eine „Disputation Doktor Martin Luthers, des Theologen, zur Erklärung der Kraft der Ablässe."

Nun würden wir der Klugheit Roms Unrecht thun, wenn wir es für die brutalen Lästerungen Tetzels und die Borniertheit der Ablaßkäufer direkt verantwortlich machen wollten. Die Netze, womit die Nachfolger Petri nach den Seelen haschen, sind allezeit feiner gesponnen gewesen. Nicht die Sünde unmittelbar, wie das blöde betrogene Volk sicherlich wähnte, soll nach der römischen Lehre mit Geld losgekauft werden. Die Zerknirschung des Sünders, der sich dem Urteil des Priesters demütig unterwirft, fordert auch sie als Vorbedingung der Gnade. Als zweites die Absolution durch den Beichtvater, der die Seele von dem ewigen Tode losspricht. Ohne jenen giebt es keine Rettung. Doch kann auch er nur die ewigen Strafen in zeitliche umwandeln, denen der Sünder sich unterziehen muß, hier im Leben und in dem Zustand schwebender Pein, der zwischen den Pforten des Todes und des Paradieses seiner wartet, dem Fegefeuer. Diese Strafen, so ist die Lehre, können aber abgelassen werden, sei es durch den Kreuzzug, oder die Pilgerfahrt, oder Gebet, oder auch Geld zu kirchlichen Zwecken: wie eine Mutter ihren Kindern, kommt die Kirche den Seelen zu Hülfe, die sich in ihren Schoß geflüchtet, tröstet und stützt die geplagten und hebt mit liebenden Armen die ermüdeten empor. Denn was dem einzelnen fehlt, bergen im Überfluß die Schatzkammern, die ihr göttlicher Stifter und die Heerschar der Heiligen weit über das Maß ihrer Pflicht hinaus gefüllt haben. Aus ihnen wird den Armen und Schwachen mitgeteilt: es ist ja alles nur *ein* Geben und Empfangen, *ein* Neigen und Heben, *ein* Streben nach oben zu den seligen Chören.

Auch die schwersten Bußübungen, das war die Summe aller

Erfahrung Luthers gewesen, sind unfähig, die Gewißheit der Erlösung zu verschaffen. Hier trat ihm die Behauptung entgegen, eine Geldzahlung genüge, um alle Selbstqual entbehrlich zu machen. Es war die Lehre von dem Genugthun, das er verwerfen mußte, in der nacktesten Form.

Doch war zu jener Zeit die theologische Diskussion über den Ablaß noch nicht einmal geschlossen. Noch durfte man darüber disputieren, ob alle Strafen, die des Diesseits nicht bloß, sondern auch die des Fegefeuers, erlassen werden könnten. Der größte Meister der römischen Tradition, Thomas von Aquino behauptete es für alle, und auch den Seelen, welche schon in der Pein schmachteten, also an der Zerknirschung und Absolution gar nicht mehr Teil haben konnten, wollte er den Ablaß zugut schreiben; denn die Fürbitte der Kirche, welcher Gott die Erhörung verheißen habe, könne auch ihnen das Heil erwerben. Die Instruktion, mit der Tetzel durch Erzbischof Albrecht versehen war, versprach gerade den Seelen der Abgeschiedenen Erlaß der Qualen, ganz wie es die Überlieferung in dem Vers aufbewahrt hat: „sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt.“ Nichts konnte ja bei dem Volke besser ziehen, als die Spekulation auf das pietätsvolle Andenken an die verstorbenen Lieben.

War nun aber die Frage noch unentschieden, warum konnte da nicht auch der Doktor Luther in den Streit eingreifen, dessen Recht als Professor es war, Disputationen anzustellen, dessen Philosophenschule den Zweifel an allen kirchlichen Dogmen gerade zum Mittelpunkt ihres Systems gemacht hatte, sobald nur die Unterwerfung unter die Kirche gewahrt blieb? So erklärte denn auch Luther in der Predigt, womit er an jenem Abend gleich nach dem Anschlag der Thesen sich an seine Gemeinde wandte, daß des Papstes Meinung die rechte und nur von den Ablaßpredigern gefälscht sein werde. In dem Brief, worin er am folgenden Tage dem Erzbischof seinen Schritt anzeigte, drückte er sich ebenfalls so aus, als trügen die Kommissare vielleicht noch ohne sein Wissen und Wollen ihre verderblichen Lehren vor.

Wir wissen, mit welchen Empfindungen Luther damals die kirchlichen Mißbräuche betrachtete. Wie ferner Donner hallt seine innere Empörung in dem Brief an den Erzbischof und in den Thesen wider, wenn er von den frechen Worten der Ablaßprediger spricht, die statt des Papstes Auftrag ihre eigenen Träume pre-

digen, oder von den Netzen des Ablasses, womit Gut und Geld gefischt werde; wenn er die Frage aufwirft: warum der Papst nicht um der Liebe zum Höchsten und der Not der Seelen willen das Fegfeuer ganz ausleere, da er doch für einen so nichtsnutzigen Grund, wie den Bau einer Kirche, um unseliges Geld ungezählte Seelen erlöse; oder warum er, der reicher sei als Crassus und Crösus, nicht von dem eigenen Gelde, statt dem Schweiße der armen Gläubigen die Basilika St. Peters erbaue? „Skrupulose Laienargumente" nennt Luther solche Einwände; als kämen sie nicht von seiner Seite. Aber wie er sie widerlegt wissen will, zeigt die These, welche er ihnen folgen läßt: „mit bloßer Gewalt sie niederschlagen und nicht mit rechtfertigenden Gründen auflösen, heißt Kirche und Papst den Feinden zum Gelächter machen und die Christenheit dem Unglück überliefern." Es ist der Gedanke, den er der Verketzerungssucht der Dominikaner entgegen gehalten hatte: aus der Kirche heraus, so sagt er auch hier, muß die Rechtfertigung kommen.

Wie aber, wenn die offiziellen Gewalten sich derselben versagten? Luther hatte die Thesen so gefaßt, als ob das unmöglich sei. Eben als die kirchliche Lehre stellte er seine Ansicht hin, dem Papste selbst legte er sie in den Mund.

Was er behauptete, war nur ein kleiner Teil der Heilsbegriffe, in denen seine Seele längst gefestigt war. Aber unmittelbar aus ihren Tiefen war es entsprungen, und nur aus den heiligen Urkunden, die er damit im Einklang wußte, nahm er die Beweise. Nirgends ein Anklang mehr an scholastische Distinktionen und Argumente. Mit dem Weckruf des Erlösers beginnt er: „Unser Herr und Meister Jesus Christus, da er sprach: ‚thut Buße', hat gewollt, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei." Das ist der Grundton, der durch das ganze Schriftstück hindurchgeht, der Satz, in dem sein Glaube wurzelte: das ganze Leben ein Kampf gegen die Sünde, die niemals aufhört, ein Ringen nach der Erlösung, die doch in diesem Leben keinem zuteil wird. Er hallt mit mächtigen Accorden aus in den Schlußsätzen, welche wir zum Teil schon wörtlich in einem Brief des Jahres 1516 lesen: „Fort mit allen Propheten, welche zum Volke Christi sprechen: ‚Friede, Friede', und da ist kein Friede. Willkommen alle Propheten, die da sprechen: ‚Kreuz, Kreuz'; so ist es kein Kreuz mehr. Ermahnen laßt uns die Christen, ihrem Haupte Christus nachzufolgen durch Pein und Tod und Fegfeuer und zu vertrauen, daß

sie eher durch das Heer der Anfechtungen als eingelullt in Sorglosigkeit in den Himmel eingehen werden."

In diesem Gedanken hängen alle Thesen. Wenn Luther die äußere Pein in der Abtötung des Fleisches zugiebt und von der innerlichen Buße, der er sie unterordnet, unterscheidet, so läßt er doch beide bis zum Eingang in das Himmelreich dauern, so daß der Papst keine Macht darüber hat, sie umzutauschen oder aufzuheben — er würde sich ja damit an Gottes Stelle setzen, welcher allein ein Ende machen kann. Luther leugnet noch nicht das Fegefeuer; aber des Papstes Gewalt kann nicht über die Todespforte hinaus reichen. Jener Zustand ist vielmehr eine Fortsetzung des Kampfes, in dem die Seele seit der Taufe lebt, ein Hinstreben zu der Seligkeit, die ihr darin verheißen ward. Dennoch ist jeder Christ dem Papste unterworfen. Denn dieser bestätigt dem Sünder, daß Gott die Schuld vergeben hat. Das ist die Schlüsselgewalt der Kirche, welche Christi und der Heiligen Verdienst ihr verliehen haben. In ihr ruht die Gewalt des Papstes: Gott hat sie ihm gegeben, um seinen Willen erklärt zu sehen; er hat ihm jedermann unterworfen; daher auch den Bußübungen, die dieser noch besonders auflegen will oder ablassen mag, denen niemand sich entziehen soll. Aber die Gnade Gottes wird dem Büßenden ohne die Gebote oder Freibriefe des Papstes zu Teil; und wer immer dem Dürftigen hilft, thut besser als wer Ablaß erwirbt, denn er sorgt für den Nächsten, nicht für sich selbst. Und nur über das irdische Dasein erstreckt sich auch diese Hoheit des Papstes. Gott ist der Herr über die Gnade im Diesseits wie im Jenseits. Das ist der wahre Schatz der Kirche: das Evangelium von dem Ruhm und der Gnade Gottes.

So die Lehre, mit der Martin Luther zuerst aus der Klosterzelle in die große Welt hinaustrat. Die höchsten Gewalten zog er sofort selbst in die Debatte. Doch war seine Meinung nicht, über die zunächst beteiligten Kreise hinaus zu dringen. Er war erstaunt und nicht eben erfreut, als er das Aufsehen bemerkte, das die Sätze weit und breit machten. Aber der Beifall, den er fand, entsprach diesem Eindruck nicht, wie sehr auch alle Gewissenhaften mit ihm sympathisieren mochten. Das Wort, welches einem alten Hamburger Geistlichen in den Mund gelegt wird: „Du sagst die Wahrheit, guter Bruder, aber Du wirst nichts ausrichten; geh in Deine Zelle und sprich: Gott erbarme Dich meiner", drückt

die allgemeine Stimmung aus. Tetzels Geschäfte gerieten in's Stocken, aber die eigenen Ordensbrüder des kühnen Mönches erschraken vor dem Haß des rivalisierenden Ordens, in dessen Händen die Inquisition lag. Selbst die Freunde Luthers, denen er sein Vorhaben nicht mitgeteilt hatte, wurden zum Teil bedenklich.

Um so mehr, als sehr bald wachsender Widerstand sich regte. Alle scholastischen Gegner, welche Luther durch seine Angriffe auf Aristoteles gereizt hatte, fanden in dem neuen Vorwagen desselben eine Verstärkung ihrer Stellung. Am wenigsten durfte Johann Tetzel schweigen. Er eilte nach Frankfurt, der Hohenzollerschen Nachbaruniversität Wittenbergs, und ließ sich von dem alten Gegner Pollichs, Dr. Wimpina, Thesen aufsetzen, mit denen er im Januar 1518 promovierte. Es war eine Demonstration seines Ordens selbst, von dem sich dazu 300 Mönche in Frankfurt einfanden. Und wie armselig auch der Inhalt dieser Gegenschrift sein mochte, traf sie doch genau den Punkt, wo die Sätze Luthers von dem herrschenden System aus verwundbar waren: aufs schroffste betonte sie die Oberhoheit des Papstes über Schrift und Konzilien, seine Unfehlbarkeit in allen Glaubensfragen. Es war die lauteste Appellation an den obersten Priester. Wie, wenn nun dieser selbst sprechen würde?

Schon ließ sich eine Stimme von Rom her vernehmen. Ein hochgestellter Kuriale, Silvester Mazolini von Prierio, päpstlicher Censor und Inquisitor, Dominikaner wie Tetzel, und in der Verehrung des großen Ordensheiligen Thomas von Aquino grau geworden, riß sich, wie er in der an Leo X. gerichteten Zuschrift sagt, von dem Studium des „göttlichen“ Meisters los, um sich dem Augustiner, der seinen Nacken gegen den römischen Stuhl erhoben, als ein Schild entgegenzuwerfen. Im gröbsten Ton trug er die strengste papistische Theorie vor: die römische Kirche, von den Kardinälen und dem unfehlbaren Papst repräsentiert, sei die allgemeine, die Thomistische Lehre vom Ablaß die allein richtige.

Als Luther den Titel des neuen Gegners, „Magister sacri palatii“, las, noch bevor er Tetzels Thesen erhalten, in Leipzig auf einer Reise, die er nach Neujahr machte, erschrak er. Nie, sagt er, habe der Papst ihm weher gethan. War das schon die Stimme des obersten Herrn, ohne dessen Bestätigung nach Gottes Willen niemand der Erlösung teilhaftig werden könnte? Darauf, in der Beratung mit den Freunden, fand er einen Ausweg. Sie beschlossen, das dürftige Machwerk als untergeschoben, als eine neue

Maske der dunkeln Männer zu betrachten und mit Stillschweigen zu übergehen. Auch Tetzel ließ Luther zunächst unbeantwortet.

Nicht lange aber, so sah er in Deutschland selbst, mitten aus dem noch befreundeten Lager einen neuen Gegner hervortreten, Johann Mair von Eck, Professor in Ingolstadt, der in den scholastischen Disciplinen wie kaum ein zweiter glänzte, ohne darum den humanistischen feind zu sein, und seinen Ruhm in zahlreichen Fehden, die er als geübter Disputator gerne suchte, begründet hatte. In seiner Widerlegung, die er übrigens nur handschriftlich verbreiten ließ, brauchte er die härtesten Ausdrücke, wie „böhmischer Ketzer", „frecher Aufrührer", „Verächter des Papstes". Von hundert Kanzeln tönten diese Anklagen wider; schon wurde mit Bann und Feuer gedroht.

Luthers Mut aber wuchs nur im Kampfe. Auch er sah bald eine geschlossene und wachsende Partei um sich. Die Universität hatte alle Schwankungen überwunden und stand fest zu ihm. Der Kurfürst empfand früh genug, welche Schwierigkeiten auch ihm auf dem Wege des Mönches erwachsen könnten, der ihm die Ablaßschätze seiner Stiftskirche wertlos machte; aber der Widerspruch gegen den geistlichen Nachbar, mit dem er so wie so gespannt war und der ihm das Geld aus dem Lande ziehen wollte, konnte ihm nicht unwillkommen sein. Mehr noch nahm ihn das sichtliche Aufblühen seiner Universität für den jugendlichen Professor ein; und vor allem, es war nicht die Art des friedfertigen Fürsten, in den Streit über das Heilige, zu dem er ehrfürchtig aufblickte, mit eigenem Machtwort einzugreifen. Er gab daher Luther einen höchst gnädigen Geleitsbrief mit, als dieser im April 1518 auf einen Ordenskonvent in Heidelberg reiste, wo ihm die Würde des Distriktvikars abgenommen und auf Lange in Erfurt übertragen wurde. Als er hier in dem Hörsaal des Klosters vor seinen Ordensbrüdern und der Universität seine Sätze verfocht, kam es zu einer neuen Scheidung der Geister. Die jungen Magister und Studenten, vor allen der Dominikanermönch Martin Bucer, wurden von dem Feuer des Redners, der sie in die Tiefe seiner Glaubensbegriffe, in das „neue Gesetz", „das Gesetz des Lebens und des Geistes" einführte, hingerissen. Die alten Doktoren aber mochten ihm auf dem unbekannten Wege nicht folgen. Vergebens suchte Luther Usingen auf der Rückfahrt, die sie bis Erfurt in einem Wagen machten, zu überzeugen. Als er hier den alten Trudfeder aufsuchte, ließ dieser sich anfangs verleugnen und verharrte bei

der Unterredung, die er schließlich doch gewährte, wie Luther schreibt, in der „chaotischen Finsternis“ seiner Scholastik.

An ein Zurückhalten war nun aber nicht mehr zu denken. Schweigen wäre den fortgesetzten Angriffen gegenüber Verleugnen gewesen. Gerade um die Dunkelheiten der Thesen, die er der Sitte gemäß absichtlich zur Rätselform verschränkt hatte, aufzuhellen, schienen Luther neue Erklärungen geboten. So unternahm er, während er sich in kleineren Streitschriften und Sermonen, auch gegen Eck und Tetzel, Bahn machte, umfassende Resolutionen, d. h. eben Erläuterungen zu den Thesen auszuarbeiten.

Hatten alle Gegner die Unfehlbarkeit des Papstes betont und den Gehorsam gegen die kirchlichen Gesetze durch den neuen Ketzer verletzt erklärt, so wiederholte Luther hier mit vollstem Nachdruck seine Unterwerfung unter den römischen Stuhl als eine von Gott gestiftete Gewalt, in der Annahme, daß sie mit ihren Kanones und Dekretalen, ebenso wie die Kirchenväter dem in der Schrift geoffenbarten Gottesworte gleich sein werden. Wir sehen: so lange als irgend möglich will der Reformator an den Ordnungen, in denen die Welt hängt, fest halten. Aber er ist entschlossen, keinen Widerspruch in ihnen mit dem Geiste des Evangelium zu dulden. „Prüfet alles“, schreibt er mit Paulus, „und das Beste behaltet!“

Schon faßte er die äußersten Konsequenzen ins Auge. Im Juli predigte er vor seiner Gemeinde über den B a n n, welchen er als einen doppelten bezeichnete: den Ausschluß aus der leiblichen, und den aus der geistlichen Gemeinschaft, welche von keiner Kreatur, sondern nur von Gott allein verliehen und genommen werden kann, an der allein die wahren Güter, Gnade und Erlösung hängen, in der wir uns nur doppelt selig fühlen sollen, wenn die äußere Kirche uns mit Unrecht gebannt hat. Auch dann noch sollen wir die Gewalt der Kirche ehren, ihr nicht gleiches mit gleichem vergelten, sondern sie dulden, wie Krankheit und böses Regiment, so wie ja auch Christus seine Richter geehrt hat. Gott, der die Herzen in seiner Hand hält, wird wissen, wozu es gut sei. — Es sind in voller Schärfe die Begriffe von der Tyrannei und dem passiven Gehorsam, an denen Luther sein ganzes Leben fest gehalten hat.

Doch konnte ihn das nicht hindern, seiner sittlichen Entrüstung in jener Predigt vollen Ausdruck zu geben; mit scharfen Worten tastete er die Erpressungen der bischöflichen Beamten an. Darauf kam im Auftrage des Bischofs Johann Scultetus von Brandenburg, der die Ordinariatsrechte über Stadt und Universität

Wittenberg ausübte, der Abt von Lehnin, drückte ihm das Mißfallen des Bischofs über einen früheren Sermon aus und ersuchte ihn, die Resolutionen, die Predigt vom Bann und sonstige Schriften zurückzuhalten, um das Ärgernis zu vermeiden, wie sehr er übrigens recht haben möge. In der That versprach Luther auf Andringen der Freunde, noch einmal an sich zu halten. Unterdes aber sorgten die Gegner selbst für die Ausbreitung seiner Anklagen; sie ließen die angefeindeten Stellen aufschreiben oder gar drucken und versandten sie nach allen Seiten, bis Augsburg hin. Als Luther im August nach Dresden kam, erlebte er, daß ihm die Artikel unter Vorwürfen vor die Augen gehalten wurden. Unter solchen Umständen glaubte er mit seinen Resolutionen nicht länger zögern zu dürfen; eben im August gab er sie an den Tag.

Die wuchtigsten Schläge fallen auch in ihnen auf das römische Sündenleben. Sie reden von dem Schlund, der alle Reichtümer der Welt verschlingt, von dem „Gestank des römischen Babels“, sie beschwören den blutigen Schatten Alexanders VI. herauf. Noch hat Luther nicht direkt seinen Kirchenbegriff definiert, aber er reicht ihm offenbar weit über die römischen Grenzen hinaus. Die Sakramente selbst bindet er an den Glauben allein, und wir bemerken, daß er dabei neben der Buße nur noch von der Taufe und dem Abendmahl handelt. Ganz unbefangen spricht er von den Zeiten, wo die römische Kirche der griechischen nebengeordnet war. Der Papst, wie auch alle Heiligen sind ihm irrende, sündenbeladene Menschen. Nur mit dem Konzil vereint darf jener der Kirche Gesetze vorschreiben. Doch ist auch dies nicht mehr die letzte Instanz, sondern nur wieder eine Stufe, auf die Luther sich vor dem Gegner zurückzieht; hat doch das Laterankonzil, indem es dem Papste Unfehlbarkeit zuschrieb, selbst gegen die göttliche Wahrheit verstoßen! „Die Kirche bedarf einer Reformation“, ruft er aus, „aber sie ist nicht die Sache eines Menschen, wie der Papst, oder vieler Kardinäle, wie auf den letzten beiden Konzilien, sondern der ganzen christlichen Welt — nein, Gottes selbst, der allein die Zeit dazu bestimmen kann, er, der die Zeiten geschaffen hat.“

Zum ersten Mal wandte Luther sich mit dieser Schrift unmittelbar an den Papst; ihm selbst widmete er sie in einer Zuschrift voll von Demut und Würde. Aber schon begegnet uns darin das Wort von Worms: „Was soll ich thun? Widerrufen kann ich nicht und sehe doch den Haß der Menge gegen mich entflammt; ungern trete ich hinaus in die Gefahren und den Lärm der Welt, ich un=

gelehrter, beschränkter, nicht feingebildeter Mann in unserm Jahrhundert voll Geist und Schönheit, das einen Cicero in den Winkel drücken könnte. Aber die Not zwingt mich, die Gans muß unter den Schwänen schnattern." Er legt sich am Schluß dem Papst zu Füßen, unterwirft ihm sein ganzes Leben und Sein, sein Urteil selbst: „Ich will deine Stimme, die Stimme Christi, der in dir regiert und spricht, anerkennen. Habe ich den Tod verdient, ich weigere mich nicht zu sterben. Denn Gottes ist die Erde mit allem, was sie trägt: er sei geheiligt in Ewigkeit, Amen; er bewahre auch dich immerdar, Amen!"

Cajetan, Miltitz, Eck.

Trotzdem so schon von allen Seiten die höchste kirchliche Gewalt ins Spiel gezogen war, hatte die Welt im großen und ganzen bis zum Sommer 1518 doch keine Vorstellung von der Erschütterung, welche sich an den Ablaßstreit anknüpfen sollte. Als Luther auf jener Reise nach Heidelberg durch Würzburg kam, empfing ihn der Bischof Lorenz von Bibra mit herzlicher Teilnahme. Am pfälzischen Hof ward er sichtlich ausgezeichnet: Pfalzgraf Wolfgang, der in Wittenberg studiert hatte, lud ihn mit Staupitz und Lange zur Tafel; sein Bruder, der Kurfürst beglückwünschte Friedrich den Weisen zu einem so trefflichen Gelehrten. Ohne Bedenken folgte Melanchthon, von Reuchlin selbst empfohlen, im August einem Ruf des Kurfürsten als Lehrer des Griechischen nach Wittenberg. So jung er war, kaum 21 Jahre, erschien er doch schon als ein Stern erster Größe am humanistischen Himmel, doppelt glänzend durch den Ruhm, der von Reuchlin auf ihn zurückstrahlte; mit Eifersucht bemerkten die Leipziger das wachsende Ansehen der benachbarten jungen Universität. Noch im Herbst gewann es ein Kollege Johann Ecks über sich, seine Professur in Ingolstadt mit dem Lehramt des Hebräischen in Wittenberg zu vertauschen. Die humanistischen Kreise ließen sich ganz überwiegend von dem Reuchlinschen Streit in Anspruch nehmen. Hutten war in den Dienst des Erzbischofes getreten, der Tetzel aussandte; beide sind vielleicht um dieselbe Zeit von Albrecht angeworben worden. Im Winter hielt sich der Ritter in der sächsischen Residenz des Kurfürsten, in Halle auf, wenige Meilen von Wittenberg, mitten unter den Ablaßhändlern. Als er dann, etwa im April, einem Gesinnungsgenossen die erste Kunde

von dem Kampfe gab, schilderte er ihn als ein Mönchsgezänk, einen Skandal der dunkeln Männer unter sich, der jedes humanistische Herz mit Freude erfüllen müsse: „Die Heerführer sind rasch und hitzig, voll Mut und Eifer; bald rufen und schreien sie, bald jammern sie und klagen das Schicksal an." „So hoffe ich, werden sie sich gegenseitig zugrunde richten. Ich selbst habe neulich einem Ordensbruder, der mir davon sagte, geantwortet: Fresset einander, damit ihr von einander gefressen werdet." Und nicht viel anders wird man am Mainzer Hof über den Handel gesprochen haben.

Die Aufregung war in der That wesentlich noch auf die theologischen Kreise beschränkt; die Umwälzung, welche von hier aus den deutschen Staat treffen mußte, ahnte niemand.

Wohl aber fand der in den hohen und tiefen Schichten der Nation lange genährte Groll gegen die römische Brandschatzung eben im Sommer 1518 einen überraschend starken und allgemeinen Ausbruch.

Seit dem Frühling weilte ein päpstlicher Legat auf dem deutschen Boden, Kardinal Thomas de Vio von Gaeta (Cajetan), um die Türkensteuer von Kaiser und Reich einzufordern und in den großen Weltveränderungen, welche bei den Jahren des Kaisers über kurz oder lang erwartet wurden, die Interessen des römischen Stuhles wahrzunehmen. Auch der lutherische Handel war in seiner Instruktion nicht vergessen, wenngleich der neue Ketzer nicht genannt war: sie sprach aber von der Austilgung des hussitischen Giftes, das von Böhmen aus die benachbarten Gebiete ergriffen habe. An der Kurie selbst wurde der förmliche Prozeß eingeleitet, durch denselben Fiskal, Mario Perusco, der die Untersuchung gegen die verschworenen Kardinäle geführt hatte; der einzige Theolog in der Kommission, welche Leo X. darauf einsetzte, war Silvestro Mazolini. Im Juli fand sich der Legat in Augsburg auf dem Reichstage ein, den Kaiser Max hier noch einmal um sich vereinigte. Zahlreich waren die Stände erschienen; neben Kurfürst Albrecht, in dessen Gefolge Hutten kam, auch Friedrich der Weise mit seinen Räten, darunter Georg Spalatin.

Hier gingen die kaiserliche und die päpstliche Politik, die sich so oft feindlich begegnet, wieder mit einander. Kaiser Max schien noch einmal von dem Feuer seiner Jugend durchglüht, als ihm der Kardinal bei dem Hochamt, das er am 1. August im Dom hielt, den geweihten Hut und Degen überreichte und in prunkender Rede auf die Kronen von Konstantinopel und Jerusalem als Ziele seines

christlich-kriegerischen Ehrgeizes hinwies. In der That begann die ungeheure Gefahr, welche länger als ein Jahrhundert vom Osten her wie ein finsteres Fatum über der christlichen Welt schweben sollte, den europäischen Horizont zu umdüstern: Syrien und Ägypten hatte Sultan Selim I. erobert, in Tunis setzte sich der Corsar Haireddin Barbarossa fest, die Mauren erhoben sich drohend gegen Spanien: nachdem der Islam die griechische Kirche unterjocht hatte, rüstete er sich zum Sturmlauf gegen die Provinzen des römischen Stuhls. Mit dem Kardinal vereinigt forderte in Augsburg der Kaiser die Steuer für den „heiligen" Zug; des Papstes Bann und die Acht des Reiches wollte er über die Weigernden verhängt sehen. Wie phantastisch nun diese Gedanken sein mochten, waren sie doch nicht ohne Berechnung. Sie hingen zusammen mit dem Bestreben des Kaisers, die römische Krone seinem Enkel und Erben Karl von Burgund, der seit zwei Jahren auch in Spanien regierte, zu gewinnen. Er würde die Kurie dem französischen Rivalen in die Arme getrieben haben, hätte er sich diesem Verlangen widersetzen wollen. Die deutschen Stände waren in der Wahlfrage vielfach gespalten, aber völlig einig in der Verwerfung der Steuer, die sie als neuen Betrug der römischen Tyrannen ansahen. Das Bewußtsein der Abhängigkeit von der Kurie erwachte in ihnen mit voller Stärke. In anonymen Flugschriften und offiziellen Eingaben wurden die heftigsten Anklagen laut gegen die Kurtisanen und die Florentiner, die unter frommen Vorwänden dem deutschen Volk das Mark aussaugten. Es war, als sollten die Versuche, das deutsche Reich kirchlich und national abzuschließen, sich wiederholen, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter Leitung der Trierer und Mainzer Erzbischöfe so oft gemacht und gescheitert waren. Vergebens hatte Cajetan den Erzbischof Albrecht durch Verleihung des Kardinalshutes der Opposition zu entziehen versucht; gerade aus dessen Umgebung, aus der Feder Ulrichs von Hutten ging eine leidenschaftliche Streitschrift gegen die Henker der deutschen Freiheit hervor. Am 27. August lehnten die Stände jene Forderung als eine unerhörte Neuerung ab; sie wiesen auf die Empörung hin, die sich bei dem gemeinen Mann über die römische Geldgier offenbare.

Während aber so das Reich sich gegen den Papst erklärte und eine tiefe Erregung der nationalen Leidenschaften sich ankündigte, sah Martin Luther die Entscheidung von Rom her unaufhaltsam herannahen. Am 7. August erhielt er die Citation, welche ihm

befahl, sich innerhalb 60 Tagen vor den römischen Richtern zu stellen. Das war, wenn er folgte, nichts Anderes als der Tod.

Sollte er noch immer die Kurie als die Gewalt anerkennen, in der Christus zu ihm rede?

Zunächst dachte er nicht an Schweigen. Gerade jetzt verließen die Resolutionen und jene Rede über den Bann die Presse. Gegen Mazolini folgten sogleich ein paar Bogen, worin er dessen papistischen Theorien die Autorität des Konzils entgegenhielt, ohne darum doch diesem die Unfehlbarkeit zuzuschreiben; er konnte die konziliaren Reformer des 15. Jahrhunderts, einen Pierre d'Ailly und Nikolaus von Tudesco dafür anführen. Auch nach Wittenberg kamen jene überschwänglichen Anklageschriften, und Luther begann zu ahnen, daß er in den einsamen Kämpfen seiner Seele um die höchsten Güter des deutschen Geistes ringe, daß die Netze, aus denen er sich losreißen wollte, von einer ganz undeutschen Macht über das Herz seines Volkes geworfen seien. „Wagt es jener tölpelhafte Sophist Silvester", schreibt er Staupitz, „mich mit seinem Gewäsch noch einmal zu reizen, so will ich dem Geist und der Feder freie Bahn lassen und ihm beweisen, daß es in Deutschland Leute giebt, welche die römischen Kniffe kennen. Möge es nur bald geschehen. Denn zu lange schon äffen uns die Römer mit schamloser Stirn als ihre Hofnarren und Buffonen durch Schliche und Tücken ohne Maß und Ziel." Er hatte Momente, wo er Gott bitten mußte, seinen Kampfeseifer nur nicht in Übermut umschlagen zu lassen. Aber sein Gewissen sagt ihm, daß er alles nur von Gott habe, dem er es willig und ganz zu eigen giebt: „nimmt er es, so sei es genommen; erhält er es, so sei es erhalten. Sein Name sei gesegnet und geheiligt in Ewigkeit, Amen!" Und wieder läßt ein anderes Wort uns in die sturmbewegten Tiefen blicken, aus denen diese leuchtende Gewißheit sich emporhob. So schreibt er seinem Spalatin: „Ich leide, wie Du weißt, unvergleichlich viel Schlimmeres, was mich zwingt, die Blitze dieser Welt für nichts zu achten."

Dabei konnte Luther doch nicht gewillt sein, der römischen Hydra, die ihn, wie er sich ausdrückt, in der Citationsschrift mit hundert Höllenaugen anstarre, geradeswegs in die Fangarme zu laufen. Aber wie sollte er dem Verderben entgehen, ohne die Hoheit, die er dem römischen Stuhl noch einräumte, zu verleugnen oder die anderen Mächte der Welt für sich aufzurufen? Er sträubte sich gegen den Gedanken, seinen Fürsten in den Handel hineinzu-

bringen, und sah doch nicht, wie er ohne dessen Hülfe hinaus kommen könne. Seine Freunde gerieten auf die Idee, daß er einen Geleitsbrief fordern solle, den ihm dieser dann verweigern möge; und einen Augenblick neigte Luther ihnen zu. Unterdes aber hatte der Kurfürst schon einen früheren Vorschlag, den ihm Luther gleich nach der Citation geschrieben hatte, und der jener Haltung der Stände in Augsburg entsprach, sich zu eigen gemacht. Er bat den Kardinal, seinem Professor eine Untersuchung in Deutschland und vor deutschen Bischöfen zu gewähren.

Bei der Bedeutung, welche Friedrich der Weise in der Wahlfrage hatte, und der täglich wachsenden Erbitterung gegen Rom hatte der Legat Ursache genug, den Fürsten zu schonen. Wie sehr doch bereits die Machthaber mit den Gedanken Luthers rechneten, deutet ein Wort an, welches damals der Kaiser dem Kurfürsten sagen ließ: er möge den Mönch „fleißig bewahren", man könne seiner noch einmal bedürfen. Von dieser Seite war offenbar zunächst nichts zu fürchten.

So entschloß sich Cajetan trotz der Citation einen Schritt entgegenzuthun und bewilligte ein Verhör vor seiner Person in Augsburg selbst. Der Kurfürst eilte, Luther zu der Reise aufzufordern.

Der Reichstag war so gut wie beendet und Friedrich heimgekehrt, als Luther sich in den letzten Tagen des September auf die Wanderung begab. Am Hof in Weimar machte er Rast. Er predigte vor dem Fürsten, und wir dürfen nicht zweifeln, daß beide auch das fernere Vorgehen beraten haben. In Nürnberg schloß Linck sich dem Freunde an, nachdem er ihm eine neue Kutte statt seiner abgetragenen geliehen. Luther war auf dem Wege von Krankheit gequält; überall sah er mitleidige und besorgte Gesichter; er wanderte ohne Geleit; wie auf jenem Schicksalsgange nach Erfurt glaubte er den Tod, den schimpflichen und martervollen des Ketzers vor Augen zu sehen. Wie anders aber waren jetzt seine Gedanken! Nicht die Einsamkeit des Klosters, sondern das Glück und die Ehre des Elternhauses standen ihm vor der Seele. Er dachte: „ach wie eine Schande werde ich meinen lieben Eltern sein!"

Am 7. Oktober kam er in Augsburg an, nachdem er die drei letzten Meilen vor körperlicher Erschöpfung hatte fahren müssen. Schon drängte sich alles herbei, um, wie er Melanchthon meldet, den neuen Herostratus zu sehen. Augsburger Patrizier, wie der gelehrte Freund Maximilians Dr. Konrad Peutinger, begegneten

ihm mit herzlicher Teilnahme, der Karmeliter-Prior Johann Frosch räumte ihm sein Kloster ein. Von Hutten, den übrigens Krankheit an die Herberge fesselte, hören wir kein Wort über diesen Gegner Roms.

Gleich nach seiner Ankunft ließ Luther sich bei Cajetan anmelden, doch hielt ihn die Vorsicht der Freunde zurück, bis das Geleit vom Kaiser und der Stadt ausgewirkt war.

Am 12. Oktober wurde ihm Zutritt zu dem Legaten gewährt. Als er vor ihn kam, fiel er nieder; erst auf den Wink des Kirchenfürsten richtete er sich auf.

Mit dem Purpur bekleidet stellte sich hier von neuem dem Augustinermönch ein Dominikaner gegenüber, und wiederum ein glühender Verehrer des Thomistischen Systems. Seitdem er mit dem 16. Jahre ins Kloster getreten, hatte Cajetan dem Studium des heiligen Theologen, dessen Namen er annahm, alle Kraft gewidmet. Die Schroffheit, womit er auf dem Konzil die Unfehlbarkeit des Papstes verteidigte, hatte ihm die besondere Gunst Leos X. erworben; er war bei jener großen Kreation Mitglied des heiligen Kollegium geworden und schwelgte jetzt in dem Genuß, vor den deutschen Barbaren die Macht Roms in glänzenden Ceremonien zur Schau zu stellen. Auch litterarisch war er thätig gewesen; noch in Augsburg ließ er einige Schriften über die Tagesfragen erscheinen.

In diesem Augenblick aber war er nicht mehr gesonnen, die Diskussion fortzusetzen, sondern, wie er erklärte, die Sache väterlich beizulegen. Er forderte von Luther dreierlei: daß er widerrufe, daß er schweigen und in Zukunft alles vermeiden wolle, was den Frieden der Kirche stören könne. Als der Mönch bat, die Irrtümer, deren er sich nicht bewußt sei, anzuzeigen, hielt ihm der Kardinal die 58. These vor, worin er mit dem Satz, daß die Ablaßschätze nicht die Verdienste Christi und der Heiligen seien, einer Bulle Clemens' VI. direkt widerspreche, sowie die Stelle der Resolutionen, worin er den heilbringenden Empfang des Sakramentes an den Glauben des Genießenden knüpfe. Auch dieser Gegner machte es also wie die andern: er führte den Streit unmittelbar auf die höchste Gewalt zurück. Aus dem Munde des römischen Legaten selbst vernahm Luther den Ausspruch eines Papstes, und nur der Widerruf ward ihm freigestellt. Als er trotzdem wagte, unter dem Gelächter der anwesenden Italiener sich zu jenen Sätzen bis in den Tod zu bekennen und die Bulle

unklar und zweideutig, eine Verdrehung des Schriftsinnes nannte, brauste Cajetan auf: in längerer Rede wiederholte er die papistische Theorie und verwickelte sich, da nun auch Luther nicht schwieg, in die Diskussion, die er vermeiden wollte. Schließlich gewährte er diesem einen Urlaub zu weiterer Überlegung.

Eigentümlich genug war nun das Vorgehen, zu dem Luther sich entschloß; und wir werden darin wohl den Einfluß von Staupitz erkennen dürfen, der sich jetzt in Augsburg einfand, sowie Peutingers und der sächsischen Gesandten Feilitzsch und Rühel, welche der Kurfürst am Reichstage zurückgelassen hatte. Sie alle, wie auch kaiserliche Räte waren um ihn, als er am 13. Oktober sich von neuem dem Legaten stellte. Hier ließ er zunächst ein förmliches Notariatsinstrument aufsetzen, in dem er mit verschnörkelten Wendungen der römischen Kirche pflichtmäßigen Gehorsam bis zum Widerruf gelobte; doch verlange er, zuvor gehört und unterwiesen zu werden; er sei bereit, sich mündlich oder schriftlich zu rechtfertigen und das Urteil der Universitäten Basel, Freiburg und Löwen, oder auch von Paris zu hören. Luther wollte damit einen Unterschied zwischen der römischen Kirche und der römischen Kurie herstellen, sowie die Stände mit ihren fulminanten Anklagen nur eben Rom, nicht die römische Kirche hatten treffen wollen. Die Gesamtheit der abendländischen Hierarchie mit ihrer Repräsentation im Generalkonzil suchte er der monarchischen Gewalt Roms entgegenzusetzen; als könne er noch auf den Weg zurücklenken, den die abendländische Christenheit in der Periode der Reformkonzile durchmessen hatte.

Die Bitten seines Vikars erwirkten ihm in der That die Erlaubnis, eine schriftliche Erklärung über die angefochtenen Sätze zu geben. Am folgenden Tage überreichte er sie dem Legaten. Auch in ihr hielt er die Übereinstimmung der päpstlichen Bulle mit der Schrift bis zur Verdrehung ihres Textes fest — Subtilitäten, welche um so auffallender sind, als Luther nun doch von neuem in schärfster Weise die Autorität der Schrift über den Papst und seine Dekretalen behauptet. Aber wir sehen daraus, wie er nach dem Auswege ringt, der ihm doch in dem römischen Irrgarten auf allen Seiten verstellt wird. Er fleht, daß man ihm eine Lichtung zeige, daß man seine Seele doch nicht in die Finsternis hinausstoße: er wolle ja so gerne widerrufen: nur daß die Wahrheit erhalten, sein Gewissen frei bleibe!

Aber nichts als den Widerruf verlangte der Legat. Noch ein-

mal trug er die Sätze aus seinem Thomas vor. Er litt es nicht, wenn der Mönch ihn unterbrach; wohl zehnmal donnerte er ihn nieder. Da wurde auch dieser, während die Italiener kicherten und lachten, heftig: „Eure Herrlichkeit“, brach er los, „glaube nur nicht, daß wir Deutschen nicht auch die Grammatik verstehen!“ Der Kardinal geriet in Verwirrung: diese tiefen Augen, die ihn aus dem abgehärmten Gesicht unter der Mönchskappe anglühten, machten ihm Grauen. Er ließ den Ketzer nicht wieder zu Wort kommen und wiederholte nur die Forderung des Widerrufes. „Geh“, rief er, während Luther sich schon entfernte, „und komme mir nicht wieder vor die Augen, wenn Du nicht widerrufen willst!“

Auch dann noch versuchte der Kardinal durch Staupitz und Linck auf Luther einzuwirken, doch entzogen sich beide seinem fast bittenden Drängen und verließen, ohne Urlaub zu nehmen, am 16. Oktober die Stadt. An demselben Tage schritt Luther zu einem neuen notariellen Akt, der Appellation „von dem schlecht unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden“, worin er, wie es ihm das kanonische Recht erlaubte, gegen Mazolini als Richter protestierte und „gelehrte, rechtschaffene päpstliche Kommissare an einem sicheren Ort“ forderte. Er unterließ es nicht, die Urkunde mit einem Brief an Cajetan einzusenden. Als aber von dessen Seite alles still blieb, begann er mit den Freunden ernstlich besorgt zu werden und beschloß, heimlich zu entweichen. Durch eine Pforte in der Stadtmauer, welche jene öffnen ließen, am 20. Oktober in der Nacht ritt er davon, in der Kutte ohne Stiefel noch Hosen, 8 große Meilen ohne zu rasten; als er in Monheim an der Straße nach Nürnberg abstieg, fiel er totmüde neben seinem Pferde in die Streu. In Nürnberg traf er einen Brief Spalatins mit einem päpstlichen Breve vom 23. August, welches dem Legaten die Einlieferung des Erzketzers nach Rom anbefahl und alle Gönner desselben mit Bann und Interdikt bedrohte. Luther blieb seiner Taktik treu, indem er auch diese Willenserklärung der Kurie für unecht erklärte. Vielleicht hat er sich aber wirklich noch einmal überredet, daß der überaus heftige Erguß von einem so human gesinnten Papst, wie Leo X., nicht herstammen könne; und in der That wird die Echtheit des Briefes bis heute bestritten. Hinter Koburg stieß Luther auf einen seiner Mansfelder Grafen, der über den Mönch zu Pferde lachte und ihn zu Gast lud. Über Leipzig ritt er weiter; am Jahrestage der Thesen kam er heim.

Bald sah er sich auch in Wittenberg von den Gegnern aufgespürt. Am 19. November lief am sächsischen Hof ein Schreiben Cajetans ein, worin der Kurfürst unter dem kaum verhüllten Vorwurf des Ketzerschutzes zur Auslieferung oder zur Landesverweisung des Mönches aufgefordert wurde. Friedrich verharrte in seiner Antwort auf dem Standpunkt von Augsburg; er bat um das Verhör auf deutschem Gebiet; seinen Rat Pfeffinger, der dem Kaiser folgte, wies er an, bei diesem um dasselbe zu sollicitieren.

Dem entsprach es, wenn auch Luther zunächst an jener Unterscheidung zwischen der römischen Kirche und Kurie festhielt. Am 28. November ahmte er einen jüngst erfolgten Vorgang seitens der Pariser Universität nach und appellierte an ein Konzil. Um nicht mit seinem Mönchsgelübde des Gehorsams in Konflikt zu kommen, hatte er sich bereits in Augsburg von Staupitz, der damit zugleich die Kongregation aus dem Spiel bringen wollte, von der Ordensregel dispensieren lassen.

Aber er sah dennoch in voller Klarheit den Augenblick vor sich, wo er diese Masken hinwegreißen und allen Mächten der Finsternis gegenüber sich ganz auf seinen Gott werde zurückziehen müssen. So schrieb er am 11. Dezember an Linck, dem er einen aktenmäßigen Bericht über die Augsburger Verhandlungen einsandte: „weit Größeres noch will meine Feder gebären; ich weiß nicht, woher mir diese Gedanken kommen: aber dieser Handel, achte ich, hat noch kaum seinen Anfang genommen, statt daß er vor dem Ende wäre, wie die großen Hausen in Rom hoffen." Je hartnäckiger er bisher sich an den Wunsch geklammert, um jeden Preis die päpstlichen Ordnungen in Einklang mit der evangelischen Gewißheit zu sehen, um so fürchterlicher war seine Erschütterung, als er nun Schritt für Schritt die Kluft zwischen ihnen immer tiefer gerissen sah. Eine Vorstellung erwachte in ihm, welche vom Mittelalter her wie ein Schatten der Finsternis über dem religiösen Bewußtsein der Welt schwebte: der Antichrist, von dem der Apostel geschrieben, schien ihm die Züge „dieser mehr als türkischen Tyrannei" zu tragen. „Du wirst aus meinem Schriftchen sehen", schreibt er jenem Freunde, „ob ich Recht habe, wenn ich argwöhne, daß der leibhaftige Antichristus in der Kurie zu Rom seinen Thron hat!" Hielt er sich noch an die hierarchischen Satzungen, welche ihn umstrickten, so ruhte doch seine Seele weit darüber hinaus in dem erhabenen Begriff, daß Gottes Reich, d i e Kirche, in der er sich mit dem Ewigen vereinigt wußte, frei von „äußerlichen Gebärden", nicht

an Zeit noch Stätte gebunden sei. Roms Gnade aber, nichts war ihm klarer, hatte er verspielt; täglich erwartete er, wie er schreibt, seine Mörder.

Das konnte ihn nicht abhalten, auf Kanzel und Katheder nach alter Weise fortzuwirken. Niemals war die Universität besuchter gewesen, hunderte von Studenten drängten sich in den Hörsälen. Zu Melanchthon, der mit jugendfrischer Begeisterung diese wundervolle Verbindung zwischen humanistischer und theologischer Bildung zu befestigen strebte, trat Luther in das innigste Verhältnis; mit wahrer Ehrfurcht blickte er zu der erstaunlichen Gelehrsamkeit des jungen Kollegen auf. Die Universität hielt in wiederholten Eingaben an den Kardinal schützend die Hand über ihrem großen Lehrer. „Wir sind hier fleißig", schreibt er in demselben Brief, „wie es die Ameisen sind."

Aber nur nach Tagen rechnete er noch dies Glück. Den Fürsten, der ihm weltlichen Schutz gewährte, wollte er durchaus nicht in den Kampf für das Evangelium verstricken. Er hatte, wie er seiner Gemeinde vortrug, die Absicht, eines Tages heimlich davon zu gehen, und fand ein gewisses Behagen in der Vorstellung, dann durch keinerlei Rücksichten mehr gefesselt, alle seine Gedanken frei ausströmen zu können. Wohin — das wußte er nicht. Vielleicht werde die Sorbonne in Paris ihm eine Zuflucht bieten. „Wo wollt Ihr aber bleiben?", hatte zu Augsburg ein Italiener, der ihn zum Verleugnen seiner Überzeugung verführen wollte, gefragt. Seine Antwort war gewesen: „unter dem Himmel!" Das war nun seine Stimmung: er sei gegürtet wie Abraham, auszugehen aus dem Lande seiner Väter, in die unbekannte Ferne: sie könne ihn nicht schrecken, denn Gott sei allerorten.

Da schien es, als ob die römische Gnade ihm noch einmal lächeln werde.

Vor drei Jahren war ein vornehmer sächsischer Geistlicher in des Kurfürsten Auftrag nach Rom gegangen, der Domherr Karl von Miltitz. Er sollte dem Fürsten, dessen ganzes Herz an dem heiligen Tand hing, Indulgenzen, vielleicht auch neue Reliquien, vor allem jedoch die goldene Rose verschaffen, welche die Päpste von Zeit zu Zeit besonders verdienten Anhängern ihrer Hoheit zu verleihen pflegen. Im Herbst 1518 schien Friedrich das Ziel dieses Ehrgeizes erreicht zu haben. Miltitz konnte melden, daß er das Kleinod persönlich bringen werde. Zugleich kam allerdings die

Nachricht, daß er den Auftrag habe, Martinus Luther, den „Sohn des Satans“ abzuholen. Das war die Hoffnung der Kurie: die Tugendrose sollte der Judaslohn werden, um den der Kurfürst den Ketzer verrate.

Als der Nuntius nun ins Reich kam, mußte er freilich bemerken, wie unverständig man in Rom gerechnet hatte. Diese allgemeine Erregung, die sich täglich drohender kund that, konnte offenbar nicht durch solchen Gewaltschritt beschwichtigt werden. Er glaubte es klüger anzufangen, wenn er unter völliger Umbiegung seines Auftrages sich in der Heimat als römischer Friedensbote darstelle. Da seine Instruktion ihn an den Legaten band, konnte er es wohl wagen, sobald dieser ihn deckte. Möglich auch, daß er von der Kurie selbst doppelte Weisungen erhalten hat. In der That gab Cajetan, mit dem Miltitz auf dem Wege in Linz eine Unterredung hatte, seine Zustimmung.

Wie erstaunte da Luther, als der in Sachsen wohlbekannte Kurtisan, den das Gerücht als den Gewaltboten der römischen Tyrannen angekündigt hatte, ihm durch den Fürsten selbst eine Unterredung anbieten ließ. Am Hoflager zu Altenburg fand dieselbe in den ersten Tagen des neuen Jahres statt. Hier vereinigte man sich wirklich in dem Gedanken, die Untersuchung deutschen Kommissarien zu übertragen. Von den drei Bischöfen, welche Luther selbst vorschlagen durfte, wählte Miltitz den zuerst genannten, Kurfürst Richard Greifenklau von Trier, dem Friedrich schon in Augsburg nahe getreten war. Wie ein Freund und Landsmann trat der Nuntius an Luther heran. Er schalt auf die Schamlosigkeit der Ablaßkrämer und das wüste Treiben der Wälschen, aber beklagte seine Heftigkeit, den Schaden, den die Kirche davon haben werde; die Thränen kamen ihm in die Augen, als er das sagte. Er lud den Mönch zur Tafel und küßte ihn zum Abschied. Mit tiefem Mißtrauen nahm Luther die Freundlichkeiten des Romanisten auf; einem Freunde schrieb er was von Judaskuß und Krokodilsthränen. Aber so lange Rom in dieser Weise zu ihm sprach, konnte er nicht wohl die Brücken abbrechen. Er wußte nicht mehr, ob er sich darüber freuen dürfe, aber erklärlich genug, daß sich immer wieder der Gedanke in ihm regte, der Handel könne noch beigelegt werden. So bekannte er sich in einem Brief an den Papst, den er am 3. März, wieder in Altenburg unter den Augen des Kurfürsten redigierte, noch einmal zum Gehorsam gegen die „gemeinsame Mutter“, die römische Kirche, welche er, vielleicht zu heftig, wie er bekenne, gegen diejenigen ver-

teidigt habe, deren Habgier sie aufs äußerste beschimpfe. Er versprach zu schweigen, wenn seine Gegner dasselbe thäten, und verstand sich sogar zu einem öffentlichen Ausschreiben, in dem er zwar auf dem evangelischen Grunde unerschütterlich stehen blieb, aber doch inbezug auf die Verehrung der Heiligen, das Fegefeuer, den Ablaß, den Gehorsam gegen den Papst und die hierarchischen Satzungen festzuhalten suchte, was auf seinem bisherigen Standpunkt nur immer sich damit vereinigen ließ.

Unterdes suchte Miltitz, der nach Oberdeutschland gegangen war, den Papst für sein Vorgehen zu gewinnen. Anfang Mai traf er mit Cajetan in Coblenz beim Kurfürsten Richard zusammen. Ohne sich auf eine Vollmacht von Rom her stützen zu können, forderte er Luther zuversichtlich auf, sich jetzt dem Erzbischof zur Untersuchung zu stellen. Natürlich konnte das auf jenen keinen Eindruck machen. Er fand das Verlangen lächerlich und bezeichnete es wie einen schlechten Witz des Nuntius.

Vor allem aber, die Dinge hatten schon eine Wendung genommen, welche die Basis der Verhandlung, das Stillschweigen der Parteien verrückt hatte. Luther bereitete sich eben vor, den Kampfplatz zu betreten, auf den Johann Eck ihn gerufen hatte.

Wegen der Fehde vom vorigen Jahr brauchten sich beide noch nicht gerade als erklärte Gegner zu betrachten; denn diese war „privatim", d. h. wohl beiderseits handschriftlich erfolgt. Nur mit Karlstadt, der seit dem Frühling 1518 sich neben Luther mit unruhiger Keckheit hervorthat, hatte Eck einen öffentlichen Waffengang über die Frage von der Gnade und dem freien Willen gemacht. In Augsburg erhielt er Gelegenheit, mit Luther persönlich zu verhandeln, und bewilligte diesem, der dazu Karlstadts Vollmacht besaß, eine Disputation, um dem Streit mit einemmal ein Ende zu machen. Sie kamen in aller Höflichkeit überein, Erfurt oder Leipzig als Kampfplatz zu wählen; es war von den Wittenbergern nachgiebig genug, als sie dann zu der Wahl der Nachbaruniversität, mit der sie schon nicht mehr zum besten standen, ihre Zustimmung gaben. Auf die Zeit nach Ostern ward die Zusammenkunft festgesetzt.

Eck zögerte nicht lange, sein Programm in 12 Thesen zu formulieren, welche bald nach Neujahr ausgingen. Luther erhielt sie nach der Unterredung zu Altenburg, noch vor dem Brief an den Papst. Da las er nun in dem letzten Satz einen Angriff gegen

eine Behauptung, die garnicht von Karlstadt, sondern von ihm selbst herrührte: von der Gleichstellung der morgenländischen Kirchen mit der von Rom in den ersten 6 oder 8 Jahrhunderten der Christenheit. Eck hatte sich dagegen zur striktesten römischen Observanz bekannt, den Papst als den ökumenischen Nachfolger Petri und Christi selbst bezeichnet.

Schwerlich wußte der Ingolstadter Professor von dem, was damals in Sachsen zwischen Luther und dem Nuntius vorging. Er stand noch unter dem Eindruck der Augsburger Verhandlungen — man könnte sogar vermuten, unter der persönlichen Einwirkung Cajetans. Jedenfalls aber war das Verfahren taktlos und Luthers Erbitterung um so begreiflicher, als er nun vor Augen sah, daß der eine Angriff andere nach sich ziehen werde. Sollte er sie alle schweigend erdulden? Er war sofort entschlossen, dem „Sykophantenkniff“ mit offener Stirn zu begegnen. Auch traf er damit durchaus Ecks Meinung. Kaum hatte er seiner Entrüstung in einem öffentlichen Anschreiben an Karlstadt Luft gemacht, als von Eck die Herausforderung an ihn selbst einlief: er möge seinem Vorkämpfer zur Seite treten und das Seine verteidigen.

Luther that das in der ihm eigenen Weise, indem er die frühere Behauptung noch überbot. Er dehnte die Periode der Gleichberechtigung zwischen den Kirchen über 1100 Jahre aus; den Text der heiligen Schrift und die Beschlüsse des nicänischen Konzils stellte er den „frostigen“ Dekretalen, aus denen Eck schöpfe, gegenüber.

Indem er nun das Dekretalrecht studierte und mit der heiligen Schrift und den Urkunden der alten Kirche verglich, verstärkte sich ihm täglich mehr der Eindruck von der unversöhnlichen Feindschaft zwischen dem Evangelium und der Hierarchie. Mit tiefer Erschütterung erkannte er, wie in diesen Gesetzen unter dem Namen Christi alles auf die Macht des römischen Stuhles und die Fesselung der Gewissen abziele. Mehr und mehr drängte sich ihm die Vorstellung auf, daß Rom das „Babel“ sei, „das große Thier“, davon der Prophet des Neuen Testamentes redet. „Ich weiß nicht“, will er Spalatin „ins Ohr flüstern“, „ob der Papst der Antichrist selbst oder ein Apostel von ihm ist: so jämmerlich wird in seinen Dekreten Christus, das ist die Wahrheit verfälscht und gekreuzigt.“ Wohl sah er, wie die Freunde, der Kurfürst und Spalatin selbst von neuem unruhig wurden, aber das konnte ihn nicht zurückhalten, wo der Herr ihn rief. Wollte er ein Theologe bleiben, so durfte er schon nicht mehr schweigen. „Dieser Handel“, schreibt er, „wird,

wenn er von Gott ist, nicht eher enden, als bis, wie Christum seine Jünger, so auch mich alle meine Freunde verlassen und die Wahrheit allein bleibt, welche sich errettet mit ihrer Rechten, nicht mit meiner, nicht mit deiner, noch mit der irgend eines Menschen. Und daß diese Stunde kommen wird, habe ich von Anfang an gewußt."

Während er aber darauf brannte, sich mit dem Gegner zu messen, schien es, als sollte der Kampfplatz für ihn geschlossen bleiben. Zunächst war es den Leipziger Theologen wenig nach dem Sinn, der Unruhe, von der das Nachbarland erfüllt war, bei sich Eingang zu verschaffen, und es bedurfte einer sehr scharf gehaltenen Zuschrift Herzog Georgs, dem gerade daran lag, seine Universität neben Wittenberg nennen zu hören, um sie gefügig zu machen. Die Zulassung Luthers hingegen war selbst dem Herzog bedenklich, und erst im Juni gab er seinen wiederholten Bitten nach und erlaubte ihm zu erscheinen.

Bald darauf traf als erster von Weißenfels her Johann Eck in Leipzig ein, denselben Tag wie der Herzog. Zwei Tage später, am 24. Juni hielten durch das Grimmaer Thor die Wittenberger ihren Einzug: die Professoren auf offenen Wagen: Karlstadt, Luther und Melanchthon, Amsdorf und eine Anzahl jüngerer Dozenten, mit ihnen der jugendliche Rektor Herzog Barnim von Pommern: um sie her liefen ein paar hundert Studenten mit Handbeilen, Spießen und Hellebarden. Die Sommerszeit hatte von nah und fern Scharen Neugieriger herbeigezogen. Erfurt war unter anderen von Johann Lange vertreten. Sogar aus Böhmen waren Pikarden oder Utraquisten gekommen, die den neuen Hus begrüßen wollten. Sehr bemerkt wurde die Zurückhaltung der hohen Prälatur: von den 11 Landesäbten waren bloß 3 anwesend, von den Bischöfen keiner; der von Merseburg ließ als Kanzler der Universität noch in der Stunde, wo die Wittenberger einzogen, ein Plakat an den Kirchenthüren anschlagen, worin er die Disputation verbot.

Am 27. Juni ward das Redeturnier mit allem Pomp einer akademischen Feierlichkeit eröffnet. Von der Aula, wo ein Leipziger Kollege die Begrüßungsrede hielt, ging es in feierlichem Zuge nach der St. Thomaskirche zu einem Hochamt, von da auf das Schloß, die alte Pleißenburg am Ende der Stadt, deren festlich geschmückter Saal allein die Menge der Professoren und Gäste fassen konnte. Der Rat hatte ein ganzes Quartier der Bürgerwehr aufgeboten, um das Volk, welches sich unter den schattigen Bäumen des Vorplatzes drängte, zurückzuhalten. Noch einmal beglückwünschte der

Humanist an der Universität, Petrus Mosellanus, die Parteien in einer zweistündigen Rede, zierlich und höflich nach allen Regeln der Eloquenz, doch mit sichtlichem Wohlwollen für die Wittenberger. Erst am Nachmittag kam man wieder zusammen, und nachdem noch der Kantor Georg Rau sich mit seinen Sängern und Stadtpfeifern hatte hören lassen, begann das Gefecht.

Für die Kämpfenden waren zwei Katheder aufgestellt und mit Teppichen behängt, auf welchen man die ritterlichen Heiligen St. Georg und St. Martin eingewirkt sah; um sie her Bänke und Tische für die Notarien und die Zuhörer; den Fürstlichkeiten waren erhöhte Plätze reserviert. Der Landesherr selbst fehlte anfangs, aber Herzog Barnim und Fürst Georg von Anhalt wohnten der Eröffnung bei.

Zuerst hatte Karlstadt seine Thesen über die Gnade und den freien Willen zu verteidigen. Sonst war der kleine schwarzbraune Mann mit dem sonnenverbrannten Gesicht auf dem Katheder behend genug: diesem Gegner aber, der mit der Sicherheit des geübten Fechters auftrat, eine große, breitgebaute, starkknochige Figur, fühlte er sich offenbar schlecht gewachsen. Gegen diese dröhnende Stimme konnte er mit seinem schwachen Organ nicht aufkommen. Sein schlechtes Gedächtnis ließ ihn im Stich; er nahm Bücher vor sich, die er auf und wieder zu schlug, las die Zettel ab, welche ihm seine Freunde reichen mußten, während Eck, dem ein treffliches Gedächtnis zu gebote stand, ihn mit der Fülle rasch zusammengeraffter Argumente überschüttete. Mochten Karlstadts Freunde auch mit Recht von unwürdigen Fechterkünsten reden — auf die Mehrheit der Zuhörer machte der Ingolstadter offenbar größeren Eindruck. Eine ganze Woche scharmützelten beide Gegner mit Schrift- und Kirchenväter-Sprüchen hin und her, ohne rechten Fortgang, jeder fest bei seiner Meinung und mit dem oft wiederholten Ausruf, den Gegner überwunden zu haben. Die anfängliche Teilnahme war sichtlicher Abspannung gewichen; liest man die Akten, so kann man es in der That entschuldigen, daß die gelehrten Herren zumteil dabei einnickten.

Am 4. Juli endlich trat unter allseitiger Spannung Luther auf den Kampfplatz. Fremden fiel in diesen Tagen die heitere Ruhe des Mannes auf, der Humor und die Liebenswürdigkeit, welche er im Verkehr gegen jedermann bewies. Das war die Art des Reformators: seine Löwennatur fand ein Behagen an der Gefahr. So begann er auch die Disputation; ein paar Blumen in der Hand bestieg er das Katheder. Als er nun aber dastand in seiner Kutte,

der bleiche hagere Mönch, die blitzenden Augen auf den Gegner gerichtet, und mit seiner hohen tönenden Stimme die übliche Protestation sprach, erfüllte ihn der ganze Ernst eines vor nichts als dem Ewigen erbebenden Kampfesmutes. Ein immer denkwürdiger Anblick, diese beiden Professoren, deutsche Bauernsöhne, im Wortgefecht über die Gewalt, welche das zerfallende Reich umstrickt hielt, in dem Kampf, der noch heute das politisch geeinigte Deutschland in feindliche Lager teilt. Denn gerade auf den Angelpunkt, die dogmatisch-politische Alleinherrschaft des Papstes wandten sich in Angriff und Abwehr die Gegner. Es war eine sonderbare Mischung historischer und scholastisch-theologischer Beweisführung bei einer Frage, die als eine geschichtliche doch nur durch die Geschichte gelöst werden kann. Eck begann mit der hergebrachten Allegorie von der himmlischen triumphierenden Kirche als dem Urbilde der irdischen: wie jene unter Gott monarchisch geordnet sei, könne auch diese eines Hauptes nicht entbehren. Luther brachte sofort den vollen Gegensatz seiner Überzeugung zum Ausdruck, indem er ausrief: jawohl, ein Haupt habe die Kirche im Diesseits und Jenseits, Jesus Christus. Doch konnte er nach den Citaten Ecks aus den kirchlichen Autoren nicht an der Behauptung festhalten, daß die römische Oberhoheit nur 400 Jahre alt sei. Da aber stellte er sich auf den Grund, von dem aus er die ganze hierarchische Ausbildung der Kirche leugnen konnte, die Schrift: er setzte ihr den heiligen Bernhard und die größten Kirchenväter nach, nannte von ihr aus die Dekretalen läppisches Machwerk. Und mehr noch sah Eck sich in die Enge getrieben, als Luther ihm die griechischen Kirchenväter vorrückte, die von einer Oberhoheit Roms nichts gewußt hatten. Indessen war jener ein zu guter Papist, als daß er um die Antwort jemals hätte verlegen sein können: er scheute sich nicht, alle Griechen als Erzketzer zu bezeichnen; niemand werde in der Türkei selig als ein paar Mönche, welche sich an Rom halten. Und damit drückte er nun allerdings nicht bloß die offizielle Auffassung aus, sondern auch das populäre Bewußtsein: in dem Abendland, an welches Kaisertum und Papsttum geknüpft waren, herrschten noch nicht die universalen Vorstellungen, denen Luther Bahn machte: die Vereinigung, welche die großen Konzilien im vorigen Jahrhundert mit der griechischen Kirche angestrebt, hatte doch nur deren Unterwerfung unter die abendländische Hierarchie sein sollen. An ein Konzil hatte Luther appelliert, und keins konnte er eher für sich aufrufen als das von Konstanz, welches drei Päpste vom Stuhl

gestoßen hatte. Aber eben dies hatte Sätze verdammt, wie diejenigen waren, welche er behauptete. Eck säumte nicht, diesen schärfsten Pfeil abzuschnellen. Er erinnerte den „ehrwürdigen Vater", wie er sich ausdrückte, daran, daß die Böhmen, mit ihrem Erzketzer Johann von Rokyçana an der Spitze, die Leugnung der päpstlichen Alleinherrschaft unter ihren giftigen Thesen gehabt hätten. Luther sah wohl, worauf der Gegner zielte. Vor ihm saß jetzt der Herzog, dessen Vorfahren so oft gegen die Hussiten das Schwert geführt, dessen Land wie keines in Deutschland von den gräßlichen Verwüstungszügen der böhmischen Ketzer heimgesucht war, dessen Universität — eben die, an der hier disputiert ward — durch die aus Prag vertriebenen Professoren und Scholaren gestiftet war: es gab für einen Deutschen damals keinen größeren Schimpf, als ein Böhme genannt zu werden; der nationale und religiöse Haß hing an dem Wort, das an die schmachvollste, blutigste Vergangenheit der deutschen Geschichte erinnerte. Das alles wußte Luther. Er verwahrte sich gegen die entehrende Vergleichung. Darauf, nach der Mittagspause, begann er: weder der Papst noch alle seine Heuchler können die Menge der griechischen Heiligen, die niemals unter Rom gestanden, vom Himmel stürzen; unter den Artikeln Hussens oder der Böhmen seien viele grundchristliche und evangelische, welche die allgemeine Kirche nicht habe verdammen können, darunter der, daß nur *eine* allgemeine Kirche; durch gottlose Heuchler sei derselbe verdammt worden. Eine allgemeine Bewegung erfolgte. Herzog Georg setzte die Arme in die Seite; kopfschüttelnd sprach er, daß man es im ganzen Saale hörte, seinen Fluch: „das walt die Sucht!" Luther blieb trotzdem bei seinem Protest. Er wurde heftig und vertauschte die höflichen Wendungen, in denen sich sonst die Wechselrede bewegte, mit ausfallenden Worten; auch suchte er doch wieder die Übereinstimmung der kirchlichen Autoritäten mit seiner Lehre zu retten — ähnliche Distinktionen, wie er sie in Augsburg gemacht hatte. Das alles änderte aber nichts an dem Ergebnis: Eck hatte erreicht, was er gewollt; der große Ketzer hatte den Ungehorsam gegen Papst und Konzil unter Umständen als Recht erklären müssen.

Der Streit ist dann noch tagelang fortgesetzt worden, über das Fegefeuer, die Buße und den Ablaß; auch Karlstadt betrat noch einmal das Katheder — bis die Ankunft Kurfürst Joachims, der aus Frankfurt von der Königswahl kam und im Schloß einquartiert werden sollte, dem Ganzen ein Ende machte.

Unmutig genug kehrte Luther heim. Ihm schien in den drei Wochen nichts Rechtes disputiert zu sein, als eben der Satz über das Papsttum; sonst sei die Zeit mit Geschwätz verloren, weil die Gegner nur den Ruhm, ihre Thesen zu behaupten, nicht die Wahrheit gesucht hätten.

Wir dürfen den Tagen von Leipzig nicht dieselbe Geringachtung zuwenden. Andererseits aber wird diese Aktion weit überschätzt, wenn man sie als eine bedeutende Stufe in der Entwickelung des Reformators bezeichnet. Seinen Kirchenbegriff hatte Luther längst in einer Reinheit entwickelt, welche sich mit keinen historisch-kirchlichen Formen, weder des Papsttums noch der Konzilien mehr deckte. Die dämonische Beleuchtung, worin er das gegenwärtige Treiben zu Rom sah, reichte vollends weit über die Wendungen hinaus, zu denen er in Leipzig sich fortreißen ließ. Undeutlich noch stellten sich ihm die großen Entwürfe, mit denen er sich trug, dar, aber täglich verschärften sich ihre Umrisse. Was er hinausgab, lebte seit Jahren in ihm: es waren nur Ausstrahlungen von dem in den Klosterstürmen gebildeten Glutenkern seiner Seele. Ungeduldig und doch zagend hielt er an sich, tausend Rücksichten auf die umgebende Welt hielten ihn gefesselt. Er wandelte wie im Nebel, der die Sonne verhüllt — wie aber hätte diese nicht endlich hindurchbrechen müssen!

Auch in der Öffentlichkeit liefen längst Sätze um, wie diejenigen, zu deren Bekenntnis Eck ihn verlockt hatte; und es war fraglich, wodurch seine Ketzereien weiter bekannt werden mußten: durch die Schriften, welche die Buchführer im ganzen Reich und schon über seine Grenzen hinweg ausboten, oder durch diese Disputation im geschlossenen Raum, deren Akten erst noch den Universitäten Paris und Erfurt zur Begutachtung geschickt wurden. Luther selbst hat später wohl erklärt: wenn die Gegner ihn nicht stets mit dem Papst bedroht und gereizt und Miltitz' Sanftmut nachgeahmt hätten, würde er still geblieben sein; und noch immer spricht ihm das die Gedankenlosigkeit nach. Liest man aber seine Briefe, welche die Stimmung des Momentes widerspiegeln, und überschaut man die großen Weltverhältnisse, wie sie in dem Gedanken ihres Daseins durch ihn getroffen wurden, so erkennt man die Selbsttäuschung späterer Jahre. Mochte der Reformator selbst noch die Augen schließen vor dem Wogen und Wallen der Tiefe — schon hörte er doch die Stimme des Herren. Die neue Zeit, die frohe Botschaft war gekommen; eine unaufhaltsame Flut, drängte sie heran. Wehe

dem, der ihr die Welt zu verschließen wagte! Es galt nur, alle Hände herbeizurufen, alle Gefäße heranzubringen, die Brunnen zu graben, um die Segensströme aufzufangen.

Immerhin war es noch etwas Besonderes, vor einem so gelehrten und erlauchten Auditorium und mit Bezug auf das Konstanzer Konzil jene Sätze zu bekennen. Zur Ausbreitung der Bewegung mußte die wochenlange Zusammenkunft, die durch ganz Deutschland Aufsehen machte, sehr viel beitragen. Und darin eben liegt die Bedeutung der Leipziger Disputation: die Anhänger und Gegner mehrten sich, schärfer und schärfer traten die Parteien aus einander.

Schon war der Eindruck der neuen Lehre nicht mehr auf die deutsche Nation beschränkt. Die Gesamtausgabe der Lutherischen Schriften, welche der Verleger des Erasmus, Froben in Basel, im vorigen Herbst veranstaltet hatte, fand in Frankreich, Brabant, England, selbst in Spanien starken Absatz; sehr bald erschienen Übersetzungen: die romanischen Nationen so gut wie die germanischen schien das Evangelium durchdringen zu sollen. Und zugleich jubelten die Böhmen über den Hus redivivus; Luther empfing im Oktober Briefe und Geschenke von zwei erasmisch gebildeten Geistlichen der Prager Kirche.

Fast noch lebhafter allerdings wurden die gegnerischen Kreise erregt.

Zunächst glaubten die Leipziger Herren ihre Meinung äußern zu müssen. Wie sie schon bei der Zusammenkunft Eck im Kolloquium und der Gesellschaft offenkundig bevorzugt hatten, so bemühten sie sich, diesen jetzt als den Sieger im Kampf hochzuheben; und die Briefe, welche sie nach allen Seiten aussandten, machten wirklich in gewissen Kreisen, auch bei den Humanisten einigen Eindruck.

Der Mutigste unter ihnen, Hieronymus Emser, fühlte sich sogar gedrungen, in Ecks Fußstapfen zu treten; in einem öffentlichen Ausschreiben an einen katholischen Böhmen hob er den Widerspruch in Luthers Erklärungen bei der Disputation hervor und suchte, indem er ihn mit scheinbarem Wohlwollen für die römische Auffassung reklamierte, ihm gleichsam einen Widerruf unterzuschieben. Seine Bekanntschaft mit Luther reichte zurück bis in seine Magisterjahre zu Erfurt, wohin er als Sekretär Kardinal Raimunds gekommen war; er hatte ihn dort, wie er sich rühmen konnte, unter seinen Zuhörern gehabt. Vor nicht langer Zeit waren sich beide in Dresden un-

freundlich begegnet, und in Leipzig hatte Emser sich mit besonderem Eifer zu Eck gehalten.

Dies ist der Gegner, an dem Luther eine Gabe geübt hat, die von seinen Feinden wie nichts anderes wider ihn ausgenützt ist und der auch die Freunde meist mit verlegenem Kopfschütteln gegenüber stehen: die Derbheit seiner Polemik, welche selbst für die hartgewöhnten Ohren der Zeitgenossen über das Maß hinausging. Neu war dieser Ton nicht. Gerade die vornehmen Geister, die Humanisten gefielen sich seit Petrarca in einer ziellosen Schimpf- und Schmähsucht. Auch gaben die Widersacher Luthers auf beiden Seiten der Alpen ihm darin kaum etwas nach; selbst der Kurialstil der Breven und Bullen kann sich mit der Grobkörnigkeit seiner Wendungen sehr wohl messen. Keinen hat er nun in zahlreichen Streitschriften übermütiger gezaust als den Leipziger Kollegen, der ihm so hinterrücks ein Bein stellen wollte, den „Bock Emser", wie er ihn von dem Wappen, das seinen Schriften voran stand, nannte; der es dann dem „wütenden Stier in Wittenberg" redlich heimzuzahlen bemüht war. Mit der Sanftmut des Evangelium zu schreiben, lag nun einmal nicht in der Natur des Reformators; wie alles, was er lehrte, persönliches Erlebnis, in leidenschaftlichem Ringen erworben war, so nahm er nur zu oft den Widerstand, auf den er stieß, als persönliche Verschuldung auf. Aber die kleinliche Gehässigkeit, welche wir bei den Gegnern häufig genug finden, war Luther immerdar fremd; er haßte die kühle Bosheit, mit der die Humanisten, nicht am wenigsten Erasmus, unter den zierlichsten Blumen ihrer Latinität ehrverderbendes Gift zu legen wußten. Auch in seiner Grobheit war er durchaus deutsch. Seine Unarten waren niemals ohne Phantasie und Humor; und selbst in der ungeschminktesten Plumpheit spricht uns immer eine sittliche Erregung und oft herzliche Gutmütigkeit an. Unsere Schriftsprache, an Lästerungen reich genug, ist an Schimpfwörtern arm geworden, und wir haben auch auf diesem Gebiete Ursache, Luther als das zu verehren, was Rabelais für Frankreich und Shakespeare für England ist: als einen Klassiker des grotesken Humors.

Neben Leipzig nahmen seit dem Sommer 1519 noch andere Universitäten gegen Luther Partei. Köln, von wo Hogstraaten seit Tetzels Niederlage gegen den neuen Ketzer donnerte, beeilte sich, seinen Ruhm als Universität der Dunkelmänner aufrecht zu erhalten, und verdammte am 31. August die Baseler Sammlung zum Feuer,

während es dem Autor tolerant genug noch den Widerruf offen ließ. Die Löwener Theologen traten dieser Censur feierlich bei; ihr erlauchtes früheres Mitglied, der Kardinalregent Spaniens, Adrian von Utrecht, dem sie davon Mitteilung machten, wunderte sich in seiner Antwort, wie solche schülerhaften Irrtümer in der Theologie überhaupt möglich sein könnten. Unterdessen hatten auch die Franziskaner sich darauf besonnen, daß es ihre Pflicht ebensogut wie der Dominikaner sei, die Kirche zu verteidigen. Bereits im April war von den Mitgliedern ihrer sächsischen Provinz auf einem Konvent in Jüterbogk beschlossen, eine Klage bei dem Brandenburger Bischof einzureichen. Dann kam Eck ihnen zu Hülfe, sowie er wider Luthers „unvernünftige Jagd" Emser zu schützen suchte; und der bischöfliche Ordinarius rüstete sich, gegen den ketzerischen Professor vorzugehen. Später noch trat ein Leipziger Franziskaner, Augustin Alfeld, als Vorkämpfer seines Ordens auf. Luther blieb keinem dieser Gegner die Antwort schuldig; jede neue Provokation vermehrte nur seine Heftigkeit und seinen Kampfeseifer. Um so mehr, als sie alle darauf abzielten, ihn mit den oberen Instanzen in Konflikt zu bringen, den Gegensatz gegen deren Gewalt als den Grund seiner Ketzerei bloszulegen, und die Macht jener ins Schrankenlose zu steigern. So wuchs auf beiden Seiten immer deutlicher das Bewußtsein heraus, daß in dem Kampf um die Autorität der regierenden Gewalten in der That der Knotenpunkt des gesamten Streites liege, daß eine neue Weltmacht mit dem seit Jahrhunderten geltenden System um die Herrschaft ringe.

Es macht einen sonderbar schwächlichen Eindruck, wenn wir in dem Brausen dieses Sturmes immer noch von Zeit zu Zeit die Stimme des päpstlichen Nuntius hören; und man muß es dahin gestellt sein lassen, was eigentlich die Absicht oder Hoffnung Miltitz' gewesen sei: ob er geglaubt, die Wogen noch glätten zu können, oder irgendwelche besondere, vielleicht sehr persönliche Zwecke verfolgt hat. Genug, daß er im September die goldene Rose dem Kurfürsten zustellen ließ und bald darauf Luther in einer zweiten Unterredung zu der Reise nach Coblenz zu bewegen suchte — beides ohne andern Erfolg, als daß ihm Friedrich einige hundert Gulden für seine Bemühungen auszahlen ließ.

Bei einer so hochgehenden Erregung der öffentlichen Meinung konnten die Humanisten, die sich als deren Herrscher fühlten, nicht mehr schweigen. Melanchthons Stellung in Wittenberg zog ihre Augen unwillkürlich auf Luther, und die Feindseligkeiten der Do-

minikaner gegen diesen erweckten ihm ihre Teilnahme als einem Leidensgenossen Reuchlins, dessen Prozeß immer noch nicht entschieden war. Der jugendliche Freund Luthers selbst bemühte sich auf alle Weise, ihn in Verbindung mit dem Erasmischen Kreise zu erhalten. Mit dem vollen Eifer des Humanisten widmete Melanchthon seine griechischen Kenntnisse dem Studium des Neuen Testamentes. Mit einer Kühnheit, die wir zum Teil gewiß aus seiner Ahnungslosigkeit betreffs der praktischen Konsequenzen erklären dürfen, stellte er die fundamentalsten Lehrbegriffe der protestantischen Theologie auf; kurz nach der Rückkehr aus Leipzig formulierte er das protestantische Grundgesetz der dogmatischen Interpretation, die normative Geltung der Schrift gegenüber den Kirchenvätern, und bestritt das Dogma von der Transsubstantiation als unbegründet in der Schrift. Noch immer wuchs die Zahl der Studierenden. Luther selbst pries sich glücklich, die Ursprachen der heiligen Schrift von einem solchen Lehrer zu lernen. Kurfürst Friedrich sorgte mit freigebiger Hand für neue Lehrkräfte und die Umgestaltung der Disciplinen im Sinne der neuen, der „lauteren" Theologie.

Luther war nicht unempfänglich für die Vorteile, welche die Verbindung mit dem humanistischen Orden ihm brachte. Reuchlin hatte er schon nach der Heimkehr von Augsburg, durch Melanchthon bewogen, seine aufrichtige Verehrung brieflich kundgethan. Im März 1519 verstand er sich dazu, auch dem Fürsten der humanistischen Heerschar, Erasmus mit einem Schreiben nahe zu treten, und wiederholte darauf mehrmals ähnliche wohlberechnete Huldigungen. Auch zögerte der große Gelehrte nicht, in sorgsam abgemessenen Wendungen sein Wohlgefallen an dem rechtschaffenen Martinus auszudrücken, nicht ohne eine kleine Verwarnung vor dem Schein des Hochmutes, vor Ehr- und Streitsucht hinzuzufügen. Daß jener Held der Vorsicht im allgemeinen für den Verfolgten einzutreten wagte, beweist aber, wie wenig tief noch immer die Vorstellung von den großen Katastrophen, denen man entgegenging, gedrungen war. Konnte doch damals Kardinal Albrecht, gleich als hätte Luther niemals gegen seinen Ablaß geschrieben, sich fast als den fürstlichen Beschützer der Bewegung fühlen. Noch war Hutten an seinem Hof wohlgelitten; es hieß, er solle in Mainz eine Hochschule des Humanismus errichten. Eben dem Erzbischof bezeugte Erasmus am 1. November in einem Brief den evangelischen Charakter der lutherischen Schriften, für deren Lesung er übrigens noch keine Zeit gefunden habe. Diese feinen Geister glaubten alle noch

ihre religiösen Meinungen mit den evangelischen Gedanken verbinden zu können. Crotus Rubeanus suchte von Italien her die Jugendfreundschaft mit Luther zu erneuern; ein anderer Erfurter, Justus Jonas vertauschte die Humaniora mit der Theologie. Pirckheimer unternahm es, in einer anonymen Satire den neuen Vorkämpfer der Dunkelmänner durchzuhecheln, oder wie der Titel sagte, „den Eck abzuhobeln"; nicht eben zur Freude Luthers, der sich auch jetzt über dies „Beißen unter dem Zaun her" beschwerte. Endlich begann auch Hutten, der schon Sickingens Freundschaft gewonnen hatte, für Luther Interesse zu gewinnen. In ihm loderte unverändert das nationale Pathos. Nachdem er im Februar 1519 in einer Flugschrift, dem „Fieber", den Hochmut und Geiz des wälschen Legaten verspottet, begann er im Sommer in leidenschaftlichen Episteln die Erfurter Genossen, besonders Eoban zur Tilgung der Schmach des Vaterlandes, zu seiner Befreiung von den römischen Blutsaugern aufzurufen.

Wir erkennen in diesen Sturmworten des humanistischen Ritters, daß die scharfe Luft vom Augsburger Reichstage noch nicht besänftigt war. In der That war das Rauschen, welches wir dort bemerkten, stärker und stärker geworden, bis es die Lutherische Flamme recht eigentlich erst zum allgemeinen Brande anfachen sollte. Es war ein gewaltiger Umschwung in der politischen Atmosphäre des Reiches eingetreten: die große Krisis dieses Jahres, an der wir nun nicht mehr vorbeikönnen, wenn wir die weitere Entwickelung Luthers recht verstehen wollen.

Abfall von Rom. Bannbulle.

Bei aller Umsicht, womit Maximilian seit Jahren die Nachfolge seines Enkels im Reich vorbereitet, hatte er selbst doch nicht gefürchtet, daß dieser Fall vor der Thür stehe. Noch in Augsburg erschien er körperlich rüstig und geistig so regsam wie je. Er meinte, manches Jahr vor sich zu haben, für sich selbst die kaiserliche Krone erwerben zu können, Karl aber als römischen König walten zu sehen, als ihn nach kurzer Krankheit der Tod allen Unruhen und Sorgen entrückte. So trat unerwartet die größte Frage der politischen Welt in ihren Brennpunkt, und Cajetan sah das Heer seiner Hoffnungen und Befürchtungen verdoppelt. Wir wissen wenig von der diplomatischen Thätigkeit des Legaten, doch ist deut-

lich, worauf sie abzielte: das Werk, an dem der Verbündete von Augsburg so unermüdlich gesponnen hatte, galt es wieder aufzulösen, das Imperium dem Hause Habsburg, bei dem es acht Jahrzehnte gewesen, zu entziehen.

Der junge Fürst, den Rom bekämpfte, war der Enkel Maximilians und der burgundischen Maria, Ferdinands des Katholischen und der großen Isabella von Kastilien. Für ihn hatten der Ehrgeiz und das Genie dieser Regenten gearbeitet: die Vereinigung der burgundischen und österreichischen Herrschaften, Kastiliens und Aragons, die Eroberung Granadas, Siciliens und Neapels kamen ihm allein zugute; mühelos fielen dem Knaben, dem Jüngling alle diese Kronen in den Schoß. Aus den Ansprüchen seines Blutes wuchs im Fluge eine Monarchie zusammen, wie Europa sie noch nie gesehen hatte, deren Residenzen Wien und Brüssel, Neapel und Toledo waren, welche alle Küsten Europas berührte, in alle Fragen der europäischen Politik hundertfach verwickelt war. Auf das Erbrecht stützte Karl auch seine Prätensionen auf Dänemark und Geldern, Burgund und Mailand, Böhmen und Ungarn; und, wenn er das Wahlrecht der deutschen Kurfürsten zum Kaisertum anerkannte, so durfte er gewissermaßen als alten Reichsgebrauch beanspruchen, daß die Krone in dem Hause bleibe, in dem sie seit drei Generationen gewesen war. Sollten aber die Fürsten, welche sich stets bemüht hatten, das Reich von den außerdeutschen Unternehmungen Maximilians fern zu halten, es jetzt dieser unvergleichlichen Macht, welche Deutschland von allen Seiten umringte, freiwillig angliedern und allen Unruhen der europäischen Politik unterwerfen? Zumal ein Monarch bereit stand, der die deutsche Freiheit in tönenden Manifesten zu schützen versprach, da er von derselben Umklammerung bedroht war, der Rival des spanischen Königs an den Pyrenäen und in Italien, der Lehnsherr des burgundischen Herzoges, den er als abtrünnigen Vasallen ansah: Franz I. von Frankreich, der Sieger von Marignano, der Eroberer Mailands war es, der als Bewerber um die Kaiserkrone gegen Karl von Spanien in die Schranken trat. So bereitete sich ein weltumspannender Kampf vor; die beiden Großmächte des Abendlandes, zwischen denen die italienischen Staaten, vor allen die Kurie ängstlich hin und herschwankten, begannen den Streit über die Vorherrschaft in Europa, welche an die römische Kaiserkrone geknüpft war. Ein ungeheures Gewölk zog sich über Deutschland zusammen.

Wie hätten die deutschen Stände dem Zusammenstoß noch entgehen, etwa einen Fürsten aus ihrer Mitte zum König küren können? Nur zwischen Spanien und Frankreich hatten sie zu entscheiden. Das war die einzige Freiheit, welche blieb.

Seltsam aber war die Verblendung, mit der unsere Vorfahren der ungeheuren Krisis entgegengingen. Nicht den Spanier oder den Burgunder, sondern den Enkel des deutschesten Königs erblickten sie in dem jungen Fürsten, der niemals in Deutschland gewesen, von den Empfindungen der Nation so wenig wußte wie von ihrer Sprache, durch tausend undeutsche Interessen gefesselt war. Die Fürsten und ihre Ratgeber nahmen mit offenen Händen das Gold und die Verheißungen, mit denen die Rivalen sie überschütteten — die nationalen Wünsche aber, die Bewegung gegen Rom, das die Franzosen unterstützte, schließlich auch die politischen Berechnungen der Wahlfürsten selbst trieben das Reich dem Erben Maximilians zu. Eine Zeitlang schien Franz trotzdem begründete Hoffnung zu hegen; noch als Cajetan in Koblenz bei dem Erzbischof von Trier war, dem Hauptfranzosen im Reich, standen die Aussichten nicht ungünstig. Dann aber senkte sich, vor allem durch Kurfürst Friedrichs Einfluß, der für sich selbst die Krone ausschlug, die Wage auf Habsburgs Seite, und am 28. Juni 1519 wurde mit Einstimmigkeit Karl von Österreich zum Träger der römischen Krone erwählt. Über die Geschicke der deutschen Nation war damit auf Jahrhunderte das Los geworfen.

Nicht ohne kriegerische Aufregung ging die große Entscheidung vorüber: im Süden ward Ulrich von Württemberg, der von den Exequien des verstorbenen Kaisers hinweg sich auf die Reichsstadt Reutlingen gestürzt hatte, von dem schwäbischen Bunde für diese Gewaltthat heimgesucht und seines Landes beraubt; mit dem siegreichen Heere lagerte Franz von Sikkingen, alle Franzosenfreunde bedrohend, in der Nähe Frankfurts, während im Norden auf der Soltauer Haide die französisch gesinnten Lüneburger am Tage der Wahl selbst einen nutzlosen Sieg über ihre Braunschweiger Vettern, Herzog Erich und Heinrich den Jüngeren erfochten. In so vereinzelten Schlägen begann das Gewitter sich zu entladen, das fortan, in bald längeren, bald kürzeren Pausen mit immer fürchterlicherer Gewalt den deutschen Staat verwüsten sollte. Damals erkannten die wenigsten ihren Zusammenhang, und niemand ahnte, welchen Erschütterungen Deutschland als Provinz des habsburgischen

Weltreiches entgegentaumelte; an den weitesten Kreisen ging die schicksalsschwerste Wendung der Reichsgeschichte unbeachtet vorüber.

Auch Luther verstand nicht ihre Bedeutung. Ihm war es schon zuviel, mit den fremden Professoren und Prälaten immer neue Sträuße ausfechten zu müssen. Ungern verließ er den Winkel, für den er leben und wirken wollte. Das Herz ging ihm erst auf, wenn er, was mitunter täglich geschah, Erwachsenen und Kindern die zehn Gebote und das Vaterunser auslegte, vor einem dicht gedrängten Auditorium über seinen Galaterbrief und den Psalter las, oder daheim in der Klosterzelle mit der lateinischen Postille die Prediger von ihren „unnützen Fabeln" auf das Evangelium hinwies, und für die „einfältigen Laien" eine ununterbrochene Reihe von Sermonen und Unterweisungen ausgehen ließ. Da gab er an den Tag, was ihm in jenen früheren Kämpfen zum Lebensinhalt geworden war und auch jetzt, wenn die Todesängste seine Seele wieder verfinstern wollten, immer von neuem mit siegender Klarheit aufleuchtete: von der Majestät Gottes, unnahbar für alle Gedanken und Werke der Menschen; dem Gesetze, das, soviel man auch schafft, arbeitet, strebt, nur die Unruhe der Seele vermehrt; dem Glauben, der Gott besitzt, indem er ihn haben will, ihn allein als den Schöpfer und Regenten in allem Unglück, allen Stürmen: nicht als ob er in den unerträglichen Glanz der göttlichen Herrlichkeit hineinschauen könne, aber ruhend in der Gewißheit der überquellenden Gnade, der erbarmenden Liebe, in der Wahrheit, in Christus. Zitternd nur wagt Luther auch hier den Willen des Allmächtigen auszulegen, der über jedes unnütze Wort Rechenschaft fordert; und nur der Gehorsam gegen den göttlichen Willen hält ihn, der ja am liebsten schweigen und alles, was er geschrieben, auslöschen möchte, fest; aber er ist zum Dienst am Wort berufen: er soll es bekennen. Und so legt er denn die Art eines jeden Wortes Gottes aus: wie es „erschreckt und tröstet, schlägt und heilet, bricht und bauet, ausreißt und wieder pflanzt, demütigt und erhebt." Er schildert den Kampf des Lebens: das Heer der bösen Lüste, der zornigen Gedanken, das Reich aller finsteren Geister, unter denen wir gefangen liegen schlimmer als unter dem Türken, und wie Gottes Reich wider das des Teufels streitet ohne Unterlaß: zu uns soll das Reich kommen, nicht wir zu ihm, indem wir hin und her laufen, fromm zu werden, „einer gen Rom, der zu St. Jakob; der bauet ein Kapell, der stiftet dies,

der das": „das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden und Schein; nehmt wahr, das Reich Gottes ist in euch inwendig": „denn Zucht, Demut, Wahrheit, Keuschheit und alle Tugend (das ist das wahre Reich Gottes) mag niemand über Land oder Meer holen, sondern es muß im Herzen aufgehen." Von hier aus wendet Luther sich gegen die Mißbräuche, bei den Prozessionen z. B. und den Brüderschaften. Er giebt Anleitungen, wie man beten solle: nicht ohne Worte, daß man sich auf sein Herz verlasse; „sonst wird uns der Teufel ganz und gar verführen und das Gebet im Herzen bald zerstören"; sondern „an die Worte sich haltend und an denselben aufsteigend, so lang, bis daß die Federn wachsen, daß man fliegen mag ohne Worte": doch auch nicht mit bloßen Worten, denen das Herz widerspreche; „die sind gleich den bleien Orgelpfeifen, welche plärren und schreien fast in der Kirchen, und haben doch weder Worte noch Verstand." Er zeigt, wie man beichten, wie man sich zum Sterben vorbereiten müsse. Er lehrt für die „betrübten und geängsteten Gewissen, die sich leider mit ihren Werken mehr vermessen zu stillen, denn durch die heiligen Sakramente in Gottes Gnade Friede suchen", wie man diese zu gebrauchen habe: das Sakrament der Buße, der Taufe und des Abendmahls. Nur diese drei weiß noch er zu nennen, und es sind die Grundbegriffe seiner ganzen Sakramentslehre, von dem Zeichen, der Bedeutung und dem Glauben, die er in voller Deutlichkeit darstellt; auch hier stößt er die Idee des Gott wohlgefälligen Werkes aus und erhebt die Gnade, die in dem Sakrament sich dem Glauben „versiegelt", entreißt er dem Priester die Gewalt über das Sakrament und verbindet in diesem Gott und den Sünder, Gott und die Seinen zu unmittelbarer Gemeinschaft.

Staunenswert ist die strömende Fülle, mit der alle diese Gedanken aus der einen Quelle hervorgehen, bald stürmisch wogend, bald in spiegelnder Klarheit, in stets breiterem, mächtigerem Wallen. Sonderbar aber wieder die Verblendung, mit der die Zeitgenossen sie in sich aufnahmen. Es war eben das Wort, in dem ihr Gewissen geweckt ward, in dem sie die innere Genugthuung fanden, in dem sich ihnen die tiefsten Rätsel lösten. Nichts ging ihnen, wie sie sich ausdrücken, gleich sehr „in die Vernunft ein". Wie herzlich erquickte sich der alte Kurfürst, seinen Heiligen und Reliquien zum Trotz, an der Trostschrift, mit der ihn Luther in einer Krankheit und unter den Sorgen vor den Verwickelungen mit dem Papst

von seinen Heiligen auf die wahren Nothelfer hinwies, auf alle die Übel und Gefahren des Leibes und der Seele, wie alle Verheißungen und Hoffnungen des Jenseits, in deren Mitte wir durch Gottes Gnadenhand gehalten dahinwandeln. Die Auslegung des Vaterunsers, ganz für die „ungelehrten Laien" schon vor den Thesen geschrieben, ward immer von neuem aufgelegt; Beatus Rhenanus empfahl Ulrich Zwingli ihre Vertreibung von Haus zu Haus. Selbst die Gegner konnten sich der herzbezwingenden Gewalt nicht entziehen; indem sie jede Regung gegen die Hierarchie als todeswürdige Ketzerei brandmarkten, rühmten sie als echt katholisch Gedanken, ohne welche der Reformator niemals zum Widerstande gegen Rom gelangt wäre. Herzog Johann, Friedrichs des Weisen Bruder, ließ sich den „Sermon von den guten Werken" zuschreiben, in dem Luther unter Darlegung des Grundgegensatzes zwischen seiner und der alten Lehre aufs ungescheuteste gegen die „Wölfe in Schafskleidern" herzieht, welche die Laien mit nichts mehr betrügen und verführen als mit dem Tand der guten Werke. Die Schwester der Fürsten, Margarete von Braunschweig nahm die Widmung der Sermone von den Sakramenten der Buße und des Abendmahls an. Unermüdlich war Spalatin, den Freund um Auslegungen des Evangelium zu bitten. Nach jenen Sermonen wünschte er die entsprechenden Schriften über die andern kirchlichen Sakramente, die Firmelung, die Priesterweihe, Ehe und letzte Ölung. Das aber verweigerte der Reformator: er werde über die Fabeleien, welche damit verknüpft seien, zu anderer Zeit schreiben. Der Glaube an sie war in ihm völlig erschüttert.

Alles und jedes, was er lehrte, stand in absolutem Widerspruch mit der römischen Theorie. Es war nicht möglich für die Kurie, auch nur das geringste zu dulden, wenn sie ihr System behaupten wollte. Ein Angriff war es, wie sie ihn noch niemals erfahren hatte. Während sie zauderte und diplomatisierte, während ihre Freunde und Gegner die Ketzereien noch als katholische, hergebrachte Lehre begrüßten, unterspülte die gewaltige Flut bereits alle Stützen, auf denen die Hierarchie ruhte.

Luther selbst hatte, wie wir sahen, früher und umfassender als irgend ein anderer die Todfeindschaft beider Systeme erkannt, aber doch hatten zumeist äußere Umstände und Rücksichten ihm immer wieder einen Schleier vor die Augen gelegt. Im Herbst 1519 verhielt er sich sogar ziemlich still, trotz des Lärmens der Gegner.

Ein Buch von Johann Hus, das ihm die böhmischen Freunde sandten, legte er zunächst, ohne es zu lesen, beiseite. Wieder umschattete ihn die alte Melancholie, die er als „Lebensüberdruß, Todesschrecken, Glaubensleere“ dem alten Tröster Staupitz klagte. Dann aber, ganz am Ende des Jahres und in den ersten Wochen von 1520 bemerken wir einen neuen, und zwar den entscheidenden Umschlag in seiner Stimmung.

Der Anlaß dazu war auch diesmal aus der Nachbarschaft, dem herzoglichen Sachsen gekommen.

Noch in Leipzig war Herzog Georg dem Reformator mit Wohlwollen begegnet; mehrfach äußert sich dieser über die Frömmigkeit des Fürsten und den gnädigen Willen, den er ihm bewiesen habe. Gegen Ende des Jahres aber begann Georg, wie Luther behauptet von seinen Geistlichen und den Leipziger Professoren verhetzt, sich zu wenden. In einem Brief an den Kurfürsten wies er warnend auf die Ketzerei hin, welche der Wittenberger Professor in dem Sermon vom heiligen Abendmahl mit der Lobpreisung des utraquistischen Dogma begangen habe; zugleich erfuhr Luther von boshaften Nachreden, die ihn zu einem Böhmen stempeln wollten. In der That war das die Lehre, welche allein die hussitische Hochkirche von der römischen ausschloß, und das gemeinsame Symbol aller Sekten, welche aus Böhmen die Zerstörung in das Reich getragen hatten. Luther hatte sie nicht als kategorische Forderung, sondern als einen Artikel aufgestellt, den die Kirche in einem Konzil zum Gesetz erheben möge, da er den Einsetzungsworten Christi entspreche. Es war für ihn ein recht untergeordneter Punkt, nicht zu vergleichen den großen Fragen, um die er sich mühte, von der Schlüsselgewalt der Kirche, der Gnade, dem freien Willen. Er meinte, weil die Gegner hierin obzusiegen verzweifelten, kämen sie ihm mit solchen Lächerlichkeiten; wie Christus wegen des Wortes „König der Juden“ gekreuzigt sei, werde er wegen der „beiderlei Gestalt“ leiden müssen, die er doch gleich den Scholastikern selbst weder gefordert noch geboten habe.

Um dieselbe Zeit nun schien es, als ob die evangelische Gesinnung auch an der höchsten Stelle des Reiches Eingang finden könne. Eben jetzt kam nach Sachsen ein deutscher Rat des jungen Königs, Hieronymus Brunner, mit höchst gnädigen Zusagen für die Zeit, wo Karl kommen und seinen ersten Reichstag halten werde: Friedrichs Stimme solle ihn da ganz leiten, „denn wunderviel halte er von seinen Anschlägen, seinem Rat und seiner Weisheit.“

Von Zerbst, wo der Botschafter den Kurfürsten getroffen, kamen beide zu Wagen nach dem nahen Wittenberg hinüber. Brunner war zugegen, als die Universität am Fest der Bekehrung des heiligen Paulus (25. Januar) sich zu einer großen Demonstration vereinigte: bei dem akademischen Gottesdienst in der Stiftskirche wies Melanchthon den Unterschied der paulinischen und scholastischen Theologie nach, und widmete die Rede dem Gesandten selbst. Der Kurfürst aber lud beide mit Luther zur Tafel.

In offenbarem Zusammenhang hiermit, vielleicht von Brunner veranlaßt, jedenfalls in Übereinstimmung mit dem Kurfürsten wandte sich jetzt der Reformator zum ersten Mal an den jungen Monarchen, in dessen Hand sein Geschick, wie das des Reiches und des Evangelium gelegt war. Der Brief, in dem er dies that, „er, der armselige Bettler, niedergeworfen vor den Füßen der durchlauchtigsten Majestät, unwürdigster Anwalt der allerwürdigsten Sache", ist wie jener erste an Leo X. das herrliche Denkmal eines durch Ehrfurcht und Überzeugungstreue geadelten Freimutes: bei der Wahrheit, für welche Karl das Schwert führe, die Bösen zu strafen, die Guten zu erheben und unter den Schatten seiner Flügel zu nehmen, ruft er ihn an: „Ich will keinen Schutz, wenn ich der Gottlosigkeit und Ketzerei überführt werde. Das eine bitte ich, daß meine Lehre, sei sie nun wahr oder falsch, nicht verdammt werde ungehört und unüberwunden." „So befehle ich mich, so vertraue ich, so hoffe ich zu Deiner geheiligten Majestät, welche Jesus Christus uns erhalte und erhöhe zum Ruhm seines Evangelium in Ewigkeit, Amen."

Weit und breit begann man im Reich der Ankunft des Kaisers in der gleichen Hoffnung entgegenzusehen. Hutten, der im Januar bei Sikkingen auf Landstuhl war, gewann dessen Herz für Luther, wie im Sommer für Reuchlin; in einem Brief an Melanchthon ließ er dem Reformator den Schutz des hochherzigen Ritters anbieten. Schon schmiedete er an den Gesprächen, worin er mit unerhörtem Freimut alle römischen Sünden vor den Augen der Nation auszubreiten gedachte. Der junge Bucer zeigte in einem enthusiastischen Schreiben Luther an, daß der evangelische Geist auch im Dominikanerorden nicht gänzlich erstickt sei. Sogar in den Kreisen der hohen Prälatur war die Stimmung zum Teil noch immer mit der neuen Bewegung. Bald nach Brunner kam Kardinal Albrecht zu Friedrich dem Weisen auf die Lochau. Von hier aus forderten beide Fürsten in einem höchst merkwürdigen Schreiben

König Karl auf, mit der Reise in das Reich nicht zu zögern, Recht und Gesetz in dem Sturme, der drohend nahe, aufrecht zu erhalten. Die Aussicht that sich vor Luther auf, daß die Stände, welche in Augsburg sich gegen den Kaiser und Rom erklärt hatten, auf dem nächsten Reichstage mit jenem für das Evangelium einstehen möchten. Schon begann Albrecht in seiner Magdeburger Diöcese zu reformieren, indem er gegen die Bettelmönche einschritt; unwillig ertrug der Klerus sein fürstlich-hartes Regiment. Am 26. Februar antwortete er Luther, der ihm wie dem Bischofe von Merseburg seine Sache gegen die Verleumdungen der Widersacher ans Herz gelegt, in gnädigen Worten, obwohl er gleich Erasmus in dem Streit über Fragen, wie der freie Wille und der päpstliche Primat, Sanftmuth anempfahl; der Merseburger, ein Fürst von Anhalt, erwiderte in ähnlichem Sinne. Andere Bischöfe, wie der von Breslau, bewiesen der neuen Lehre ein unverkennbares Wohlwollen.

Alle diese hohen Herren hatten aber, wie Luther einsehen mußte, bei ihren Gunstbeweisen besondere Gedanken, der Vorsicht, der Berechnung, des Eigennutzes. Er empfand, daß sie, die sein Evangelium zu befreien schienen, ihm doch nur neue Verlegenheiten, neue Fesseln bereiteten. Grollend bemerkte er, daß am kurfürstlichen Hofe ähnliche Stimmungen vorwalteten, daß man hier z. B. nur Schweigen und Ausweichen haben wollte, als der Meißnische Nachbar, der Bischof in Stolpe, hinter welchem Herzog Georg stand, ein Verbot gegen jenen Sermon ausgehen ließ. Ohne Rücksicht auf die ängstlichen Warnungen Spalatins schlug er in einem offenen Sendschreiben spottend und zürnend auf den „mehr tolpischen denn stolpischen Zettel" los.

Erinnern wir uns noch einmal, welche Vorstellungen der Reformator mit dem römischen Wesen seit Augsburg verband, wie weitgehende Gedanken in ihm stürmten und ans Licht drängten, wie nur die Ehrfurcht vor der angestammten Ordnung, die Rücksicht auf die umgebende Welt, auf den Fürsten, dem er diente, ihn abhielt, mit allem heraus zu kommen. Nun sollte er schweigen, während die Gegner immer lauter tobten, immer heftiger nach der Inquisition über den Ketzer riefen. Umflorten ihm noch immer Nebel den Blick, so mußten die Drohungen sie vollends zerreißen. Zugleich vertiefte er sich mehr und mehr in das Wesen der feindlichen Gewalt, und erkannte immer deutlicher ihre Todfeindschaft mit seiner Lehre. Im Februar kam die von Hutten edierte Schrift des Humanisten Laurentius Valla in seine Hände, worin die so-

genannte konstantinische Schenkung, eins der Fundamente für die päpstlichen Ansprüche, als Fälschung nachgewiesen war. Mit Entsetzen las Luther da, wie „bäurische, schmutzige, unverschämte Lügen" als Glaubenssätze in die Dekretalen gekommen waren: „Ich werde so geängstigt" schreibt er Spalatin, „daß ich kaum noch zweifle, der Papst sei recht eigentlich der Antichrist, den die Welt erwartet; so sehr kommt damit überein all sein Thun und Treiben, Reden und Beschließen." Er las endlich auch die Schriften von Johann Hus und glaubte zu erkennen, daß hier schon einmal die volle Wahrheit geleuchtet habe: „Ich Unwissender habe alles wie Hus gelehrt und behauptet. Unwissend hat dasselbe Johann Staupitz gelehrt. Unwissend sind wir alle Hussiten. Siehe die Gräuel, in welche wir ohne den böhmischen Führer und Lehrer geraten. Ich bin starr und weiß nicht, was ich denken soll, indem ich die schrecklichen Gerichte Gottes schaue: die reinste evangelische Wahrheit länger als ein Jahrhundert durch Feuer vertilgt und verdammt! Und nicht einmal eingestehen darf man das! Wehe dieser Erde!"

Und unterdessen mußte er zusehen, wie die Feinde an seinem Verderben arbeiteten. Eck eilte mit einer Schrift über den Primat des Papstes, worin mit einem Wust historischen Unsinns seine göttliche Stiftung bewiesen war, über die Alpen, um, wie Luther schrieb, den „Abgrund der Hölle" gegen ihn anzurufen.

Zugleich aber vernahm dieser um sich immer gewaltiger das Brausen der nationalen Bewegung. Im Mai bot ihm auch ein fränkischer Edelmann, Sylvester von Schaumburg, eine Zuflucht an. Huttens Dialoge erschienen: das „zweite Fieber", die „römische Dreifaltigkeit", die „Anschauenden" vor allem, d. h. Sol und Phaeton in der Wechselrede über den Legaten, der mit seinen italienischen Raubgesellen geldhungernd das deutsche Land durchzieht: alle Schleier waren da hinweggezogen; in seiner ganzen Nacktheit lag der Pfuhl aller Verdorbenheit vor jedermanns Augen: jeder Satz ein flammender Aufruf zum Abschütteln des römischen Joches. Jubelnd begrüßte der Ritter den geistlichen Helden als den Führer im Kampf. Alle freien Deutschen rief er an: „denn durchgebrochen muß endlich werden, durchgebrochen — bei solchen Kräften, so gutem Gewissen, so günstiger Gelegenheit, so gerechter Sache, und solchem Wüten der Tyrannen! Folgt mir, wohlan, mit Freuden! Es lebe die Freiheit! Ich hab's gewagt!" Im Juni fuhr er rheinabwärts, um den Hof in Brüssel für das große Unternehmen zu gewinnen. Schon war

der junge König auf der Meerfahrt in das Reich. In allen Städten arbeiteten die Pressen, auf allen Straßen riß man sich um die Flugblätter, welche in vielen tausenden das Land überschwemmten.

Da kam über Nürnberg eine neue Schrift Mazolinis nach Wittenberg, welche die früheren Maßlosigkeiten fast ins Groteske überspannte, die päpstliche Herrschaft als die einzig berechtigte Monarchie erhob, den Papst als den König der Könige pries, der über den Kaiser erhaben sei mehr als das Gold über das Blei. Noch wußte Luther nichts Gewisses von dem, was in diesen Tagen zu Rom vorging; aber es war kein Zweifel mehr übrig: der Antichrist erhob seine Stimme, um das Evangelium wie vor hundert Jahren zu verdammen.

„Nun siehe", schreibt er an Spalatin, „was von Rom zu hoffen ist, wo sich dieser Höllenschlund über der Kirche öffnet:" „endlich muß man offenbaren die Mysterien des Antichristes!" Und kurz darauf mit dem Wort des Ekklesiasten an Amsdorf: „Die Zeit des Schweigens ist vergangen und die Zeit zu reden ist gekommen!" Es sind die Worte, welche seine gewaltigste Sturmschrift gegen Rom eröffnen: die Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung."

„Du sollst nicht offenbaren", hatte er in jener Predigt den Anklägern der Kirche zugerufen; Verleumder hatte er sie genannt, auch wenn sie die Wahrheit sprächen. Das war jetzt vorbei. Der geistliche Stand war „unachtsam" und „untüchtig" geworden, dem „christlichen Volke", vornehmlich deutscher Nation zu helfen; er stieß Gott und sein Wort hinweg. So war denn ein „geschworener Doktor der heiligen Schrift" gezwungen, „zu schreien und zu rufen, ob Gott jemand den Geist geben wollt, seine Hand zu reichen der elenden Nation." Den Laienstand ruft Luther auf, den Kaiser selbst, das „junge edle Blut Carolus" und den „christlichen Adel deutscher Nation"; das heißt nicht etwa die paar Edelleute, welche ihm ihren Schutz anboten, sondern den hohen und niedern Adel, die sämtlichen weltlichen Vertreter des deutschen Staates.

Eine dreifache Mauer, so führt er aus, hat der Feind mit seinen Dekretalen um sich gezogen: unüberwindlich, wenn wir „etwas anheben mit Vertrauen großer Macht oder Vernunft, ob gleich aller Welt Gewalt unser wäre. Denn Gott mag und will's nit leiden, daß ein gut Werk mag angefangen werden im Vertrauen eigener Macht und Vernunft." Deshalb hat er ohne Zweifel die teuren

Fürsten, Friedrich den Ersten und den Andern und viel mehr deutsche Kaiser so jämmerlich von den Päpsten mit Füßen treten und verdrücken lassen; deßhalb zu unsern Zeiten den Blutsäufer Julium Secundum so hoch erhoben. Sie alle haben auf sich selbst gebauet. Hier aber gilt es den Fürsten der Hölle, „welche wohl mögen mit Krieg und Blutvergießen die Welt erfüllen, die Könige in einander wirren; aber sie lassen sich nicht damit überwinden.“ Nur in Demut, Gottesfurcht und Weisheit sollen wir die Burg der Finsternisse angreifen: „Nun helf uns Gott und geb uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jerichos wurden umgeworfen, daß wir diese strohernen und papiernen Mauern auch umblasen!“

Denn Papier, eitle Menschensatzung ist die Schranke, welche die Romanisten mit ihrem Character indelebilis zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Stande errichtet haben: als könne ein Priester niemals Laie und ein Laie niemals Priester werden; als sei der Klerus dem weltlichen Schwert nicht unterworfen und müsse besondere Freiheiten und Rechte besitzen. Papier, eine frevelnd erdichtete Fabel, daß der geistliche Stand allein Meister sei über die Schrift und daß der Papst untrüglich sei. Papier, ein falscher, lügenhafter Schrecken, daß der Papst sei über dem Konzil.

Luther schreibt also auch jetzt noch der Gesamtvertretung der Hierarchie in erster Linie die Aufgabe der Reformation zu. Aber sobald die Geistlichkeit nicht will, soll der Haufe und das weltliche Schwert helfen, unangesehen ihr Bannen oder Donnern. Denn das Konzil ist so wenig unfehlbar wie der Papst. Nur die Schrift ist die Magna Charta der Christenheit: licht und jedermann verständlich bietet in ihr Gott sein Wort dar; in dem Sakrament der Taufe hat er alle Gläubigen sich verbunden, alle gleich und frei, alle zu Priestern gemacht: nur das Amt, sein Wort zu predigen und die Sakramente zu spenden, hat er den Geistlichen gegeben; wie der Schuster, der Schmied, der Bauer, jeder Stand von ihm sein Amt hat, wie die weltliche Obrigkeit in Gottes Namen das Schwert führt über alle Stände, die Bösen zu strafen, die Guten zu schützen.

Dies der Grund, von dem aus Luther zerstört und aufrichtet. Er will die Gewalt des Papstes nicht geradezu abschaffen, aber dieser soll die „Krone der Hoffart“ ablegen und dem „Endechrist“ überlassen; er kann nur Statthalter des gekreuzigten, nicht des erhobenen Christus sein. Auch die Kardinäle mögen bleiben, wenn der Papst sie von seinem Eigengute nähren will. Nun aber erheben sie sich in Reichtum und Hochmut über die Könige, rauben die

Schätze der deutschen Kirche, nachdem sie Wälschland verwüstet haben. Das ganze „Gewurm und Geschwurm“ an der Kurie, das Gesinde ihrer Kurtisanen, Schreiber und „Maulreiter“, nur dazu da, die „einfältige Andacht“ der deutschen Nation mit unersättlichem Geiz zu mißbrauchen, das ganze System ihrer Räuberei mit den Annaten, den Papstmonaten, den Konfirmationen, Exspektanzen, Reservatrechten, der ganze Jahrmarkt mit den geistlichen Gütern muß ausgetilgt werden. Jeder in seinem Kreise, Fürsten, Adel, Städte, vor allen der Kaiser soll dazu helfen: „und wo ein Kurtisan herauskäme, daß demselben ein ernst Befehl gescheh, abzustehen oder in den Rhein und das nächste Wasser zu springen und den römischen Bann mit Siegel und Briefen zum kalten Bade führen.“ Luther denkt an eine nationale Abschließung der deutschen Kirche: einen Primat mit einem Generalkonsistorium und einer Kanzlei, als Appellationsinstanz für die Mehrzahl der kirchlichen Rechtshändel, die jetzt nach Rom gezogen werden; nur, wo die Primaten oder Erzbischöfe unter sich nicht einig sind, mögen sie es dem Papst vortragen. „Los von Rom“, das ist der Grundton in allem. Auch die Wallfahrten zu der römischen Sodoma, alles Wallen überhaupt muß niedergelegt werden. Denn was kommt daraus anders als Betteln, freies Leben und unsäglicher Jammer! Wozu überhaupt der große Haufe der Bettelmönche, „die das Viele geloben und das Wenige halten“, mit dem Neid und Haß aller ihrer Sekten! Römische Fesseln sind ihre Gelübde, ist der Cölibat, welchen der Apostel selbst widerraten hat, sind die kanonischen Ehegesetze mit den Schlingen ihrer Verbote und Dispensationen, der Beichtzwang, die Fastengebote, die Jahrtage, Begängnisse und Seelmessen, Bann und Interdikt und alle andern Strafen und Pönen. Narrenwerk und fleischliche Verführung, „heiliges geistliches Unrecht“ auch die vielen Heiligenfeste, die Wallfahrtstätten, welche die blinden Regenten mit den Pfaffen um die Wette einrichten, nur um Geld zu gewinnen, alle die Indulte und Privilegien, die Bruderschaften, Butter- und Meßbriefe: „nur alles ersäuft und umbracht, da ist nichts Gutes!“ „Es kann dir weder Engel noch Papst soviel geben als dir Gott in deiner Pfarr giebt. Ja er verführet dich von den göttlichen Gaben, die du umsonst hast, auf seine Gaben, die du kaufen mußt, und giebt dir Blei ums Gold, Fell ums Fleisch, Schnur um den Beutel, Wachs ums Honig, Wort ums Gut, Buchstaben um den Geist; wie du fur Augen siehest und willst's dennoch nit merken. Sollst du auf seinem Pergamen und Wachs gen Himmel

fahren, so wird dir der Wagen bald zerbrechen und du in die Hölle fallen, nit in Gottes Namen!“ Und wenn es keine andere römische Tücke gebe, als die Fakultäten, welche das unrechte Gut für Geld dem Diebe lassen und die Eide und Gelübde auflösen, so würden schon diese genug bewähren, daß der Papst der rechte Endchrist sei. „Höreſt du es, Papst, nit der Allerheiligst, sondern Allersündigst! Daß Gott deinen Stuhl vom Himmel aufs schierest zerstöre und in Abgrund der Höll senk! Wer hat dir Gewalt geben, dich zu erheben über deinen Gott, das zu brechen und lösen, das er geboten hat, und die Christen, sonderlich deutsche Nation, die von edler Natur, beständig und treu in allen Historien gelobt wird, zu lehren unbeständig, meineidig, Verräther, Böswicht, treulos sein? Gott hat geboten, man soll Eid und Treu halten auch den Feinden! Und du unterwindest dich, solch Gebot zu lösen, setzest in deinen ketzerischen, endchristischen Dekretalen, du habest sein Macht; und leugt durch dein Hals und Feder der böse Satan, als er noch nicht gelogen hat; zwingst und dringst die Schrift nach deinem Muthwillen! Ach, Christe, mein Herr, sieh herab! Laß herbrechen deinen jüngsten Tag und zerstöre des Teufels Nest zu Rom! Hie sitzt der Mensch, davon Paulus sagt (2 Thessal. 2, 3. 4.), der sich soll über dich erheben und in deinen Kirchen sitzen, sich stellen als einen Gott: der Mensch der Sünden und Sohn der Verdammniß!“

Der geistliche Kriegseifer führt den Reformator auch in das Dornendickicht der Scholastik mit ihrem „blind heidnischen Meister“ Aristoteles, dessen Meinung sie doch mit aller Arbeit und Kost niemals verstanden habe: „Es thut mir wehe in meinem Herzen, daß der verdammte, hochmüthige, schalkhafte Heide mit seinen falschen Worten so viel der besten Christen verführet und narret hat. Gott hat uns also mit ihm plagt um unser Sünd willen.“ Er muß hinweg aus der Gottesgelehrtheit mit seiner toten Philosophie. Dahin fallen muß auch in Gottes Namen, was in des Teufels Namen sich erhoben hat, das ganze geistliche Recht! Das weltliche Recht — „hilf Gott, wie ist das auch eine Wildniß worden!“ Es wäre besser, daß jedes Land sich nach seinen eigenen Rechten und Sitten regiere und das kaiserliche, gemeine Recht nur zur Not gebrauche. Vor allem müssen wir das Evangelium lehren aus der Schrift heraus, die allen theologischen Büchern voransteht, an den Universitäten und Schulen, für die Gelehrten und die Ungelehrten; selbst für die „Maidlin“ sollte jede Stadt eine Schule haben, eine Stunde des Tages das Evangelium zu hören, „es wäre

zu Deutsch oder Latinisch.“ Luther gedenkt schließlich auch der weltlichen Gebrechen und stimmt in den lauten Chor derer ein, die, wie vor allen wieder Hutten, für die nationale Wohlfahrt gegen die Eigensucht der großen Handelsgesellschaften eiferten, welche nach den herrschenden Vorstellungen durch die Einfuhr der ausländischen Luxusartikel, Sammet und Seide, Spezereien aller Art und den Zinskauf das deutsche Geld aus dem Lande führten. Er stellt den Ackerbau als die eigentliche Arbeit, wozu der Mensch nach den Worten der Genesis berufen sei, dem Handel entgegen. Als guter Deutscher darf er schließlich der Nationallaster nicht vergessen: „Folget noch der Mißbrauch Fressens und Saufens, davon wir Deutschen als einem sondern Laster nit ein gut Geschrei haben in fremden Landen“, mit dem Heer der Sünden und Verbrechen, die daher kommen: „wie es dann itzt geht so stark, daß ich furwahr hoff, der jüngste Tag sei fur der Thür, ob man es wohl am wenigsten gedenkt.“

Wir sehen: indem Luther abreißt, baut er schon wieder auf. Statt der Klöster mit nichtsthuenden Bettelmönchen will er Schulen haben, in denen man Leute auferziehe „zu regieren und zu predigen“; statt der Bettelei eine „leichte Ordnung“ in jeder Stadt wie auf den Dörfern zur Erhaltung der eigenen Armen und Abwehr der Landstreicher. Er fordert für die Klöster Freiheit des Eintritts und Austritts, für die Pfarrer die Freiheit der Ehe. Er ruft seine Deutschen auf, endlich das Unrecht gegen die böhmischen Nachbaren mit dem Eidbruch an Hus einzugestehen und ihnen die Hand zur Vereinigung ihrer Sekten untereinander und mit der Kirche zu bieten. „Es muß uns die öffentliche Wahrheit eins machen, und nit die Eigensinnigkeit.“ Auch gegen Ketzer sollen wir das Geleit halten; das ist Gottes Gebot. „So sollt man die Ketzer mit Schriften, nit mit Feuer überwinden, wie die alten Väter gethan haben. Wenn es Kunst wäre, mit Feuer Ketzer überwinden, so wären die Henker die gelehrtesten Doktores auf Erden; dürften wir auch nit mehr studiren, sondern, welcher den andern mit Gewalt überwände, möchte ihn verbrennen.“

Niemals hatte ein Deutscher mit glühenderem Patriotismus zu seinem Volke gesprochen. Aber der Nationalitätsbegriff ist für Luther nicht das Eine und Alle: er ruht ihm erst in den sittlichen Vorstellungen, welche über jede irdische Beschränktheit in die Ewigkeit hinausreichen und doch nur allein das Lebensmark für alle irdische Existenz sind.

Eigentümlich ist seine Auffassung von dem römischen Reich, auf dem doch das Verhältnis von Papsttum und Kaisertum beruhte. Das rechte römische Reich, das nach Konstantinopel gekommene, ist für ihn längst zerstört; die Geten, dann die Türken haben dem ein Ende gemacht. Das Reich, welches die Päpste den Deutschen zugewendet, haben sie gestohlen; mit unerhörten Lügen, wie die von der Konstantinischen Schenkung, haben sie sich die Gewalt darüber angemaßt, unsrer Einfalt den Namen, Titel und Wappen lassend: „aber den Schatz, Gewalt, Recht und Freiheit desselben hat der Papst; so frißt der Papst den Kern, so spielen wir mit den ledigen Schalen.“ Dabei leugnet Luther nicht den Bestand dieses Reiches, noch daß die deutsche Nation es besitze: „haben es die Päpste unredlich andern genommen, so haben wir's doch nit unredlich gewonnen.“ So möge der Papst herausgeben, was er uns davon vorenthält, Privilegien und Freiheiten, Land und Leute, die weltlichen Geschäfte aufgeben und, wie ihm gebührt, die Bibel lesen, predigen und beten.

Doch sieht man wohl, daß es ihm auch hier nicht sowohl um die Ausbreitung der nationalen Macht als um die Feststellung des deutschen Rechtes zu thun ist. Er will auch die höchsten Gewalten in der lateinischen Christenheit, deren Begriff er im allgemeinen festhält, unter seinen Grundgedanken von der Scheidung des geistlichen und weltlichen Standes beugen. Denn sein Amt als Gottesgelehrter ist es, den Willen Gottes zu erklären, das geistliche Leben abzugrenzen gegen das irdische, die Aufgaben des geistlichen Standes zu bezeichnen. Indem er dies thut, findet er unmittelbar die Sphären, in denen die weltlichen Berufsarten ihr Recht und ihre Freiheit haben. Er weist nach, daß die Vorstellung, als ob der geistliche Stand an sich heiliger als das Laientum sei, daher ein besonderes Recht haben, Vorrechte genießen müsse, gerade alles Weltliche und Geistliche in einander wirre; daß der Wahn, als ob die Gelübde der Keuschheit, der Armut, des mönchischen Gehorsams an sich etwas Verdienstliches seien, mehr als die Ehe, der Besitz, die weltliche Herrschaft, eine Verkehrung der evangelischen Gebote sei: denn der geistliche Stand ist eine Kreatur Gottes, wie die andern auch, gleich ihnen voller Schuld und Sünde, unterworfen der über alles menschliche Wollen und Verstehen erhabenen Gnade Gottes des Allmächtigen; und nichts als nur diesen Willen zu erklären, „das Wort Gottes und seine Sakramente zu handeln“, ist die Aufgabe des Priesters.

So packte Luther die Säule an, welche die himmelanstrebende Wölbung der mittelalterlichen Weltordnung stützte. Wenn er sie nun zerbrach: mußten da nicht die in harmonischer Schönheit prangenden Bogen und Hallen, alle die ragenden Türme und Pfeiler nachstürzen? Wohl wies er die ewigen Fundamente nach, auf denen der Neubau ruhen werde: mit demütigem Vertrauen auf Gott, mit Verzagen auf die leibliche Gewalt sollte begonnen werden. Alle rief er herbei, nun auch die Laien, ohne doch die Geistlichen hinauszuweisen. Die deutsche Kirche sollte fester als bisher zusammenstehen, das Konzil und der Papst selbst sogar einen Vorrang behaupten. Wenn nun aber der Laienstand den „rechten geistlichen Mut" dazu nicht besaß, das Evangelium gleich der Geistlichkeit verleugnete oder darüber sich spaltete? Dann war der Zusammensturz, eine ungeheure Weltverwirrung unausbleiblich.

Es war die Tragik in Luthers Leben, die Blindheit der von Gott geleiteten Simsonskraft, daß, indem er die rettenden Gedanken hinausrief, das Alte rings um ihn zusammenbrach.

Bald genug bemerkte er, wie es wanken und stürzen wollte. Da erhoben sich in seiner Seele von neuem die alten Zweifelsstürme, so daß der Stern, zu dem er aufsah, wohl zu entschwinden drohte: aber immer wieder leuchtete er durch die Zerstörung tröstend zu ihm nieder, und niemals heller, als wenn die Gegner selbst ihre Stimme gegen das Evangelium erhoben. In der Verlassenheit, in der Verurteilung durch die Welt selbst fand Luther dann seinen gewissesten Trost; denn die gerechte Sache müsse auf Erden allezeit verdammt und allein von Christus im Himmel gerechtfertigt werden: „Darumb laß nur frisch einhergahn, es sei Papst, Bischof, Pfaff, Mönch oder Gelehrte. Sie sind das rechte Volk, die da sollen de Wahrheit verfolgen, wie sie allzeit gethan haben!"

Ungeklärt noch, zum Teil von patriarchalischer Naivetät waren seine Vorstellungen von den politischen Ordnungen: mochten die Weltverständigen sie immerhin im einzelnen verbessern, wenn sie nur das Grundgesetz anerkannten. Und doch hat er auch hier wahrhaft großartige Ahnungen. Aus allen Revolutionen, welche seitdem die europäische Welt erschüttert haben, hat sie sich doch im wesentlichen die Formen angeeignet, welche Luther hier vorschlägt, und die Institutionen abgestoßen, welche er verwirft. Er hat der Liebe in der Ehe, dem Besitz in der Arbeit, der weltlichen Gewalt in dem Staat ihre Ehre, ihre Rechtfertigung, ihre Freiheit vor Gott zurückgegeben. Die protestantische Gesellschaft ruht ganz

auf diesen Grundlagen. Die katholischen Staaten haben in analogen Einrichtungen einen notdürftigen Schutz gefunden. Die Kurie selbst hat sich längst der Mißbräuche, welche Luther als die „rechten Stücke des Endchristes" bezeichnet, entäußert. Und unsere Gegner selbst, wenn sie uns bekämpfen, rufen den Grundsatz der Denkfreiheit für sich an, der doch nur in Luthers Freiheitsbegriff seine Rechtfertigung hat und nur auf dem Boden des protestantischen Staates sich entwickeln konnte.

Bei alledem aber sind diese umwälzenden Gedanken nur gleichsam die Tonwellen aus der einen Posaune, welche Luther von Gott erbeten hatte. Nur an die politische Verfassung der christlichen Welt hatte er in seiner Schrift gerührt: die sakramentalen Fesseln, in welche die Romanisten die göttliche Gnade unmittelbar geschlagen, tastete er hier nicht an. Wohl hatte er, wie er bekennt, „hoch gesungen", aber er trug sich mit einer noch viel gewaltigeren Melodie: „Wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von ihnen. Jucket sie das Ohr, ich wills ihnen auch singen und die Noten aufs höchste stimmen. Verstehst mich wohl, liebes Rom, was ich meine?"

Unmittelbar nachdem die Schrift ausgegangen war, im August in tausenden von Abdrücken, während die Nachrichten von Rom her immer drohender lauteten, die besten Freunde, Staupitz, Lange, Linck ängstlich wurden, selbst Melanchthon Bedenken hatte, stieß er, wie er dem warnenden Spalatin schreibt, von neuem in die Kriegstrompete zum Angriff auf die Tyrannei des römischen Antchristes. In den ersten Tagen des Oktober erschien das „Präludium von dem babylonischen Gefängniß der Kirche."

Da gab er an den Tag, was er mit seinem Dr. Philippus schon so oft und scharf besprochen hatte: er verwarf die Siebenzahl der Sakramente. Was konnte es für die Seelen lieblicherer geben, als diese mütterlich-tröstende Leitung von der Wiege bis zur Bahre, was sie stärker an die Kirche fesseln! Luther aber zerbrach diese Gewalt. Jedes Leben stellte er, wie das seine, auf sich selbst. Die Verheißung war von Ewigkeit da; an den Glauben, die unmittelbare Hingabe an den Willen des Allmächtigen, der nur das Gute wollen kann, war die Erlösung geknüpft; nur die Versiegelung dieser Verheißung sollen die Sakramente sein, nicht neue Sterne auf der Himmelsstraße. So las er in der Schrift, dem lichten, heiligen Gottesworte. Da steht als erstes Sakrament fest die Taufe: im Eingang des Lebens für das ganze Leben die Zusage der Gnade, zu

der wir in jeder wahren Buße nur wieder zurückkehren, für die das ganze Leben Erfüllung sein soll, worin wir von allen Papstgeboten frei, worin alle Gelübde schon beschlossen sind. Neben ihr als der himmlische Trost mitten in dem Sturm des Lebens, so oft wir nur mit vertrauendem Herzen danach verlangen, das Sakrament des heiligen Abendmahls. Beide hat Gott in der babylonischen Gefangenschaft seiner Kirche erhalten; aber während die Freiheit der Taufe durch hundert Menschensatzungen verdunkelt ist, hat der Antichrist das andere Sakrament dreifach gefesselt: durch die Verweigerung des Laienkelches, das Dogma von der Transsubstantiation und die Lehre von der Werkgerechtigkeit der Messe. Luther ist fern davon, mit rationalistischen Gründen das Wunder leugnen zu wollen: aber er empört sich gegen die Anmaßung, an den Schriftworten zu deuteln, die Einsetzung nach Belieben zu schmälern, sowie gegen die Vorstellung, daß in der Darbringung des Leibes Christi als eines Opfers etwas an sich Wohlgefälliges, den Himmel Bezwingendes liege. Neben diesen beiden Sakramenten hält er noch fest an der Buße; die vier anderen aber verwirft er: der Eintritt in die Gemeinde, in die Ehe, in das geistliche Amt, in die Ewigkeit finden ihm in dem Gelübde der Taufe mit seiner Erneuerung in Buße und Abendmahl ihre volle Sicherung; sie sind nur Momente in dem Kampf um die Seligkeit, der das ganze Leben erfüllen soll, und stehen unmittelbar in der Gnade Gottes.

So zerstörte Luther den Nimbus, worin die Hierarchie alle Stufen und Kreise des natürlichen und socialen Lebens verklärt hatte. Er traf ihren Kultus in dem Mittelpunkt aller seiner Pracht und Andacht. Jede Seele riß er aus der Sicherheit, mit der sie in dem Schoß der alleinseligmachenden Kirche ruhte, und stellte sie unmittelbar vor das Angesicht Gottes, in den Sturm der Gefahr, unter den Stern der Verheißung. Die Angst um das ewige Heil, von der er im Kloster durchschüttert gewesen, wollte er in jedes Menschenherz gesenkt sehen. Noch einmal beschloß er, alles, was ihm da den Frieden gegeben, zu sagen, das ganze christliche Leben in eine Summe zu fassen, und so entstand die dritte Hauptschrift seiner Reformation, das Büchlein „von der Freiheit eines Christenmenschen.“

Wir brauchen nun nicht mehr dessen Inhalt zu wiederholen: der Grundaccord in dem ganzen Leben des Reformators hallt uns mitten in diesen Stürmen daraus entgegen, so einfach mächtig, so voll und herzlich, so klar und friedlich, wie er selbst es niemals

wieder ausgesprochen hat: „So müssen wir nun gewiß sein, daß die Seele kann alles Dings entbehren ohn des Wortes Gottes, und ohn das Wort Gottes ist ihr mit keinem Ding beholfen. Wo sie aber das Wort hat, so darf sie auch keines andern Dings mehr; sondern sie hat in dem Wort Genüge, Speis', Freud', Fried', Licht, Kunst, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Freiheit und alles Gut überschwänglich."

Es ist der Begriff der Religion in der reinsten Form: erhaben über alles Geschaffene ist sie doch der Grund, in dem alles Leben seinen Frieden und seine Ehre findet.

Diese Schrift, zugleich mit einem dritten Brief an Leo X., den der unermüdliche Miltitz ihm noch einmal abgewonnen, war Luthers erste Antwort auf die Bulle, durch die ihn der Papst mit den Worten des Psalmisten aus dem „Weinberge des Herren", den er als ein „wilder Eber" verwüste, hinausstieß.

Bereits im Mai war die Bulle im Entwurf fertig gewesen, dann aber noch wochenlang beraten worden; erst in den Tagen, wo Luther sich zum Sturm auf die Burg des Antichristes anschickte, am 15. Juni kam sie zustande. Sie war ohne Frage gegen den Ketzer toleranter als er gegen Rom. Nur 41 Sätze aus seinen Schriften waren darin verdammt; noch immer ward ihm der Widerruf innerhalb 60 Tagen offen gelassen; zunächst sprach sie über ihn die Suspension und nur über seine Schriften die Vernichtung durch Feuer aus. Würde er aber auch jetzt nicht die Stimme der Mutter Kirche hören, so solle er als ein verdorrter Ast abgehauen werden; bei der Strafe des Bannes wurden alle Katholiken, Unterthanen und Obrigkeiten, aufgefordert, ihn zu ergreifen und dem Papste auszuliefern.

Johann Eck selbst war bestimmt, den Schlag zu führen. Als päpstlicher Nuntius eilte er triumphierend über die Alpen. Bald erschien er bei seinen sächsischen Freunden und ließ die Bulle in den Diöcesen Merseburg, Meißen und Brandenburg veröffentlichen; drohend forderte er von der Wittenberger Universität, an die er sie sandte, Gehorsam. Zugleich gingen zwei Nuntien, die Italiener Caraccioli und Aleander, in die Niederlande an den Hof, um Kaiser Karl selbst gegen den großen Ketzer aufzurufen.

Da bemerkten sie nun allerdings mit Schrecken, wie allgemein und tief die Empörung war. Freunde fanden sie fast nirgends:

der Klerus, dessen Gewalt doch von Grund aus erschüttert war, begegnete ihnen kaum weniger feindlich als die Laien; die Regierenden selbst drohten, den Unterthanen mit dem Abfall voranzugehen; alle Leidenschaften, welche zwischen den Ständen hin und her wogten, schienen sich in der einen Sturmflut gegen Rom vereinigen zu wollen. Was war aus dem einst so andächtigen, devoten Deutschland geworden! „Neun Zehntel", schreibt Aleander, „rufen: Luther!, und die, welche sich um seine Brandschriften nicht kümmern, schreien dennoch: Tod dem römischen Hofe!" Selbst in Leipzig wurde Eck der Boden zu heiß. Während ihm der Rat auf des Herzogs Befehl einen goldgefüllten Pokal überreichen ließ und die Stadtknechte mit der Bulle auf den Dörfern umhersandte, sah er sich von der Studentenschaft, welche von Wittenberg Zuzug erhielt, so bedroht, daß er in dem Paulinerstift Zuflucht suchte. Vergebens schritt der Rektor gegen die Bursche ein; sie sangen auf der Gasse Spottlieder über den Nuntius, rissen die Bulle von den Kirchenthüren und schickten ihre Fehdebriefe ins Kloster. Nicht glimpflicher sah sich Eck bald darauf in Erfurt behandelt. Hier wies sogar die Universität die Bulle ab und ließ es geschehen, als die Studenten die Abdrücke den Buchführern mit Gewalt entrissen und in die Gera warfen.

Trotzdem war der Bann kein Schlag ins Wasser gewesen.

Eck hatte die Erlaubnis erhalten — denn was stand nicht in dem Belieben Roms? — in der Bulle Anhänger Luthers nach seinem Ermessen zu denunzieren. Er benutzte sie zunächst, um an den ihm besonders verhaßten Persönlichkeiten sein Mütchen zu kühlen. So nannte er neben andern auch Willibald Pirckheimer, der ihm in jener Satire so grausam mitgespielt hatte. Es war der vornehmste Bürger im Reich, einst der Liebling Maximilians, der Stolz seiner Stadt; alle Gebildeten der Nation blickten mit Ehrfurcht zu ihm auf. Eben noch hatte er auch die Lacher alle auf seiner Seite gehabt: jetzt aber bequemte er sich mit zwei Leidensgefährten zu der demütigenden Erklärung unbedingten Gehorsams. Wenn es gefährlich war, für die Bulle aufzutreten, zeigte es sich doch noch bedenklicher, in dieser kaiserlosen Zeit ihr zu trotzen: wer hätte auch Farbe bekennen mögen, bevor der junge Herrscher sich vor dem Reiche ausgesprochen hatte! Nur ein paar Bischöfe publizierten die Bulle. Die Mehrzahl der Stände und Korporationen hielten es für klug, jede Entscheidung möglichst hinauszuschieben. Dem Kardinal Albrecht, der wohl am liebsten zu ihnen gehört hätte,

wie er denn die Vorgänge in Erfurt zu übersehen suchte, ward aber auch dieser Ausweg versperrt. Vergebens rief Hutten ihn zum Kampf gegen die römischen Tyrannen auf; er selbst mußte auf Betreiben der Nuntien vom Hofe weichen und auf Sikkingens Burgen Schutz suchen. In Mainz aber und in Köln schleppten die Inquisitoren die ketzerischen Bücher zuhauf und verbrannten sie allem Drohen zum Trotz.

Auch Friedrich der Weise glaubte nach wie vor den Sturm mit Ausweichen und Verleugnen bestehen zu können. Er hielt an den Erklärungen von Augsburg fest und forderte die Vernehmung seines Professors durch gelehrte und unverdächtige Männer, wie sie sich wohl auf dem künftigen Reichstage finden würden. Noch immer konnte er kirchliche Autoritäten für sich anführen: seine Universität, die ein dahin lautendes Gutachten abgab, den Erzbischof von Trier, der sich in den Frankfurter Wahltagen persönlich dazu erboten hatte, und Karl von Miltitz, welcher auf derselben Grundlage unablässig an seinen losen Netzen weiter spann.

Auch Luther fügte sich der Taktik des Hofes. Er wiederholte die Appellation an ein Konzil und in zwei Flugschriften sogar den alten Kunstgriff, die Bulle als unecht, Eck als Fälscher auszugeben. Die Universität, welche einen Moment des Schreckens glücklich überwand und darauf um so fester zu ihm hielt, verweigerte mit ähnlichen Gründen die Veröffentlichung der Urkunde.

Natürlich glaubte Luther so wenig wie irgend jemand an ihre Unechtheit. Aber so lange die öffentlichen Gewalten in der Kirche selbst schwankten und Miltitz sich sogar als den wahren Dolmetsch des päpstlichen Willens gerierte, schien es am Ende denkbar, daß sich der Bruch in der Christenheit vermeiden lasse, sei es nun, daß diese ganz von Rom abfalle oder der Papst sich dem allgemeinen Willen unterwerfe. Liest man freilich die Apologien des Reformators, so erkennt man wohl, wie wenig er mit den Unterscheidungen zwischen Papst und Konzil, Rom und der römischen Kirche auf ein Mißverständnis rechnete. Den Verfasser der Bulle bezeichnet er, wer es auch sein möge, als den Antichrist: sei es wirklich Leo X. mit seinen Kardinälen, so werde auch er die Vollmacht gebrauchen, womit Gottes Barmherzigkeit ihn in der Taufe zum Miterben Christi gemacht habe, und den Stuhl zu Rom als den Sitz des Satans, des Erzfeindes Christi verfluchen; dann wolle er für sich keine Absolution, sondern erbiete sich ihrer Tyrannei freiwillig zum Tode, und übergebe sie samt der Bulle und allen

Dekretalen dem Verderben des Fleisches: „im Namen des Herrn Jesu Christi, welchen ihr verfolget, Amen!“

Das war die Stimmung, aus der heraus Luther zu der großartigen Demonstration schritt, die Bulle öffentlich zu verbrennen. Er wartete, bis er hörte, daß in Mainz und Köln, ja auch in den kaiserlichen Erblanden, zu Löwen das Urteil über seine Schriften wirklich vollstreckt sei. Darauf beschloß auch er der Welt zu beweisen, eine wie geringe Kunst es sei, die Gegner mit Feuer zu überwinden. Ein Anschlag am schwarzen Brett, in dem die Studentenschaft förmlich dazu eingeladen wurde, bewies, daß die Universität auch hierbei zu ihrem großen Lehrer stehe. Am 10. Dezember strömten die Docenten und Scholaren vor dem Elsterthor zusammen, wo der Holzstoß aufgeschichtet ward. Ein Magister zündete ihn an. Dann trat Luther hinzu, in seinen Händen die Bulle mit den Dekretalen, auch einige Schriften der Gegner: „weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast“, rief er aus, „so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer“; und warf sie in die Flammen. Im Auditorium erklärte er des andern Tages den Akt, mit dem er jeden Frieden abgewiesen, für ein Kinderspiel gegen die Aufgaben der Zukunft: so müsse der Papst selbst, d. i. der römische Stuhl samt allen seinen Lehren und Greueln verbrannt werden; besser sei es in der Wüste als unter solchem Regiment des Antichristes zu leben. Bei ihrer Seelen Seligkeit beschwor er die Scholaren, die Papisten und ihre Irrtümer immerdar zu meiden und zu hassen.

So nahm Martin Luther seine Stellung, während ringsumher Deutschlands Volk und Fürsten mit Hoffen und Bangen, in fiebernder Spannung ihrem neuen Herrn entgegensahen. Wohl rief er noch Kaiser und Reich zum Beistand auf: „Wo bist du, trefflicher Kaiser Karl? wo seid ihr christlichen Fürsten? Ihr habt euch Christo in der Taufe angelobt und könnet diese höllische Stimme des Antichristes ertragen! Wo seid ihr Bischöfe, ihr Doktoren, alle, die ihr Christus bekennet? Könnt ihr schweigen zu diesen Greueln der Papisten? Gekommen, gekommen ist der Zorn Gottes über sie, die Feinde des Kreuzes Christi und der Wahrheit Gottes, daß sie auch allen Menschen zuwider sind und wehren die Wahrheit zu predigen, wie Paulus sagt von den Juden.“ Aber schon war er auch in seinem Vertrauen auf den Laienstand irre geworden, trotzdem er von Nord und Süd und aus hohen wie gelehrten Kreisen aufmunternde Zuschriften erhielt. Er sah doch, wie wenig die Welt das Evangelium um seiner selbst willen be-

kannte. „Verlasse dich nicht auf Fürsten noch das Urteil der Menschen", schrieb er bereits im November an Spalatin, der damals mit seinem Herrn dem kaiserlichen Hofe nachzog: „denn wenn das Evangelium von den Mächtigen der Erde gepflanzt und erhalten werden sollte, würde Gott es nicht den Fischern geoffenbart haben." Mit der stolzen Freude des Propheten sah er der Stunde entgegen, wo er von allen Gewalten dieser Welt verdammt ganz allein mit seinem Gott bleiben würde; und Trauer erfüllte ihn in dem Gedanken, daß die Unseligen das Wort Gottes hörten, aber nicht bewahrten und darum dem ewigen Verderben nicht entrinnen könnten.

Die Acht des Reiches.*)

Und in der That war der Augenblick nahe, wo sich der deutsche Staat für oder gegen das Evangelium entscheiden mußte.

Am 23. Oktober war Karl von Spanien in Aachen als römischer König gekrönt worden. Während er am Rhein hinauf zog, ließ er es geschehen, daß die Nuntien in Köln und Mainz die Bücher Luthers auf den Scheiterhaufen brachten. Über Heidelberg, wo ihn die Pfälzer glänzend aufnahmen, kam er Ende November nach Worms, um seinen ersten Reichstag zu halten.

Mag man nun über Segen oder Unsegen der deutschen Reformation denken, wie man will, so wird man doch immerhin als Deutscher wünschen müssen, daß Deutschlands Interessen die Richtschnur in Karls Politik gewesen wären.

Eine solche Erwägung lag aber am allerwenigsten in dem Gesichtskreis des jungen Herrschers. Er wollte und konnte nur die Aufgaben wahrnehmen, welche sich an die Würde knüpften, zu der er sich erwählt sah. Das war die Krone Karls des Großen: dieselbe, welche nach der Auffassung der Zeit auf dem Haupte der römischen Cäsaren seit Augustus geruht hatte: zum weltlichen Haupt aller Christenheit war Karl erhoben worden: alles Recht der römischen Kaiser, welches vor kurzem seinen Siegeszug durch Europa gehalten hatte, ward auf diesen Titel zurückgeführt: ohne ihn hatte in der Theorie kein Dorf, kein Besitztum den öffentlichen Frieden.

*) In diesem Abschnitt konnten mehrere Stellen nach bis dahin nicht veröffentlichten Forschungen Th. Briegers berichtigt werden.

Die Gebiete freilich, welche Karl faktisch beherrschte, deckten sich weder mit dem Umkreis der imperialen Gewalt, noch waren sie auch nur ein geschlossenes Ganze. Jedes war eine politische Welt für sich, national beschränkt, mit besonderer Vergangenheit und besonderen Zielen: den übrigen gleichartig in vielen Interessen, aber in hundert anderen feindlich; und jedes in sich wieder tausendfach gespalten. Nur in der Person Karls V., dem sie der Zufall des Erbes in die Hand gespielt, fanden sie ihren Zusammenhang; dazu nun in dem Kaisertum, der „Monarchie", welche unter allen weltlichen Gewalten die zugleich persönlichste und allgemeinste war.

Kein Wunder, daß der Jüngling, welcher seit Jahren für diese Würde auferzogen war, sich mit der Machtvorstellung, die daran geknüpft war, durch und durch erfüllte. Noch trat er in den Geschäften wenig hervor. Diese leiteten vor anderen ein burgundischer Magnat, Herr von Chièvres, ein Italiener, der Großkanzler Gattinara, und der als Beichtvater viel umworbene und gefürchtete Franziskaner Glapio: Persönlichkeiten, welche durch Herkunft oder Beruf zu der internationalen Richtung dieser Politik hinneigen mußten. So ernsthaft Karl von Natur war, gefiel er sich doch in den rauschenden Festlichkeiten, welche die Fürsten und Gemeinden ihm darbrachten; mit Leidenschaft pflegte er der Jagd; in den Turnieren, welche die Beratungen in Worms häufig unterbrachen, wußte er mit der Lanze so gut zu treffen wie die Anderen. Aber in seiner stillen, zurückhaltenden Art bemerkte er sehr wohl das Durcheinander von Interessen, welche sich an seinem Hofe, in den Kanzleien seiner Länder selbst herzudrängten, und lernte, sich auf sich zurückzuziehen, da er nur so hoffen konnte, alle sich kreuzenden Fäden in einer Richtung fortzuspinnen. Eine Stellung wie die seine forderte seltene Umsicht, Unbefangenheit des Urteils selbst in kirchlichen Fragen, diplomatische Feinheit, rastlose Thätigkeit, fürstliches Hochgefühl, unmittelbare Hingebung an die Idee, welche das Ganze zusammenhielt — aber alle Leidenschaften mußten in diesem einen Gedanken aufgehen: niemals hätte Karl V. ihn einer ausschließlich nationalen oder religiösen Empfindung opfern dürfen: der Herzschlag des deutschen Volkes vollends mußte dem Enkel Maximilians immerdar fremd bleiben.

Noch hatte er in Aachen nicht das höchste Ziel erreicht. Er nannte sich erst den „erwählten römischen Kaiser." Wie sein Großvater hielt er an der Aussicht fest, die höchste Krone im St. Petersdom zu empfangen. Denn nur an Rom war diese geknüpft, an

die geistliche Monarchie, welche dort residierte. Wohl ließen sich tiefgreifende Konflikte zwischen Kaiser und Papst denken, wie sie im Mittelalter so oft beide Gewalten entzweit hatten: aber ein Bruch, wie Luther ihn wollte, war zwischen ihnen unmöglich; sie blieben aufeinander angewiesen, auch wenn sie sich tötlich haßten.

Gerade jetzt schien es, als sollten sie völlig auseinander geraten. Während die Legaten darauf drangen, der Bulle gegen Luther mit einem kaiserlichen Mandat für das ganze Reich zur Hülfe zu kommen, begünstigte Leo X. die Beschwerden der Aragonier gegen die kastilische Inquisition und verhandelte mit Franz I. über ein Bündnis — in dem Moment, wo der Aufstand in den spanischen Reichen ausbrach und der Krieg des Kaisers mit Frankreich unvermeidlich schien. Erklärlich genug, wenn da der kaiserliche Hof nicht eben großen Eifer zeigte, die deutsche Bewegung zu unterdrücken. Vergebens erschöpfte Aleander, dem die kirchliche Frage speciell oblag, sich in Klagen, Bitten, Drohungen, in tausend kleinen Künsten der Diplomatie — die Minister wiesen achselzuckend auf die erregte Stimmung des Volkes und der Stände hin, und nicht minder deutlich auf die zweifelhafte Haltung des Papstes. Das Ende war, daß dieser sich entschloß, dem Kaiser einen Schritt entgegen zu thun, und die Breven gegen die Inquisition zurückzunehmen. Noch kurz vor dem Einzuge in Worms hatten die kaiserlichen Minister Kurfürst Friedrich, mit dem sie schon in Köln darüber verhandelt, aufgefordert, Dr. Luther mit auf den Reichstag zu bringen; Aleander geriet außer sich, als sie ihm davon Mitteilung machten. Dann aber scheinen die Nuntien, noch bevor das neue Breve eingelaufen war, irgend welche Zusicherungen gemacht zu haben, denn sie erhielten plötzlich die Genugthuung, daß Karl die Einladung widerrief; weil er gewisse Nachricht erhalten habe, daß Luther in den höchsten Bann gefallen und jedem Ort, den er betrete, das Interdikt gedroht sei.

Das also war das Geschick des Evangelium: sowie es nur in die Welt eintrat, ward es den Machtinteressen, welche diese erfüllten, dienstbar.

Luther war, wir wissen es, nicht im Zweifel, daß es so kommen müsse. Im einzelnen ahnte er nicht die Ziele und Irrgänge der europäischen Diplomatie, und würde sie verschmäht haben, wenn er sich ihnen hätte anvertrauen sollen: aber von der Position aus, die er in der Abgeschiedenheit von der Welt gewonnen hatte, wußte er doch wie kein anderer die Zeichen der Zeit zu deuten.

Im Laufe des Winters wuchs diese wahrhaft prophetische Stimmung. Er war entschlossen, des Kaisers Ruf als die Stimme Gottes anzunehmen. Was konnten die Feinde ihm anhaben, dem der Herr mit seinem Worte zur Seite stand! Noch lebte und herrschte ja der Gott, der die drei Knaben im feurigen Ofen des Königs von Babel errettet hatte! Verachtung und Verfolgung, Marter und Tod konnten ihm nur die Gewißheit besiegeln, daß er ein Streiter des Höchsten sei, der ja allezeit die niedern und verachteten Personen gegen die Fürsten, Priester und Gelehrten als seine Propheten erweckt hatte. Nicht sein Schicksal schreckte ihn — aber mit tiefer Bewegung sagte er das Unheil voraus, welches der Kaiser über sich und sein Haus herabziehen werde, wenn er, um die Gottlosigkeit zu schützen, die Anfänge seines Regimentes mit Blut beflecke. Er betete zu Gott, daß er das von dem jungen Herrscher abwenden möge; er wünschte sich deshalb, durch die Romanisten allein umzukommen; er erinnerte, wie Gott an Sigismund den Mord des Hus gerächt, sein Haus in einem Menschenalter ausgerottet habe; und fand, wenn solche Sorgen ihm die Seele niederdrücken wollten, doch nur in dem Worte Ruhe, das in den Briefen dieser Wochen immer wiederkehrt: „es geschehe der Wille des Herren!“

Kein Verständiger kann heute noch behaupten, daß Luther jemals dem Aufruhr das Wort geredet habe. Doch wurde schon damals kein Vorwurf häufiger gegen ihn erhoben; selbst seine Anhänger wünschten, daß er in einer besonderen Schrift seine Freundschaft für die weltliche Gewalt kund thue. Luther zeigte sich ganz erstaunt über dies Ansinnen. Denn nichts war ihm bewußter und erschien ihm deutlicher, als daß alle seine Schriften auf die Erhaltung des Staates abzielten, daß er gerade die ewigen Fundamente aufgedeckt habe, auf denen die menschliche Gesellschaft ruhen könne.

Da war es fast die schwerste seiner Prüfungen, überall auf Mißverständnis und Mißbrauch des Evangelium zu stoßen. Schon im Sommer, während er die Schrift an den Adel ausarbeitete, hatte ihn eine Rauferei der Studenten in Wittenberg mit den Stadtknechten tief erregt. Mit den schärfsten Worten hatte er gegen den Kurfürsten und auf der Kanzel den Aufruhr und die unzeitige Nachsicht des Rektors gegen die Tumultuanten gerügt, und sich dadurch natürlich neue Feinde unter den Scholaren und Docenten gemacht. Er nannte den unbedeutenden Vorfall die größte Gefahr dieses Jahres, einen rechten Griff Satans, der ihn von innen an-

taste, da er von außen nicht an ihn heran könne. Jetzt sah er täglich die Zahl der falschen Freunde wachsen. Wohl kamen auch ihm Momente, wo er dem Legaten, der ganz Deutschland in ein Blutmeer zu verwandeln drohe, den Überfall durch Hutten und seine Freunde wünschen mochte; aber seine Grundstimmung in dieser Sturmzeit faßte sich doch immer in den Worten zusammen: Bekennen und Dulden, Ergebung in den Willen Gottes, der sein Wort erhalten werde weit über aller Menschen Gedanken.

Auch seine litterarischen Gegner mehrten sich täglich und er blieb keinem die Antwort schuldig. Niemals hat er den „Bock Emser“ übermütiger gezwickt und gezaust als in diesem Winter. Seine Hauptaufgabe jedoch blieb ihm, bis der Kaiser ihn rufen werde, die treue Erfüllung seines Amtes auf dem Katheder wie auf der Kanzel, die er oft zweimal des Tages bestieg. Von der Postille gab er Anfang März den ersten Teil heraus; an dem Psalter, über den er las, arbeitete er unablässig. Dem jungen Prinzen Johann Friedrich, der ihm mit herzlicher Treue anhing, widmete er das „Magnificat“, einen evangelischen Lobgesang der Maria. Dabei die regste Korrespondenz, vor allen mit Spalatin, der bald nach Neujahr mit dem Kurfürsten in Worms eingetroffen war. Auch mit Sikkingen und Hutten wechselte er Briefe voller Teilnahme für ihren patriotischen Eifer gegen die Romanisten, aber unter Ablehnung aller Gewaltthätigkeiten, wie besonders Hutten sie im Schilde führte.

Unterdes wurde in Worms über sein Schicksal das Los geworfen.

Im Laufe des Januar kamen dort die Stände zusammen; am 27. ward der Reichstag eröffnet, und sogleich trat man in die kirchliche Frage ein.

Mit ohnmächtigem Zorn bemerkte Aleander, daß die Wogen der Empörung unter den Reichsständen ganz so hoch gingen wie draußen. Alle Welt lachte und spottete über den Bann. Von Frankfurt kamen ganze Wagenladungen Lutherischer Bücher nach Worms; man las sie am Hofe vor den Augen der Nuntien. Kein Prediger wagte noch gegen den Ketzer zu hetzen; Aleander glaubte kaum seines Lebens sicher zu sein.

Seine Absicht war, den Kaiser zu einem Mandat gleich dem Inhalt der Bulle zu bewegen, der im Januar eine noch schärfer gehaltene folgte. Statt dessen mußte er es erleben, daß am Reichstage ein Schriftstück zum Vortrag kam, welches in hundert

Artikeln alle Klagen über die römischen Bedrückungen zusammenfaßte und mit den bösesten Wendungen Abhülfe verlangte. Auch die Gegner Luthers schlossen sich diesen Angriffen an; niemand äußerte sich rücksichtsloser als Herzog Georg. Wie hätten die kaiserlichen Diplomaten nur wagen dürfen, dem Nuntius unbekümmert um die Stände willfährig zu sein! Viel näher lag es doch für sie, diese Erregung als neuen Hebel zu benutzen, um die römische Politik ganz von Frankreich abzuziehen. Daß sie damit Geister lösen könnten, die vielleicht einmal ihrer selbst mächtig würden, kam ihnen nicht in den Sinn. Wenn Aleander Unheil prophezeien wollte, pflegte Chièvres verbindlich lächelnd zu erwidern: er halte es für ein leichtes, den Handel beizulegen. Übrigens war das Wort „Reformation der Kirche“ im kaiserlichen Rat durchaus nicht verpönt. Glapio hielt es für seine beichtväterliche Pflicht, dem Kaiser dies als Aufgabe einzuschärfen. In mehreren geheimen Unterredungen mit dem kursächsischen Kanzler Dr. Brück ließ er sich darüber aufs weiteste aus, in Worten, welche nur Treuherzigkeit und Verehrung für Luther zu atmen schienen. Gattinara glühte für den Gedanken, auf einem Konzil die kirchlichen Schäden zu heilen; dort werde der kaiserliche Titel des Schirmvogtes der Kirche erst Wahrheit werden. Kurz, so katholisch die Minister gesinnt waren, dachten sie doch durchaus nicht kurialistisch.

Auch die Stände aber glaubten, die Bewegung zum Durchdrücken ihrer antikurialen Absichten benutzen zu können. Sie wiesen nicht ohne Grund auf die drohende Haltung des gemeinen Mannes hin, der sich das Mandat im Sinne der Bulle nicht gefallen lassen würde, und ließen durchblicken, daß Luther, wenn er sich allein gegen Rom ausließe, ihres Beifalls nicht entbehren würde.

Aleander wußte in dem Labyrinth dieser Gegensätze nicht ein noch aus; er mußte es am Ende zulassen, daß Kaiser und Reich über seinen Kopf hinweg schlüssig wurden. Zwei Mandate, von denen eins die Vollstreckung der Bulle, das andere wenigstens die Verbrennung der Bücher Luthers befehlen sollte, wurden abgelehnt, ein drittes dagegen, welches die Einziehung aller seiner Schriften anordnete, fand schließlich wahrscheinlich die Billigung der Stände. Allein der Bulle und dem unermüdlichen Widerstande des Nuntius zum Trotz beschlossen diese, den Angeklagten selbst zu vernehmen: unter sicherem Geleit sollte er kommen, vor gelehrten, verständigen Männern verhört werden. Doch wiesen sie den Gedanken einer Disputation zurück: man möge ihn fragen, ob er sich zu den Schriften,

die er gegen den ererbten Glauben habe ausgehen lassen, bekenne und sie widerrufen wolle; thue er dies, so solle er „in andern Punkten und Sachen“ weiter gehört werden; wo nicht, so würden auch sie ihn als Verächter des alten Glaubens dem Urteil des Kaisers überlassen.

Lang und stürmisch waren die Beratungen, welche zu diesem Ergebnis führten. Wir hören, daß Kurfürst Friedrich mit dem papistischen Joachim von Brandenburg in öffentlicher Sitzung fast handgemein geworden sei. Diese Erregung des sonst so ruhigen alten Herren ist erklärlich genug. Denn wenn er seinen Doktor Luther nur irgend kannte, mußte er sich sagen, daß der sich nimmermehr solcher Entscheidung unterwerfen würde. Die Meinung der Mehrheit war, das Evangelium für ihre kirchlich-politischen Absichten gegen Rom auszuspielen; es sollte der Deckmantel ihrer weltlichen Pläne sein. Das hieß in Luthers Sinn Gottes Namen für die Werke des Fleisches mißbrauchen. Wir kennen im einzelnen den Gang der Verhandlungen nicht; das aber wird nicht abzulehnen sein, daß in ihnen von den Vertretern des deutschen Staates über Luthers Reformation das Urteil gesprochen worden ist.

Hierauf gingen die Dinge, wie sie gehen mußten. Der Kaiser selbst unterzeichnete das Schreiben, welches den Angeklagten unter Zusicherung des Geleites herbeirief. In der letzten Märzwoche kam es in dessen Hände; der Herold, der es überbrachte, war auch bestimmt, ihn nach Worms zu führen. Dienstag nach Ostern, den 2. April, reiste Luther ab, in Begleitung dreier Freunde auf einem Planwagen, den der Rat ihnen stellte. Ungefährdet, überall mit Teilnahme und Verehrung aufgenommen, zogen sie des Weges. Selbst in Leipzig weigerte der Rat nicht den Ehrentrunk. Wahrhaft glänzend war der Empfang, den Stadt und Universität Erfurt, wo jetzt die Jugendfreunde Luthers, die Poeten dominierten, am 6. April ihrem großen Mitbürger bereiteten. Luther rastete hier in seinem alten Kloster; von der Kanzel erklärte er dem Volke am nächsten Tage, was er dort gelernt hatte: „wie man fromm werde und zur ewigen Seligkeit komme“; „Friede sei mit Euch!“ war das Texteswort, von dem er ausging: „sowie der Schnee unter der Frühlingssonne“, schreibt Eoban Hesse, „zerschmolzen die Herzen der Hörer unter der Glut seiner Worte.“ Auch in Gotha und in seiner lieben Stadt Eisenach predigte er. Wie auf dem Wege nach Augsburg, war er von Krankheit arg gequält. In den Beifall,

der ihn auf allen Wegen empfing, mischten sich wieder Mitleid und Angst um sein Schicksal. Er hörte, ein kaiserliches Mandat sei ausgegangen, das mit harten Worten die Einlieferung seiner Bücher heische: es schien ihm, als wollten die Gegner ihn damit vom Kommen abschrecken. Auch der Herold fing an besorgt zu werden. Luther aber blieb dem Gedanken treu, des Kaisers Ruf als Gottes Ruf anzunehmen und das Wort des Höchsten zu bekennen. In Oppenheim stellte sich Martin Bucer ein und brachte dem Reformator eine Einladung Sikkingens auf die Ebernburg, von wo Hutten damals in flammenden Sendschreiben an den Kaiser, die Stände und die Nuntien zur Errettung der deutschen Freiheit und ihres Vorkämpfers aufrief; kein Geringerer als Glapio, der selbst nach der „Herberge der Gerechtigkeit" hinübergeeilt war, hatte die Sendung angestiftet. Luther erwiderte dem Mönch: wolle der Beichtvater ihn sprechen, so möge er es in Worms thun. Selbst Kurfürst Friedrich wünschte jetzt, daß er fern bleibe, und ließ ihn durch Spalatin vor dem Schicksal des Hus verwarnen. „Er wolle nach Worms", war Luthers Antwort, „wenn auch soviel Teufel drinnen wären als Ziegel auf den Dächern." Im Weiterfahren stießen die Reisenden auf zahlreiche Herren vom Adel, darunter die sächsischen Freunde, welche von Worms in Harnisch und Wehr ausgeritten waren, um nach ihrer Weise für das kaiserliche Geleit aufzukommen. Als der Wagen durch das Thor der alten Reichsstadt rollte, am 16. April vormittags 10 Uhr, drängten sie sich an ihn; voran ritt der Herold in seinem Ornat, das Wappen mit dem Reichsadler über dem Arm. Da stieß der Türmer vom Dom in sein Horn, und alles lief auf die Straße, um das Schauspiel zu sehen. Vor dem Johanniterhause, wo die sächsischen Räte herbergten, hielt der Zug. Luther sah, wie die Menge, welche auf den Straßen wogte, alle Fenster und Dächer füllte, ihn teilnehmend grüßte. Aber auch da blieb er der Stimmung treu, in der seine Stärke lag: „Gott wird mit mir sein" sagte er, indem er abstieg.

Gleich am Mittwoch 4 Uhr nachmittags ward er in die bischöfliche Pfalz geführt, wo der Kaiser und die Stände seiner warteten. Der ungewohnte Anblick einer so glänzenden Versammlung schien ihn doch ein wenig zu verwirren. Als der Official des Erzbischofs von Trier in des Kaisers Namen fragte, ob die Bücher, welche vor ihm lagen und deren Titel er ablas, die seinen wären und Luther ihren Inhalt behaupten oder widerrufen wolle, antwortete dieser so leise, daß auch Nahestehende ihn kaum hörten.

Indem er die erste Frage rückhaltlos bejahte, bat er für die zweite um eine Bedenkzeit, damit er in einer Frage, die den Glauben und der Seelen Seligkeit betreffe, nicht zu viel oder zu wenig sage; denn in beiden Fällen werde ihn das Urteil Christi treffen: „wer mich vor den Menschen verleugnet, den will ich vor meinem himmlischen Vater auch verleugnen.“ Nicht ohne Schwierigkeiten ward ihm die Frist gewährt.

Am folgenden Tage um dieselbe Stunde erschien er von neuem. Es wurde Abend, ehe er vorgelassen wurde; man zündete bereits Fackeln an, als er in den Saal trat, der die Stände und die andrängende Menge kaum faßte. Auch diesmal war der triersche Official des Reiches Sprecher; wie ja Luther eben Kurfürst Richard als Kommissar von Miltitz erbeten hatte. Es war gleichsam die Verhandlung, welche Kurfürst Friedrich von den Vertretern Roms vergebens verlangt hatte; auch waren diese, wie es scheint, demonstrativ ferngeblieben. Hofften die Stände in diesem Augenblick wirklich noch den Reformator für ihre Opposition gegen den römischen Stuhl zu gewinnen? Man möchte es vermuten, wenn man die Fragestellung erwägt, womit der Official ihn empfing: ob er alle seine Bücher verteidigen oder etwas daraus widerrufen wolle. Und eben darauf ging offenbar die wohlüberlegte Antwort, welche Luther lateinisch gab und deutsch wiederholte. Er teilte seine Schriften in drei Klassen. Die einen, in denen er vom Glauben und christlichen Leben evangelisch und schlicht gehandelt habe, würden auch von den Gegnern, sogar in der Bulle für evangelisch erklärt; wie könne er also die von Freund und Feind bekannte Wahrheit verleugnen! In den anderen greife er die päpstlichen Irrlehren an: solle er nun durch den Widerruf im Namen des Kaisers und des Reiches diese Tyrannei bestärken und Deutschland vollends dem Verderben ausliefern lassen? In den dritten, den Streitschriften habe er die Verteidiger der römischen Tyrannei und die Feinde jener gottseligen Lehre bekämpft: so mögen diese sie ihm widerlegen, und er werde solche Bücher als der erste in das Feuer werfen. Mit lauter Stimme — denn alle Befangenheit war jetzt von ihm gewichen — bekannte er seine Freude an der Zwietracht über das göttliche Wort; wie ja der Herr spreche: „ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert, ich bin gekommen, den Sohn zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter.“ Er, der Bettelmönch, wagte, den Jüngling, der da im Glanze der kaiserlichen Majestät vor ihm thronte, an

die vielen Exempel der Schrift zu erinnern, vom Pharao, vom König zu Babel und den Königen Israels, welche gerade in das tiefste Verderben stürzten, sobald sie mit den klügsten Anschlägen ihre Reiche zu befrieden und zu befestigen gedachten.

Der Official hätte in Verlegenheit kommen können: die zweite und die dritte Schriftreihe entsprachen ja wohl dem, worüber die Stände eine Diskussion zugaben? Und wenn diese bei dem alten Glauben bleiben wollten, so hatten ja der Papst und seine Apologeten selbst die Rechtgläubigkeit der ersten Klasse anerkannt. Aber Johann Eck — denn merkwürdig genug, ganz wie der alte Feind Luthers nannte sich dieser Gegner — wußte nach einer Beratung der Stände den Angeklagten zu fassen; dieselbe Frage, womit der andre Eck in Leipzig triumphiert hatte, legte auch er dem Reformator vor: absehend von Rom fragte er, ob derselbe die Sätze des Hus und anderer Ketzer gegen die Beschlüsse der Konzilien, besonders des von Konstanz aufrecht erhalte; darauf fordere er eine „schlichte und unverwirrte" Antwort. Nun denn, rief Luther dagegen, so wolle er eine „unstößige und unbissige" Antwort geben: „Es sei denn", so schließt der Bericht, den er selbst aufgesetzt hat, „daß ich durch Zeugnis der Schrift überwunden werd' oder aber durch offenbare Gründe (denn ich glaub' weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil es am Tage ist, daß dieselben zu mehrmalen geirrt und wider sich selbst geredet haben): ich bin überwunden durch die Schriftstellen, welche ich angeführt habe, und gefangen im Gewissen an dem Wort Gottes; derhalben ich nichts mag noch will widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unheilsam und gefährlich ist. Gott helf' mir, Amen!"*)

Hierbei beruhigte sich der Official nicht; nach einer kurzen Pause wiederholte er die Frage und Luther seine Antwort. Es schien wie in Augsburg sich eine Diskussion entspinnen zu sollen: da hob der Kaiser mit der Erklärung, daß er nach der Verleugnung der Konzilien nichts mehr hören wolle, plötzlich die Versammlung auf. Die Gassen lagen schon im Dunkel, als Luther in seine Herberge zurückgeführt wurde. Indem er hier eintrat, überkam ihn die Empfindung, wie das die Stunde sei, die er von Anfang an geahnt, da ihn die Welt verlassen habe. Er reckte die Hände hoch, und mit fröhlichem Angesicht rief er laut: „ich bin hindurch, ich bin hindurch!"

*) Die bekanntere Wendung, „Hier stehe ich", u. s. f. ist nicht so gut bezeugt.

Auf Kaiser Karl hatte sein Auftreten keinen Eindruck gemacht. „Der soll mich nicht zum Ketzer machen“, rief er aus. Die Spanier am Hof lachten und höhnten; Granden wie Herzog Alba waren Feuer und Flamme über den frechen Mönch. Aber seinen Deutschen hatte Luther an das Herz gerührt. Während er in dem Gedränge stand, hörte er aus dem Saal ermutigende Zurufe. Herzog Erich von Braunschweig, der von der Soltauer Haide wissen mußte, was nach der Hitze des Kampfes not thue, ließ ihm einen Trunk Eimbecker Bieres in silberner Kanne bringen. Der Johanniterhof wurde nicht leer von Besuchern, alten Bekannten, wie Peutinger von Augsburg, Edelleuten und Fürsten. Der junge Landgraf Philipp von Hessen brachte ein Scherzwort über einen Punkt vor, womit er in späteren Jahren sich und dem Reformator genug zu schaffen machen sollte. Lächelnd wies Luther das ab; beim Abschied aber reichte der Fürst ihm die Hand: „habt ihr recht, Herr Doktor, so helfe euch Gott!“ Auch der alte Kurfürst freute sich an der Haltung seines Professors; gleich an dem Abend sagte er es Spalatin: „wohl hat der Pater Doktor Martinus geredet vor dem Herrn Kaiser, allen Fürsten und Ständen des Reichs in Latein und Deutsch“. Bedenklich werdend setzte er hinzu: „er ist mir viel zu kühne!“

Zunächst freilich war nichts zu befürchten. Hätten die Spanier oder die Nuntien Luther antasten wollen, so würden Volk und Adel und wohl die Fürsten selbst für ihn eingestanden sein. An dem Rathause fand man einen Anschlag, der einen Bundschuh zwischen den Rittern und Bauern androhte. Aleander glaubte sich selbst gefährdet.

Auch die Stände baten noch einmal um Frist, als der Kaiser bereits am folgenden Tage einen Entwurf der Achtserklärung vorlegen ließ. Von neuem unternahmen sie es, den Reformator auf ihre Wege hinüber zu locken. Eine Kommission, an deren Spitze der Kurfürst von Trier stand und in der neben Markgraf Joachim und Herzog Georg Peutinger und andere Gönner Luthers waren, verhörte ihn am 24. April in der Herberge des erstgenannten. Ihr Sprecher, der badische Kanzler traf den Punkt, worin er Luther wie sonst nirgends zugänglich wußte: während er die Fehlbarkeit der Konzilien zugab, erinnerte er ihn doch an die heilsame Notwendigkeit kirchlicher Ordnungen und die Zerrüttung, welche aus seinem Auftreten folgen müsse. Als die andern abzogen, behielt Greifenklau den Reformator mit seinem Official und dem Humanisten

Cochläus bei sich und wiederholte das Verhör am nächsten Tage ohne Zeugen; wie seinem Beichtvater mußte Luther dem Erzbischof da alles darlegen. Peutinger selbst kam wieder und machte ihm Vorstellungen; fragte, ob er denn nicht in ein Konzil willigen wolle. Luther hatte Augenblicke, wo er einzulenken schien. Man versprach, die Artikel auszuziehen, in denen er sich dem Konzil unterwerfen möchte. Als er dann aber den Kurfürsten fragte, ob das die in Konstanz verdammten Sätze sein würden, mußte dieser schmerzlich nicken, und alles Schwanken des Reformators hatte ein Ende.

Schließlich mußte man ihn freilassen, für die 21 Tage, welche ihm der Geleitbrief noch für die Rückreise gewährte.

Was aber sollte dann aus ihm werden?

Das war die Frage, welche nun vor allen an Kurfürst Friedrich herantrat. Die Entscheidung hinauszuschieben, darin hatte bisher seine wie der andern Weisheit bestanden. Jetzt schien es mit den Mittelwegen aus zu sein: wer Luther aufgab, mußte am Papst festhalten. Aber wer da sucht, findet auch, und so entdeckte der Kurfürst mit seinen Räten einen Ausweg, der nach beiden Seiten zu genügen schien: sie beschlossen, ihren Schützling der Welt zu entrücken, eine Scheingefangenschaft über ihn zu verhängen. Um ganz sicher zu gehen und den Reformator mit einer Art gutem Gewissen verleugnen zu können, überließ der Fürst die Wahl des Ortes seinen Räten, ohne auch nur danach zu fragen; ganz wenige, unter diesen aber Spalatin, werden gewußt haben, daß es die Wartburg war. Luther selbst kostete es Überwindung, hier zu folgen. Offenbar war es ein Zurückweichen vor dem Feinde, nachdem bisher seine Parole auf Bekennen und Dulden gelautet hatte. Das Ende jedoch war — denn über das Einzelne der Beratung wissen wir nichts, — daß er dem Drängen des Fürsten oder der Räte nachgab.

Am 26. April, um dieselbe Stunde wo er vor zehn Tagen gekommen, verließ er die Stadt. Derselbe Herold, der ihn herbeigebracht, war auch jetzt mit der Geleitung beauftragt. Von Frankfurt meldete Luther dem Meister Lukas Kranach, daß er sich auf „guter Leute Rat“ eine Zeitlang verbergen müsse, und was in Worms gehandelt sei: „nicht mehr denn so viel: ‚sind die Bücher Dein‘? Ja. ‚Wilt Du sie widerrufen oder nicht‘? Nein. ‚So heb' Dich‘. O wir blinde Deutschen, wie kindisch handeln wir und lassen uns so jämmerlich die Romanisten äffen und narren!“ In Fried-

berg ließ er den Herold zurück, mit zwei Briefen an den Kaiser und die Stände, worin er, wie es mit Spalatin verabredet war, sich von neuem zu einem Verhör vor „unverdächtigen, unparteiischen, gelehrten Richtern“ erbot, auf Grund des „heiligen, freien, lautern und klaren Wortes Gottes“, das billig obschweben und aller Menschen Richter bleiben müsse. Wahrhaft ehrerbietig nahmen ihn die Mönche und Bürger in Hersfeld auf. Abt Krato ließ es sich nicht nehmen, ihm seine eigene Kemmenate einzuräumen. Vergebens stellte Luther ihm die Gefahr für seine Regalien vor: er mußte auf die Kanzel und predigen — ein Bruch des Geleites, worin ihm Stillschweigen auferlegt war: aber das Wort Gottes wollte er nicht binden lassen. Unter der sicheren Führung der Hersfelder erreichte die Gesellschaft am 2. Mai bei Berka die Werra und gelangte durch die Berge noch am Abend bis Eisenach. Hier, wie wir nicht zweifeln dürfen, hat Luther dem Schloßhauptmann auf der Wartburg, Hans von Berlepsch, die fürstlichen Instruktionen eingehändigt, und mit ihm alles, was nun folgte, verabredet. Von den Begleitern behielt er nur noch seinen Ordensbruder Johann Petzensteiner aus Nürnberg und Nikolaus von Amsdorf bei sich. Mit ihnen kehrte er um und besuchte — was mochte auch näher liegen? — die Verwandten in Möhra. Er ward von diesen eine Strecke Wegs begleitet, als er mit den Freunden am 4. Mai in der Richtung nach Gotha weiterfuhr. Die Reisenden waren noch nicht lange allein, nahe dem Altenstein in einem Hohlwege, wo man heute noch eine „Lutherbuche“ als Denkmal der That zeigt, als sie von Bewaffneten angesprengt wurden. Bruder Petzensteiner, der von nichts ahnte, hatte sie kaum erblickt, so war er schon vom Wagen und hinter den Bäumen. Fluchend umringten die Reiter das Gefährt, drohten mit der Armbrust und rissen Luther auf die Straße. Amsdorf war im allgemeinen eingeweiht, aber schrie und protestierte nach Kräften. Mit dem Fuhrmann, welchen die Reiter, um die Scene recht natürlich zu machen, arg geknufft hatten, sah er noch, wie sein Freund zwischen diesen hinlief, so schnell, daß der Hut ihm abfiel. Dann ward Luther auf ein Pferd gesetzt und sprengte mit den andern davon.

In Worms kamen Aleander und der Kaiser nun bald zu ihrem Ziel. Papst Leo X. hatte sich in das Unvermeidliche gefügt und die Partei gewechselt; bereits vom 8. Mai datiert das Bündnis, welches ihn mit Karl V. gegen Frankreich wie gegen die neue

Ketzerei dem Wortlaut nach aufs engste zusammenschloß. Auch den Ständen blieb kein Ausweg mehr, dem Willen ihres Erwählten zu entgehen. Die Mehrzahl, darunter Sachsen, hatten Worms bereits verlassen, und nur wenige, meist römisch Gesinnte waren geblieben, als Karl in seiner Wohnung selbst ihnen den Entwurf des Ediktes vorlegte, und die Bestätigung erhielt. Am 26. Mai unterzeichnete er die Urkunde, ließ sie aber, bedeutungsvoll genug, auf den 8. Mai, als sei sie von allen Ständen genehmigt, zurückdatieren. Aleander sah seine Bemühungen gekrönt. Er selbst hat das Schriftstück entworfen, welches in den ihm eigenen Wendungen den Wittenberger Mönch als einen verstockten, satanischen Ketzer und Zerstörer der menschlichen Gesellschaft mit allen seinen Anhängern in die Acht und Aberacht des Reiches erklärte und seine Schriften dem Feuer überantwortete.

Viertes Kapitel.

Reformation und Revolution (bis 1525).

Auf der Wartburg.

Am späten Abend ritt Luther mit seinen Begleitern in die alte Veste ein, deren Hof und Palas einst vom Speer- und Becherklang sangesfroher Recken wiederhallt hatten, die hohe Warte seines Heimatlandes, unmittelbar über der Stadt, mit welcher sich ihm die freundlichsten Jugenderinnerungen verknüpften. Nach dem Lärm und Treiben der großen Welt, dem gewaltigen Aufruhr der Wormser Tage folgen Monate vollkommener Stille in der Einsamkeit des Thüringer Waldgebirges, in der „Region der Luft", wie er schreibt, „unter dem Gesange der Vögel, die mit heller Kehle Tag und Nacht die Thaten Gottes loben".

Bald genug empfand Luther den Gegensatz dieser Muße zu den Aufregungen und Aufgaben, die er gehabt hatte und erwartete, mit peinigender Ungeduld. Er nannte die Burg sein Patmos, seine Wüste; er klagte über die Thatenlosigkeit, zu der er verdammt sei; nun erst sei er wahrhaft zum Mönch, zum Einsiedler geworden.

Sein Äußeres und sein Leben entsprachen nicht eben dieser Beschreibung. Da das Geheimnis des Aufenthaltes streng bewahrt werden mußte, warf er Gewandung und Abzeichen des Möchtums ab, ließ Bart und Haupthaar wachsen und trug sich als ein Ritter, die goldene Kette um den Hals, das Schwert an der Seite. Als „Junker Georg" sollte er wie in ritterlicher Haft gehalten werden. Ein Edelknabe wartete ihm auf. Mit einem Reiterbuben durchstreifte er die Umgegend bis nach Gotha und Reinhardsbrunn, oder stieg nach Eisenach hinunter zu den ihm befreundeten Mönchen im Franziskanerkloster. Wir finden ihn im Burgwalde auf der

Erdbeerensuche und in dem Jagdgeleite des Schloßhauptmannes Hans von Berlepsch, der dann wieder ein ernster Hörer seines Gotteswortes war.

Draußen wußten anfangs nur ganz Wenige um den Aufenthalt; selbst Herzog Johann erfuhr ihn erst im September, als ihn sein Weg in diese Waldesstille führte. Um so lauter durchschwirrten das Reich wirre Gerüchte über das Schicksal des geächteten Mönches. Die Freunde im Oberland fürchteten anfangs, die Hinterlist der Gegner habe ihn aus dem Wege geräumt. Diese selbst errieten den Zusammenhang rascher: Aleander berichtete sehr bald nach Rom, daß der „sächsische Fuchs" den Ketzer verborgen halte. Um die Wartburg ging Mitte Mai die Sage, Freunde aus Franken hätten ihn festgenommen. Herzog Johann hörte, er sei auf einem der sikkingenschen Schlösser an der französischen Grenze. Melanchthon erfuhr durch Amsdorf von dem Scheinüberfall; beide mochten den Aufenthalt ahnen, doch war er auch ihnen nicht mitgeteilt, und gleich in den ersten Tagen forderte Luther sie auf, nur zu verbreiten, daß er lebe, sonst aber das Publikum im Ungewissen darüber zu erhalten, ob er in den Händen von Freunden oder Feinden sei.

Daß er lebte und seiner Worte und Feder mächtig war, erfuhren nun aber bald die Freunde durch Briefe, und alle Welt durch die Schriften, welche er von seinem Berge hinaus sandte.

Luther knüpfte in seinen Arbeiten genau dort an, wo er sie wegen der Reise zum Reichstage hatte unterbrechen müssen. Es war sein Erstes, sich die nötigen Bücher und die Druckbogen der halb fertigen Schriften aus Wittenberg schicken zu lassen. Schon am 10. Juni konnte er das Magnificat an Spalatin, der unterdes mit seinem erkrankten Herrn vom Reichstage heimgekehrt war, befördern. In der Fastenzeit hatte er einen „Unterricht der Beichtkinder" ausgehen lassen, um die Gewissen, die vielfach durch den Ablaßzwang von dem Lesen seiner Bücher abgeschreckt wurden, gegen die Drohungen und Strafen, Absolutions- und Sakramentsverweigerung zu stärken. Jetzt regte ihn eine erneute Nachricht Spalatins über dies Vorgehen der Papisten zu einer größeren Ausführung seiner Gedanken an in der Schrift „von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten." Noch im Mai begann er sie niederzuschreiben. Vom 1. Juni ist die Vorrede, mit der er sie „seinem besonderen Herrn und Patron, dem gestrengen und festen Francisco v. Sikkingen" aus seinem Patmos widmete:

ein letzter Dank für die tröstlichen Erbietungen des Ritters, der sich jetzt seinem evangelischen Eifer zum Trotz anschickte, dem Kaiser gegen Frankreich zu dienen. Fortan gingen die Wege des Kriegsmanns und des Reformators für immer auseinander. Dann machte sich Luther an die Widerlegung der Apologie des Latomus für das Verdammungsurteil seines Evangelium durch die Löwener Fakultät, so leid es ihm auch, wie er bemerkt, sein mochte, die schöne Zeit „mit den Possen des dornigen Sophisten zu verbringen.“ Um so wohler fühlte er sich, als er in der lateinischen Erklärung des Psalters fortfahren konnte; und mehr als alles lag ihm die deutsche Kirchenpostille am Herzen, eine Sammlung von Predigten über die Episteln und Evangelien des Kirchenjahres, zum Vorlesen auf der Kanzel oder auch im Hause bestimmt. Vom Juni ab war er, so lange er auf der Wartburg blieb, dabei thätig; einzelne Stücke kamen im Herbst und zu Beginn des nächsten Jahres heraus, die Vollendung jedoch schob sich lange hinaus und ward zum Teil die Arbeit von Schülern. Dies ist das Buch, von dem Luther selbst gesagt hat, es sei sein allerbestes, das auch die Papisten gerne hätten. Ein Werk von unnachahmlicher Schlichtheit der Sprache und Auslegung: „Die Episteln und Evangelien seien darin“, äußerte er später einmal, „deutlich und lüstiglich zugerichtet und vorgekäut, wie eine Mutter ihren Kindern den Brei vorkäue“; aber zugleich von mächtiger Erhebung und Klarheit der Gedanken, schroff und zürnend gegen die päpstlichen Mißbildungen, und doch von einer inneren Ruhe und Freudigkeit, wie sie nur die gewisseste Überzeugung verleihen kann. Luther wollte nichts anderes, als seine Leser „in die Schrift weisen“. Sein höchster Wunsch sei, daß bei den Christen das lautere Evangelium bekannt und seine Arbeit vergessen werde. „Denn Du siehest aus meinem Geschwätz, wie unermeßlich ungleich Gottes Worte sind gegen aller Menschen Worte, wie gar kein Mensch vermag ein einzig Gotteswort genugsam zu erreichen mit allen seinen Worten; es ist ein unendlich Wort und will mit stillem Geist gefasset und betrachtet sein; .... darum hinein, hinein, liebe Christen! Und laßt mein und aller Lehrer Auslegen nur ein Gerüst sein zum rechten Bau, daß wir das bloße, lautere Gotteswort selbst fassen, schmecken und da bleiben, denn da wohnet Gott allein in Zion. Amen.“ Als er daran schrieb, war er ausgestoßen von Reich und Kirche; selbst der Priester auf seiner Burg las noch täglich die papistische Messe. Aber der Gott, dem er diente, wollte nicht gebunden sein, an „Häuser, Kir-

chen, Klöster, güldene, seidene und allerlei Kleider, silbern Gefäß und Bilde, Glocken und Orgeln, Licht und Lampen": „Gottesdienst ist Gottes Lob — der will frei sein zu Tisch, zu Kammern, in Keller, auf dem Boden, im Hause, auf dem Feld, an allen Örtern, bei allen Personen, in allen Zeiten. Wer Dir anders sagt, der leugt ja so sehr als der Papst und der Teufel selbs." Und die Kirche, welche von ihm auf Freiheit gegründet war, hat ihm diese Auslegung des Evangelium nicht vergessen; Unzähligen ist sie Jahrhunderte lang Quelle der Erbauung geworden.

Da Luther neben diesen älteren Aufgaben noch eine Reihe neuer unternahm, Psalmauslegungen, kleine Schutz- und Trutzschriften und größere Traktate, hatte er stets mehrere Arbeiten unter der Feder. Daneben die eifrige Korrespondenz mit Spalatin und den Wittenberger Freunden und das nie abbrechende Studium des alten und neuen Testamentes. „Ich lebe hier", berichtet er jenem am 10. Juni, „in größter Muße und voll beschäftigt; lerne Hebräisch und Griechisch und schreibe ohne Unterlaß."

Aber die Tiefen seines Seelenlebens vermochte diese unermüdliche Schaffenslust nicht auszufüllen. In der Abgeschiedenheit von der Welt kamen über ihn wieder die alten Anfechtungen mit der Gewalt, die ihn in den Mauern des Klosters fast erdrückt hatte. Es sind die Kämpfe, welche Überlieferung und Sage und wohl auch die geängstigte Phantasie Luthers zu handgreiflichen Abenteuern mit dem leibhaftigen Bösen ausgestaltet hat, deren noch heute der Reisende im Lutherzimmer der Wartburg beim Anblick jenes unsterblichen Tintenfleckes gedenkt, der einem Fehlwurf des Streiters Christi mit dem Tintenfaß gegen den Fürsten dieser Welt entstammen soll. Ende Juni übermannte ihn der finstere Geist so, daß er, wie er sich anklagt, weder schreiben noch beten noch studieren mochte. Er versenkte sich in die Pein bitterster Selbstvorwürfe: träge und trunken, schlafsüchtig verbringe er die Tage, er gehe unter in Versuchungen und Sünden.

Ohne Zweifel ist diese Schwermut zum Teil auf die quälende Krankheit zurückzuführen, welche Luther von Worms auf die Wartburg mitgebracht hatte, und die hier unter der guten, dem Mönche ungewohnten Pflege des wackeren Berlepsch sich nur verschlimmern mußte. Wie er alles, was ihm begegnete, auf den großen Kampf seines Lebens bezog, so war er geneigt, auch dies Leiden als eine besondere Tücke Satans und zugleich als Strafe seiner Sünden aufzufassen. Aber wie wenig maßgebend solche Beschwerden

für die Stimmung des Reformators waren, beweisen seine Aussprüche nach der Gesundung, welche von dem ungestillten Aufruhr seiner Seele Zeugnis geben. Es war die alte, quälende, immer tiefer schneidende Frage der Versuchung, je weiter er aus den alten Ordnungen zu Gottes Ewigkeit hinaustrat, die ihm in seiner Wüste unabwendbar nahe kam: „Wie oft“, schreibt er seinen Augustinern zu Wittenberg, „hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir furgeworfen ihr einig stärkist Argument: Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren und so eine lange Zeit geirret haben? Wie, wenn du irrest und so viel Leute in Irrtum verfuhrest, wilche alle ewiglich verdammet wurden? Bis so lang, daß mich Christus mit seinem einigen gewissen Wort befestiget und bestätiget hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt, sondern sich widder diese Argument der Papisten als ein steinern Ufer widder die Wellen auflehnt und ihr Drauen und Sturmen verlachet.“ Das war die Gewißheit, die er aus dem 5. Vers des 37. Psalms schöpfte, der auch Paul Gerhard sein schönstes Glaubenslied eingegeben hat: „Nit, daß du müssig solltist gehen“, erläuterte ihn damals Luther, „sondern deine Wege, Werk, Wort und Wandel, den befehl Gott: richt dich selb nit. Denn es muß Gott nit also befohlen werden, daß wir nichts thun: sondern was wir thun, ob's von den Gleisnern vorsprochen, vorschmäht, gelästert oder vorhindert wird, soll man drumb nit weich werden und ablassen, sondern immer fortfahren und sie lassen ihren Muthwillen uben, Gott die Sache befehlen; der wird's wohl machen, auf beiden Seiten, was recht ist.“

Er fand diese Sicherheit in der Schrift, gegen welche die Papisten ein jeder hunderttausend Bücher schreiben mögen, sie würden doch nur schriftlose, nackte, ungelehrte Schreiber sein, welche besser Badeknechte wären denn Kriegsleute: „Laßt euch je nit,“ ruft er den Wittenberger Freunden zu, „von und aus der Schrift führen, wie großen Fleiß sie daran kehren. Denn wo ihr da heraustretet, so seid ihr vorloren, so fuhren sie euch, wie sie wollen. Bleibet ihr aber drinnen, so habt ihr gewonnen und werdet ihr Toben nicht anders achten, denn wie der Fels des Meers Wellen und Bulgen achtet. Es ist eitel Wellen und Weben, was sie schreiben. Seid nur gewiß und ohn Zweifel, daß nichts hellers ist denn die Sonne, das ist, die Schrift: ist aber ein Wolk dafur getreten, so ist's doch nichts anders dahinten, denn dieselbe helle Sonne. Also, ist ein dunkler Spruch in der Schrift, so zweifelt

nur nit, es ist gewißlich dieselbe Wahrheit dahinten, die am andern Ort klar ist; und wer das Dunkel nit vorstehen kann, der bleib bei dem Lichten."

Um die Schachzüge der großen Politik bekümmerte Luther sich in seinem Patmos nicht, wie auch kaum einer ihm davon schrieb. Durch Spalatin erfuhr er im Juli, daß Karl der Fünfte von Krieg bedroht werde. „Er wundere sich dessen nicht", war seine Antwort, „aber der unselige Jüngling werde nirgends Glück gewinnen und für fremde Gottlosigkeit büßen müssen, weil er zu Worms auf den Rat der Bösen die Wahrheit, Aug' im Auge, verworfen habe." Das ist fast das einzige Mal, daß Luther in der Korrespondenz dieser Monate des Kaisers erwähnt. Sonst sprach er von der Wormser Zeit nur im Ton der Selbstanklage: er habe sich nicht stark genug gehalten, habe überhaupt nicht dem Zureden der Freunde mit der Flucht vor der Welt nachgeben sollen, vielmehr Christus bekennen und den Feinden willig seinen Nacken darbieten müssen; niemals aber werde er wieder ähnlichen Erwägungen der Vernunft nachgeben.

Um so mehr lag ihm sein Deutschland am Herzen. Noch war von den Stürmen, die binnen kurzem das Reich in allen Grenzen aufwühlen sollten, nicht gar viel zu spüren. Der Kaiser rüstete zum Kriege gegen Frankreich. Tausende zogen seinen Fahnen zu. Auch Hutten vergaß seine stürmischen Aufwallungen in der Herberge der Gerechtigkeit und nahm von Sikkingen Handsold. Es mochte fast scheinen, als ob trotz des Achtdekretes und der fortglimmenden Erregung die Welt sich in den gewohnten Bahnen erhalten könnte. Luther war keinen Augenblick im Zweifel, daß die Zeit der Entscheidung gekommen sei: das Evangelium war an den Tag gegeben und konnte durch Gewalt nicht mehr gestillt werden. Wohl aber besorgte er eine allgemeine Erschütterung, je tiefer er von der Unvereinbarkeit seiner Lehre mit der bestehenden Kirchengewalt und von der Feindschaft der Papisten durchdrungen war. Von seiner einsamen Warte bemerkte er das unruhige Wogen in allen Schichten der Nation, das dumpfe Grollen, mit dem das Ungewitter der Tiefe sich ankündigte. „Wenn der Papst", schrieb er Melanchthon, „alle angreifen wird, die wie ich denken, so wird Deutschland nicht ohne Aufruhr bleiben; und je früher er es versucht, um so früher werden er und die Seinen untergehen und werde ich zurückkehren. Gott erregt so viele Gemüter, ja auch die Herzen der Menge, daß es mir nicht glaublich scheint, als könne diese Bewegung gedämmt

werden; und wird sie gedämmt, so wird sie zehnmal größer werden. Deutschland hat viele Karsthansen!" Es erschien ihm als eine besondere „Tragödie des Satans", wenn das Vaterland so gestraft werden sollte; aber Gott werde es wohl gestatten. Seine Waffe dagegen war nur das Gebet: „Ich beschwöre Euch, laßt uns den Herren bitten, daß er eile, uns reichlicher seinen Geist zu geben. Denn ich ahne, daß er Deutschland heimsuchen werde, wie es dessen Unglaube, Gottlosigkeit und Haß gegen das Evangelium verdienen." Mit voller Klarheit weissagte er, daß ihn und die Seinen die Anklage als Urheber der Verwirrung treffen werde: „Aber diese Plage wird dann uns zugerechnet werden, und wir werden beschimpft werden von der Menge und verworfen von dem Volke; jene aber werden in ihren Sünden Entschuldigungen suchen und sich selbst rechtfertigen, auf daß offenbar werde, wie die verstockten Herzen weder durch Güte noch durch Zorn zu bessern sind: und viele werden sich ärgern. Es geschehe, es geschehe der Wille des Herrn. Amen."

Unaufhörlich lebte er in diesen tiefen und schweren Gedanken. Auch wenn er über Land ritt oder auf die Jagd hinauszog, verließen ihn nicht seine Bücher. In den Netzen der Jäger erschien ihm das Bild des bösen Feindes: so stellt Satan mit seinen Hunden, den Bischöfen und Theologen, dem unschuldigen Wilde, den zarten Seelen nach. Ein Häslein, das er mit gefangen, wollte er in seinem Ärmel bergen, aber die Hunde kamen und bissen es tot: so wüten Papst und Satan, um noch die Seelen zu verderben, die er gerettet. Ihn verdroß die „bittersüße Lust", arme Hasen und Rebhühner zu greifen: süßer dünke es ihm, gegen Bären und Wölfe, Eber und Füchse, die ganze Rotte der gottlosen Magister Speer und Bogen zu kehren.

Unter dem Druck der Einsamkeit und Krankheit kam er im Juli auf den Gedanken, nach Erfurt zu gehen, um bei den dortigen Ärzten Heilung zu suchen. Daß in der Stadt nach den festlich bewegten Tagen im April Unruhen ausgebrochen, die Häuser der altgläubigen Professoren und Pfaffen von den Studenten und dem Volk gestürmt und geplündert waren, wußte er; mit Unwillen hatte er von dem Mißbrauch der guten Sache, den er sofort als neue Tücke Satans gegen das Evangelium bezeichnete, gehört. Trotzdem kam ihm nicht von fern der Gedanke, daß seine Hinkunft die Aufregung steigern müsse oder ihm, dem Geächteten, gefährlich werden

könne. Spalatin, der zugleich den Verlust Luthers für seine Universität befürchtete, hatte Mühe, ihm das Vorhaben auszureden.

In Wittenberg selbst sahen unterdessen die Freunde mit Sorge und Sehnsucht der Rückkehr ihres großen Lehrers entgegen. Besonders Melanchthon empfand die Trennung mit wachsender Ungeduld; der Gedanke, den „geliebten Vater", wie er ihn damals in seinen Briefen nannte, durch Wegzug oder gar durch den Tod zu verlieren, schien ihm den Untergang des Evangelium zu bedeuten. Luther fehlte auch für diese Stimmungen das Verständnis. Wie es ihm gleichgültig erschien, ob er in Wittenberg, in Erfurt oder Köln das Wort Gottes lehre, so konnte er auch nicht begreifen, weshalb seine Kollegen nicht ohne ihn fertig werden könnten. Das Evangelium war ja die Kraft Gottes, für die wir Menschen nur mit dem Munde einzutreten haben; so wird sie schon durch sich allein fortwirken. Es kränkte ihn fast, daß Melanchthon in seine kleinmütigen Sorgen Worte der Bewunderung für ihn selbst einmischte, ihn, der doch in den trüben Fluten der Schwermut und Sünde unterzugehen glaube. Gerade von jenem erwartete er, daß er die Rolle, der er selbst sich halb mit Unrecht entziehe, durchführen werde. Allezeit erfüllte ihn ja die eindringende Schärfe, womit der jugendliche Kollege seine aus der stürmisch bewegten Seele geschöpften Gedanken zu formulieren verstand, mit Bewunderung. Denn, ob er auch die Weichmütigkeit seines Freundes wohl kannte, schien ihm doch originale Offenbarung des evangelischen Mutes, was bei dieser liebenswürdigen, bestimmbaren Natur mehr dialektische Kunst und verständnisvoll-feines Anempfinden an die grandiose Klarheit und Tiefe des Reformators war. Daß Melanchthon ihn in den Hintergrund schieben möchte, konnte bei Luther, auf dessen Seele niemals auch nur ein Schatten von Neid geruht hat, vollends nicht in Frage kommen. So wünschte er denn, daß der Freund die Kanzel besteige, denn auf Predigen und Beten komme jetzt alles an, und gerade, weil er nicht die Weihen habe, beweise, daß das Wort Gottes nicht an Kappen und Platten gebunden sei: Melanchthon werde der Herkules sein, auf dessen Schultern Gott die Last seiner Kirche legen wolle.

Aber zum ersten Mal sollte Luther erleben, was seine Persönlichkeit für das Evangelium bedeute.

Neben Melanchthon trat in diesen Monaten an der Wittenberger Universität besonders Karlstadt hervor, der, nachdem sich seine Beziehungen zu Luther vor dessen Reise zum Reichstage gelockert

hatten, im Frühling zu König Christian II. von Dänemark gegangen, aber schon im Juni nach Sachsen heimgekehrt war. Er hatte in Kopenhagen Reformpläne jenes gewaltthätigen Fürsten inspiriert, welche durch Einschränkung des Cölibats und der Bettelorden die Trennung des dänischen Klerus von Rom und seine Fesselung an die Krone bezweckten. Jetzt ging er darauf aus, ähnliche Ideeen auf dem so ganz verschiedenen sächsischen Boden zur Ausführung zu bringen. Kaum angekommen, forderte er in öffentlicher Disputation die Aufhebung des Cölibats für Mönche so gut wie für die übrige Geistlichkeit, der er Ehe und Kindersegen sogar als Vorbedingung der Anstellung zumuten wollte. Er ließ es sich nicht nehmen, die aufregende Frage sofort auch in einer deutschen Schrift zu beleuchten, welche mit leidenschaftlichem Drängen und Klagen das Sündenleben in den Klöstern geißelte, dann aber doch wieder mit unbesonnenen und selbst unreinen Argumenten die Notwendigkeit des Gelübdebruches behauptete.

Schon begann überhaupt die große Frage praktisch zu werden. Im Mai trat Feldkirch, dem eben die Propstei von Kemberg nahe Wittenberg übertragen war, in die Ehe und stiftete dadurch mit die erste jener Heimstätten deutschen Geistes, welche durch die Segensströme sittlich gebundener Freiheit, die von ihnen ausgegangen sind, zu allen Zeiten den lebendigsten Protest gegen die Unsittlichkeit naturwidriger Gelübde gebildet haben. Um dieselbe Zeit etwa entschlossen sich ein Priester zu Vatterode im Mansfeldischen und ein Anderer im Meißnischen zu demselben Schritt; jener, wie es scheint, unter nicht eben lauteren Umständen. Beiden geriet es schlecht: der Mansfelder wurde von Kardinal Albrecht, der andere von Herzog Georg und dem Bischof in Stolpe gefangen gesetzt. Auch an Feldkirch hoffte der Kardinal kraft seiner geistlichen Jurisdiktion herankommen zu können, aber der Versuch, den er dazu im August bei Kurfürst Friedrich machte, scheiterte; dieser schickte dem Nachbarn statt des Delinquenten dessen Apologie, worin Melanchthon selbst die Schriftwidrigkeit des priesterlichen Cölibats dargethan hatte.

Luther hatte den Entschluß seines mutigen Freundes mit unverhohlener Sympathie und Bewunderung begrüßt. Ihm selbst lagen ähnliche Gedanken noch ganz fern, zumal da er, so entschieden er über die durch die Schrift gewährleistete Freiheit und den Segen der Priesterehe dachte, sich von der Notwendigkeit, das klösterliche Gelübde in diesem Punkte zu lösen, bisher nicht zu überzeugen vermochte.

Da mußte es ihn nicht angenehm berühren, als er nun im August die tumultuose Beweisführung Karlstadts erhielt, der, was für ihn frei war, als notwendig hinstellte und dabei doch wieder nicht von dem Gedanken los kam, daß der Gelübdebruch Sünde und nur als kleineres Übel gegenüber dem größeren der Unkeuschheit abzuthun sei. Was war das anders als das alte rechnende Abwägen sittlicher Fragen, gegen welches Luthers Gewissen sich in den Ursprüngen seines evangelischen Denkens aufgelehnt hatte! Vielmehr schritt dieser jetzt dazu fort, das Problem, dessen Daseinsberechtigung er nicht leugnen wollte, reformatorisch zu gestalten, indem er es sittlich vertiefte. Er führte die Frage auf den zurück, von dem er ausgegangen war und an dem er sich geklammert hielt in allen Ängsten seines Herzens: Gott will nicht die Gelübde, welche seinen Himmel stürmen wollen mit guten Werken; er will nur den Glauben an seine Gnade durch Christi Blut; eine Sünde wider den Höchsten begeht, wer mit eigenen Werken ihn gewinnen, Gottes Freiheit fesseln will; wie also könnten wir für geboten halten, was dem ersten Gebote, der Krone aller andern widerstreitet! Wohl dem, welchem Gott gegeben, in der Kindesreinheit durch das Leben zu gehen; aber wehe denen, welche zum Zwang und guten Werke machen wollen, was nur seltene Gottesgabe ist!

In diesem Sinn waren die Thesen gefaßt, die Luther im September Melanchthon zu einer Disputation über die Gelübde zuschickte. Ihn erweiterte und verdeutlichte er nur in einer Postillenpredigt über das Evangelium des Epiphaniasfestes und in einem besonderen Büchlein von den Gelübden, das er seinem alten Vater widmete; in der Zuschrift „aus der Wüstenung" vom 21. November erinnert er sich mit herzbewegenden Worten kindlicher Ehrfurcht jener leidenschaftlichen Scenen bei seinem Eintritt in das Kloster und der väterlichen Warnungen, denen er mit gottlosem Mönchstrotze widerstrebt habe.

Luther nahm die Veranlassung zu dieser letzten Schrift aus den Nachrichten, welche ihm aus Wittenberg über neue Unruhen zugekommen waren. Sie hatten ihren Ursprung in dem Augustinerkloster selbst, wo ein Ordensbruder, Gabriel Zwilling, schon seit Wochen auf der Kanzel des Reformators in der Klosterkirche mit stürmischem Eifer gegen die Gelübde herzog. Damit verband Zwilling aber einen andern, noch weiter führenden Angriff auf den Mittelpunkt des katholischen Kultus, den Meßdienst selbst. Auch darin hatte er Karlstadt zum Vorgänger, der bereits im Juli

Thesen darüber aufgestellt hatte. Luther war von der Verwerflichkeit der Privatmesse, die auf dem Begriff des Opfers beruhte, so durchdrungen wie nur immer die andern; ihre Beseitigung hatte er sich längst als erste Aufgabe nach seiner Rückkehr gedacht. Nur daß er auch darin nicht mit Karlstadt für die Notwendigkeit, sondern für die Freiheit des Gebrauches eintrat. Wenn jener schon den Genuß des Abendmahls ohne den Kelch als Sünde bezeichnete, so begann diese für Luther erst in dem Moment, wo die Kelchentziehung als Gottes Gebot hingestellt oder anerkannt ward; denn nach dem Worte, nicht dem Beispiel Christi, der das ganze Abendmahl nicht gefordert, wohl aber allen erlaubt habe, dürfe man schließen.

Indem nun Zwilling den Opferbegriff und die Anbetung des Sakramentes bekämpfte, seinen Genuß durch die Gemeinde wie den Priester forderte, trat er damit nicht eigentlich für jenen groben Begriff Karlstadts ein, näherte sich aber doch dessen Standpunkte durch die eigenmächtige Heftigkeit seines Vorgehens und den Zwang, mit welchem er die Feier nach dem Beispiel der Einsetzung einrichten wollte: immer mehrere Kommunikanten müßten zugleich Brot und Wein empfangen. Im Kloster, an der Universität und bei der Bürgerschaft gewann er rasch Anhang. Der Prior Helt sah sich bald mit seinen Bemühungen, den alten Ritus festzuhalten, allein gelassen, und hielt es für das Geratenste, das Messelesen seinen Mönchen überhaupt zu verbieten. Die Aufregung wuchs, als Bevollmächtigte des Kurfürsten, der mit steigender Ängstlichkeit diese umwälzenden Konsequenzen der evangelischen Gedanken bemerkte, nach Wittenberg kamen, um vor Übereilungen und Neuerungen zu warnen. Das Professorenkollegium selbst spaltete sich. Während der Dechant und die meisten Kapitelherren vom Allerheiligenstift für die Beobachtung der alten Regeln und Ceremonien eintraten, hielt der theologische Ausschuß, in dem Melanchthon neben Karlstadt saß, dem Fürsten in kühnen Worten die Schriftgültigkeit der neuen Predigt entgegen und ermahnte ihn unter dem Hinweis auf den Tag der Vergeltung, „den Mißbrauch der Messen" in seinem Lande bald abzuthun, möge er auch darum als Böhme und Ketzer gescholten werden. Seitens der Studenten und der Gewerke äußerten sich die Sympathien für die aufsässigen Mönche, die zum Teil an der Universität inskribiert waren, in lärmenden Demonstrationen: der Meßgottesdienst ward gestört, Mönche auf der Gasse beleidigt, das Barfüßerkloster mit einem Sturm bedroht. Es ließ sich an, als

sollten sich die Vorgänge von Erfurt, von wo schon Studenten herüber kamen, in Wittenberg wiederholen. Anfang November traten wirklich 13 Augustiner aus dem Kloster; einer von ihnen, ein Laienbruder und Tischler, erhielt vom Rat das Bürgerrecht und gedachte, wie es wenigstens hieß, sich zu verheiraten. Am 3. Dezember erschienen einige Studenten und Bürgersöhne mit blanken Messern unter den Röcken in der Pfarrkirche und trieben die Priester von den Altären.

Luther betrachtete diese Wirren mit großer Ruhe. So wenig die Ausschreitungen nach seinem Sinn waren, konnte er doch das Ziel der Bewegung, die Freiheit des Abendmahls und der Gelübde nur anerkennen. Gegen die Messe trat er sogleich selbst in einer eigenen Schrift auf. Für ihn war der Gesichtspunkt, nach dem der Kurfürst damals gerne vorgegangen wäre, die Predigt des Evangeliums von der „Zustimmung der allgemeinen Kirche" abhängen zu lassen, weit verdächtiger als die Excesse einiger jugendlichen Hitzköpfe und selbst der Mißbrauch der Freiheit aus „fleischlichen" Gelüsten, welcher wohl manchem der ausgetretenen Mönche nachgesagt werden konnte.

Und gerade in diesem Augenblick geriet er mit der zaghaften Friedfertigkeit, der am Hofe das Wort geredet wurde, von ganz anderer Seite her aufs heftigste aneinander.

Den Anlaß hatte wieder sein alter Gegner vom Ablaßhandel, Kardinal Albrecht gegeben.

Der Hohenzollersche Kirchenfürst befand sich seit dem Reichstage in keiner beneidenswerten Lage. Als Primas der deutschen Kirche hätte er vor allen dem Wormser Edikt Nachdruck geben müssen. In der That hatte er den Cölibatbruch jener beiden Priester verfolgt, einen andern, den hochangesehenen Kaugisdorf in Magdeburg an der Predigt verhindert und, als ob er seine altkirchliche Gesinnung recht vor aller Welt beweisen müßte, den Ablaßhandel für den Bau seiner Stiftskirche in Halle wieder aufgerichtet. Andererseits jedoch durfte und wollte er nicht einmal allzu schroff gegen die Neuerungen vorgehen, da Adel und Bürgerschaft seiner ausgedehnten Diöcesen in steigender Gährung und die Geistlichkeit selbst teils bedroht, teils evangelisch gesinnt war. So geriet der willensschwache Fürst von neuem auf die alte Bahn, die Extreme vereinigen zu wollen. Wohlwollende Äußerungen von ihm über Glauben und Evangelium, Friede und Reformation gelangten nach Wittenberg; als der Minoritenprovinzial um die Erlaubnis, gegen

die Neuerer zu predigen, nachsuchte, ward er abgewiesen. Noch befand sich bei Albrecht, der seit dem Juni in Halle residierte, als höchst geschickter Interpret dieser Gedanken Wolfgang Capito, welcher sich trotz des Ediktes ihnen eifrig anzuschmiegen suchte. Seinen oberdeutschen Freunden gegenüber beschwerte sich der humanistische Theologe über die „unvorsichtige Kühnheit", die „herbe Frömmigkeit" der Lutheraner, über die Gefahr, welche sie der „Bildung" brächten; vor diesen selbst tauchte er die Feder in lauter Liebenswürdigkeit und Rücksicht: „Reformation, aber nicht Umsturz der Sitten und Gebräuche" lautete die verlockende Parole. Ende September unternahm es Capito, in persönlicher Unterredung die Sachsen für seine scheinbar aussichtsreichen, national gefärbten Vermittlungspläne zu gewinnen. In Wittenberg, wohin er sich zuerst wandte, traf er nun freilich zu sehr ungünstiger Stunde ein, eben als Zwilling sich zu seinen Angriffen anschickte; um so gnädiger aber war die Aufnahme, welche ihm darauf am Hof in Lochau zu Teil ward.

Luther blickte durch diese Wolke von evangelischen Versicherungen und diplomatischen Rücksichten nur auf einen dunkeln Punkt, den neuen Ablaßkram in Halle. Kein größerer Schimpf konnte dem Evangelium angethan werden, als den Seelenschacher unter dem Schein des Reformeifers zu erneuern. Er beschloß, den charakterlosen Priester unter der ganzen Wucht seines Zornes zu erdrücken. Am 7. Oktober schrieb er Spalatin, daß er einen Angriff auf den „Abgott des Mainzer" — er nannte den Ablaß so — nicht zurückhalten könne; am 1. November hatte er die Schrift „wider den neuen Abgott in Halle" fertig. Eben sollte sie an Spalatin abgehen, als dieser meldete, der Kurfürst werde die Veröffentlichung nicht dulden.

Aber von neuem sollten der Fürst und sein Hofprediger erfahren, daß sich eine Simsonskraft nicht durch Weidenruten binden läßt. Gerade auf sie wandte sich jetzt der drohende Zorn des Reformators: „Ich ertrage es nicht, wenn Du sagst, der Fürst werde die Schrift gegen den Mainzer nicht leiden und könne nicht den öffentlichen Frieden stören: eher werde ich Dich und den Fürsten selbst und jede Kreatur des Papstes vernichten. Wie? — ich habe dem Papste widerstanden und sollte einem seiner Geschöpfe weichen!" Hier gelte es, den ewigen Frieden zu sichern; solle man ihn zerstören, um den zeitlichen zu erhalten? Statt der Trostschrift, um welche Spalatin für den Fürsten gebeten hatte, erhielt er das fertige

Libell, zugleich mit dem Traktate über die Messe und dem strikten Befehl, beides sofort an Melanchthon einzusenden.

Auch dieser Absage gegenüber wagte Spalatin noch zu trotzen: er behielt die Traktate, dazu auch den bald darauf gesandten über die Gelübde kurzerhand bei sich. Mag nun der Argwohn, daß der Vermittler falsches Spiel treiben könne, oder eine Nachricht aus Wittenberg das Motiv gewesen sein — genug, plötzlich machte sich Luther aus eigenstem Antriebe, ohne Geleit, nur von einem Knecht begleitet, mitten durch das Land seines Feindes, des Herzogs Georg auf den Weg nach Wittenberg. Am 3. Dezember kam er durch Leipzig; kurz darauf trat er in seiner Ritterkleidung, mit langem Bart und Haar unter seine Wittenberger Freunde. In Amsdorfs Hause — denn in das Kloster durfte er sich nicht wagen — traf er Melanchthon und erquickte sich an den lang entbehrten Gesprächen. Hier erfuhr er nun, daß man in Halle, wohin vielleicht sein Vorhaben gemeldet war, den Ablaßhandel eingestellt habe und dem Evangelium sehr viel lebhafter das Wort rede. Obwohl er daher von Spalatin die Bücher, deren Unterschlagung jetzt ja ganz deutlich war, in einem neuen Zornesbrief einforderte, mußte ihm doch selbst die Veröffentlichung jener Schrift nicht mehr rätlich erscheinen. Aber ganz ungestraft durfte der Kardinal, der mit dem Heiligen Spott getrieben, nicht ausgehen; und so kamen die Freunde überein, ihm wenigstens in einem Briefe Fehde anzukündigen. Jonas ward bestimmt, ihn nach Halle zu überbringen, Luther ritt auf seine Burg zurück.

Der Brief, welchen Albrecht zu lesen bekam, gab durch seine Wendungen von der „Büberei des Ablasses“ und der „Pharaonischen Verstocktheit“ der geistlichen „Tyrannen“, durch seine Vergleiche zwischen Bischöfen und Wölfen und die Anspielungen auf das Sündenleben in Halle einen sehr bittern Vorschmack des Tones, der von der Schrift selbst zu erwarten stand, und brachte auf den evangelischen Kardinal und seinen humanistischen Reformator eine wahrhaft betäubende Wirkung hervor. Jener sank vor dem gebannten Mönch in seiner Antwort gleichsam auf die Kniee, rechtfertigte sich mit der längst erfolgten Abstellung des Mißbrauches und äußerte sich wie ein zerknirschter Sünder vor dem strengsten Beichtvater. Capito glaubte auch jetzt noch die Verdienste und Vorteile, welche das Evangelium seiner Stellung am erzbischöflichen Hof schulde, in rosiges Licht setzen zu können, zog sich aber damit nur eine Zurechtweisung zu, in der ihm mit gewaltigen Worten die Unverein-

barkeit der evangelischen Predigt und diplomatisierender Reformgelüste klar gestellt wurde*). Den Erzbischof selbst würdigte Luther keiner Antwort.

Sein Geist hatte sich längst höheren Aufgaben zugewandt. Denn erst jetzt, in der Stille der Advents- und Weihnachtswochen war er, von den Freunden ermuntert, an die Arbeit gegangen, welche das Jahr seiner Verbannung dem evangelischen Deutschland besonders teuer gemacht hat, an die Übersetzung der heiligen Schrift, zunächst des Neuen Testamentes. Luther wollte auch hierin nur ein Dolmetsch des Gotteswortes sein, das er in der Urkunde des Glaubens wieder gefunden hatte. Es war ganz nach seinem Herzen, als er von dem gleichen Vorhaben seines Freundes Lange in Erfurt hörte. Jede Stadt, meinte er, müsse ihren eigenen Übersetzer haben und dies eine Buch jedermann vor Augen und Ohren, in den Händen, auf den Lippen sein. Ein Wunsch, der dann freilich nicht wahr geworden ist. Vielmehr hat kein Werk die Übermacht Luthers in der Entwickelung des deutschen Geistes gewaltiger offenbart als seine deutsche Bibel, welche alle ähnlichen Versuche von früher und später überdauert und beseitigt hat. Es galt dem Reformator, die Quelle, aus welcher er das neue Leben getrunken, auf den Boden des Vaterlandes zu leiten, in den Formen deutschen Empfindens und Verstehens neu zu fassen, den Einklang, den er in den Schriften des Alten und Neuen Testamentes entdeckte, in deutscher Sprache wieder aufleben zu lassen. Sonst, in Briefen, Streit- und Lehrschriften, selbst in den Predigten kämpfte er mit dem ganzen Rüstzeug seiner leidenschaftlichen Natur, loderndem Zorn, vernichtendem Spott, oft genug auch urwüchsiger Grobheit. Das Alles blieb hier weit unter ihm. Er wandelte auf geweihtem Boden, in Demut und Andacht, in geheiligter Stille, als spräche er sein Gebet. Denn „zu solchem Dolmetschen", sagt er, „gehöret ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehret, erfahren, geübet Herz." So ging unter seinen Händen ein Buch, an dem Jahrhunderte gearbeitet haben, wie aus einem Guß, aus einem Geiste neu geschaffen hervor. Nicht wegen seiner

---

*) Vom 17. Januar. Aus ihr das Motto unserer Schrift. Vollständig lautet die Stelle: Habes itaque Lutherum, sicuti semper habuisti, obsequentissimum mancipium, si modo pietatis amicus fueris: rursus egregium contemtorem, si perrexeris cum tuo Cardinali ludere in re sacra. Summa esto: charitas nostra pro vobis mori parata est, fides vero si tangitur, tangitur pupilla oculi nostri.

Bibelübersetzung allein dürfen wir Luther den Neuschöpfer unserer Sprache nennen; die ganze Fülle seiner Schriften offenbart „die rechte Art deutscher Sprache," die er fand: aber diese geistige Einigung unserer Nation ist doch wieder durch keins seiner Bücher mehr gefördert als durch sein „Evangelium, deutsch". Nirgends bot sich ihm so reiche Gelegenheit, die Tiefen unserer Sprache auszuschöpfen, wie bei der Übertragung dieser heiligen Geschichten, Lehren und Bekenntnisse, welche das deutsche Volksgemüt schon seit Jahrhunderten befruchtet hatten. „Da mußte er," wie er seinen Tischgenossen erzählt hat, „die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es dann." „Des ich mich," setzte er bescheiden hinzu, „beflissen und leider nicht allwege erreicht noch troffen habe." Es giebt aber in deutscher Sprache kein Buch, welches die Volksseele treuer und reiner widerspiegelt als diese Übersetzung; eben weil dieselbe in keinem Deutschen treuer und reiner offenbar geworden ist, als in Martin Luther.

Die Bibelübersetzung, die er für das Neue Testament auf der Wartburg ganz durchführte, hielt in Luther den Gedanken an die Heimkehr lebendig; nur bis Ostern dachte er noch in seiner Wüste zu bleiben.

Unterdes aber drangen in seine winterliche Stille immer lauter und lauter die Meldungen von neuen Wirren in Wittenberg. Der Streit im Augustinerkloster ward zwar auf einem Ordenskonvent, der nach Neujahr in Wittenberg selbst zusammentrat, direkt nach Luthers Weisungen beigelegt, indem die Freiheit von den Gelübden nach Gottes Wort proklamiert wurde: jedermann erhielt Urlaub, das Kloster zu verlassen oder zu bleiben; das Betteln und die Votivmessen wurden abgeschafft — Beschlüsse, welche der Selbstauflösung des Ordens nahe kamen. Aber die Bewegung hatte schon eine Richtung genommen, welche über die lutherischen Gedanken weit hinausging. Das strenge Vorgehen der Regierung gegen die Unruhstifter vom 3. Dezember, der darauf folgende Befehl, mit den Neuerungen im Meßdienst einzuhalten, hatten die Kluft zwischen den Parteien nur vertieft; die unruhigeren Elemente in Bürgerschaft und Universität schlossen sich enger aneinander und fanden in Karlstadt einen täglich heftiger drängenden Führer. Gerade weil dieser den Hof zögern sah, hielt er es an der Zeit,

voranzuschreiten, im stürmischen Anlauf rasch an die Spitze zu kommen. Am Weihnachtstage teilte er selbst das Abendmahl aus, das Brot und den Kelch, und wiederholte die Ceremonie im Januar mehrmals. Er zögerte nicht, sich zu verloben und bald darauf Hochzeit zu halten.

Während er so sich in offenen Gegensatz zu der Regierung stellte, erhielt er gegen Ende des Jahres von auswärts Gehülfen, welche das Reich Gottes noch in ganz andern Formen auszubreiten bestrebt waren. Es waren zwei Zwickauer Tuchmacher, mit ihnen ein alter Wittenberger Student, Marcus Stübner, der Melanchthon selbst ziemlich nahe gestanden hatte.

Die Stadt, von wo sie kamen, war mit dem nahen Erzgebirge von jeher ein fruchtbarer Boden für Sektenbildungen gewesen: taboritische und vielleicht noch mittelalterliche Schwärmerei lebte auch jetzt wieder in den Männern auf, welche es unternahmen, die evangelische Lehre in der Stadt Luthers wirksam zu machen. Über diesen fühlten sie sich weit erhaben. Ohne Bibel, unmittelbar von Gott selbst rühmten sie sich das Wort, die Erleuchtung zu erhalten, die sie als ein völliges Versinken in Gott, als die „Gelassenheit in Gelassenheit“, d. h. eine Entäußerung von allen natürlichen Regungen und Affekten beschrieben. Nur dies sei der Glaube, den also die Unmündigen nicht besitzen könnten; so daß die Kindertaufe zu verwerfen sei. Sich selbst hielten sie für die Auserwählten, die Propheten, durch die Gott rede und seinen Willen kund thue, denen alle Welt Gehorsam schulde. Bereits verkündigten sie die Zukunft und den Weg, auf dem das Evangelium seinen Einzug halten werde: eine völlige Verwüstung der Welt, den Untergang aller Geistlichen und Gottlosen. Kürzlich hatten sie in Zwickau mit ihren zahlreichen Anhängern, unter denen sich der Prädikant Thomas Münzer besonders hervorthat, sogar versucht, ihrem Geist gewaltsam Bahn zu brechen, und waren eben, weil ihnen dort vom Rat und Amtmann des Orts nachdrücklich gewehrt worden, nach Wittenberg entwichen.

Karlstadt hatte mit den neuen Propheten zu viel Berührungspunkte, als daß er von ihnen nicht hätte beeinflußt werden müssen. Er stützte sich auf dieselben unruhigen Elemente, bei denen jene Anhang fanden. Auch sein Grundsatz war, die Gemeinde selbst zur Ordnung des Gottesdienstes aufzufordern, wo sich die Obrigkeit versage; das stürmische, ehrgeizige Drängen der Schwärmer entsprach durchaus seiner Richtung. So machte sich mit dem neuen

Jahr in Wittenberg ein wüstes, aufgeregtes Treiben breit. Beichte und Meßgewänder wurden abgeschafft, die Fastentage geflissentlich gebrochen, die Bilder und Kruzifixe als Ölgötzen verhöhnt und schließlich aus den Kirchen gerissen, zerschlagen und verbrannt. Zugleich schritt man zu tiefgreifenden socialen Umgestaltungen: aus den Kirchenstiftungen ward ein „gemeiner Kasten“ gebildet, eine Darlehnskasse mit geringem oder gar keinem Zinsfuß für arme Handwerker; die Bettelei sollte auf immer ein Ende haben, eine strenge Zuchtordnung die Sitten rein erhalten. Daß den Armen das Evangelium gehöre, wollte Karlstadt buchstäblich wahr machen. Er scheute sich nicht, zu den Bürgern in die Häuser zu gehen und sie um die Erklärung dunkler Bibelstellen zu bitten; da Gott die Laien mit seinem Geist so gut erleuchte wie die Gelehrten. Er ließ sich vor seinen Studenten über den Unwert der Studien aus und ermahnte sie, nach Hause zu gehen und Ackerbau zu treiben; denn es stehe geschrieben, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen solle. Von allen Seiten erfuhr er Beifall und Hülfe. Bruder Gabriel trat neben ihm im Studentenrock auf die Kanzel. Der Rektor der Knabenschule, Georg Mohre, gab Ferien auf alle Zeiten, und aus der Schulstube ward ein Brothaus. Der Rat ließ sich von der Bewegung vorwärts treiben, sanktionierte zum Teil die Beschlüsse, sah aber angstvoll nach Lochau hinüber. Der Kurfürst, dem harte Beschlüsse des Reichsregimentes gegen den Meß- und Gelübdebruch, Klagen und Drohungen der benachbarten Bischöfe und seines Vetters Georg zukamen, sandte Abmahnungen über Abmahnungen, gelangte aber zu keinem festen Entschluß. Melanchthon wußte vollends weder aus noch ein; selbst den Zwickauern mit ihrem groben Inspirationsbegriff und ihren Behauptungen über die Kindertaufe fand er nichts Rechtes entgegenzusetzen.

Aller Augen wandten sich aufs neue nach der Wartburg.

Luther durchschaute die neuen Propheten auf den ersten Blick. Ob sie ihre Gespräche mit Gott als „friedfertig und erquickend, andächtig und gelassen“ schilderten, fragte er Melanchthon: so solle er sie verwerfen, und wenn sie sich in den dritten Himmel entrückt wähnten. Er kannte die Wehen, die Todesängste, unter denen das Gotteswort errungen ward. „Willst Du wissen Ort und Zeit und Art der göttlichen Gespräche? Höre: wie der Löwe hat er alle meine Gebeine zerschmettert, und: ich bin verworfen vor Deinen Augen, und: meine Seele ist mit Pein erfüllet, mit Vorgeschmack

der Hölle." „Deshalb redet die Majestät Gottes durch die Menschen, weil wir es nicht ertragen könnten, wenn er selber spräche." Die Allmacht Gottes, vor der wir alle Unmündige sind, stellte er den Schwärmern auch zum Schutz der Kindertaufe entgegen: wer wolle leugnen, daß Gott auch in den Kleinsten seinen Glauben wecken könne?

War es nun so wie so Luthers Wunsch, heimzukehren, so mußte die wachsende Bewegung seinen Entschluß zur Reife bringen. Der Kurfürst war noch immer dagegen, aber wieder sandte er vergebens seine Warnungen: am 1. März brach Luther von der Wartburg auf, wie das erste Mal ohne Geleit, „in einem höheren Schutze," schrieb er dem Fürsten, um trotz Schwärmern und Papisten das Evangelium zu retten. Zu Jena im Schwarzen Bären trafen ihn zwei junge Schweizer, Studenten, die nach Wittenberg zogen. Sie verwunderten sich über den Reitersmann, der vor dem Tisch saß, die rechte Hand auf dem Knopf des Schwertes, und in einem hebräischen Psalter las; und wollten dem Wirt nicht glauben, als der ihnen sagte, das sei der Luther. Später hat einer von ihnen die Begegnung aufgeschrieben, und man muß diese treuherzige Schilderung selbst lesen, um die großartige Stimmung, womit der Reformator den neuen Stürmen entgegen ging, ganz zu begreifen*). Am 5. März rastete er in Borna südlich von Leipzig, und schon am folgenden Tage ritt er in Wittenberg ein.

Ausbreitung der Lehre.

Erwägen wir, welche Stellung der Reformator nach der Heimkehr einnahm. Der Fluch der Kirche, die Acht des Reiches lasteten auf ihm. Gegen den ausgesprochenen Willen seines Fürsten hatte er sein Asyl verlassen, ein Heer neuer Sorgen dem alten Manne geschaffen, der nichts mehr liebte als den Frieden, und dem er über alles gern die Ruhe gegönnt hätte. Und während er mit wachsender

*) Abgedruckt u. A. von G. Freytag, in den Bildern aus der Deutschen Vergangenheit. 1. Teil. — Haltung und Blick schildert der Erzähler, Johann Keßler von St. Gallen, wie folgt: „Wie ich Martinum anno 1522 gesehen hab, war er einer natürlich ziemlichen Feiste, eines aufrechten Gangs, da er sich mehr hinder sich denn fürder sich neiget, mit aufgehebtem Angesicht gegen den Himmel, mit tiefen schwarzen Augen und Brauen blinzend und zwitzerlend wie ein Stern, daß die nit wohl mügen angesehen werden."

Angst bemerkte, wie ringsum der Boden bebte, schlugen unter seinen Füßen die Flammen empor: in seine Hürden zuerst war der Satan eingebrochen. Ein Brief des Rates von Wittenberg, der ihn herbeigefleht, war die einzige amtliche Rechtfertigung für seine Rückkehr. Darauf stützte er sich jetzt gegen den Kurfürsten selbst: das Amt, das ihm anvertraut, die Seelsorge für die Gemeinde, welche er einst gegen Tetzel hatte schützen wollen, habe ihn zurückgetrieben; wie eine Mauer müsse er nach des Propheten Wort vor dem Volke stehen gegen den drohenden Zorn Gottes.

Gleich am Sonntag trat er auf die Kanzel und predigte nun Tag für Tag bis zum nächsten Sonntage hin. Dasselbe, was er von der Wartburg her dem Drängen und Zweifeln der Freunde vorgehalten hatte: von der Messe, den Gelübden, der Priesterehe, dem Bilderdienst und der Beichte; von der Notwendigkeit, diese Stücke zu reformieren, und der Freiheit ihres Gebrauches; von der Geduld, die wir mit den Schwachen tragen müssen, und dem Trotz, den wir gegen die tyrannische Fesselung der von Gott freigelassenen Dinge bewähren sollen: mit einer Schlichtheit und Milde, welche um so tiefer wirken mußten, je weiter sie von dem Drohen und Stürmen Karlstadts und seiner schwärmerischen Freunde abwichen. Luther nannte niemand mit Namen; die religiösen Narrheiten der Zwickauer berührte er überhaupt nicht; ganz im Allgemeinen tadelte er die „lieblose Freiheit“, welche mit ihren Zwanggeboten nur „ein Spiegelfechten, ein äußerlich Wesen, ein Affenspiel und menschliche Satzungen“ mache. Mit liebenswürdiger Ironie gab er zu, daß seine Hörer von der Lehre gut zu reden wüßten, besser wohl, als er selber: „kann man doch schier einen Esel lehren singen; sollt ihr denn auch nicht soviel lernen, daß ihr die Lehre und Wörtlin solltet nachreden? Aber lieben Freunde, Gottes Reich stehet nicht in der Rede oder in den Worten, sondern in der Kraft und in der That.“ Denn der Glaube ohne die Liebe sei nichts wert: „ja er ist nicht ein Glaube, sondern nur ein Schein des Glaubens, gleich wie ein Angesicht im Spiegel gesehen nicht ein wahrhaftes Angesicht ist, sondern nur ein Schein des Angesichts“. Liest man diese Reden, wie sie damals nachgeschrieben sind, ihre tiefen und lichten Gedanken, die Fülle und schlagende Einfachheit ihrer Gleichnisse, so ahnt man ihre Wirkung, da sie als lebendiges Wort von den Lippen des gewaltigen Streiters flossen, der über alle Todesfurcht erhaben den Frieden verkündigte. Sie atmen den Geist, den sie lehren, der Sanftmut und Geduld: der Hirte rief die irregeleitete Herde herbei.

Luther stellt auch in ihnen jedermann auf sich selbst. Wir alle, beginnt er, sind zum Tode gefordert, Kinder des Zornes; in eigener Person muß ein jeglicher geharnischt und gerüstet sein, mit Teufel und Tod zu kämpfen. Und doch sollen alle wieder zusammengehen, einer dem andern unter den Füßen liegen, die Hände zusammenreichen, einer dem andern helfen, raten und wohlthun in aller seiner Notdurft. Denn es gilt hier nicht den groben Köpfen, Papst, Bischof und Fürsten, sondern den Geistern der Bosheit unter dem Himmel, dem Teufel, der ein Tausendkünstler ist, der nicht immer schwarz erscheint, sondern gerne schön sein will, wenn er auf die Kirchmesse geladen wird. „Hast du aber keinen hellen, klaren, starken Spruch der Schrift, darauf du bestehen magst, so reißt er dich hinweg, wie der Wind ein dürres Blatt hinweg reißt." „Denn ich kenne ihn wohl, so kennt er mich auch wohl; ich hoffe aber, ich sei sein Herr. Lassen wir ihm aber nur einen Fuß breit, so mögen wir zusehen, wie wir seiner los werden." „Der Glaube, der an Gott bindet, soll stet und fest bleiben, aber die Liebe muß und mag sich lenken, wie man siehet, daß sich's schicken will nach des Nächsten Notdurft. Des nehmet ein Gleichnis: die Sonne hat zwei Ding, den Schein oder Glanz und die Hitze. Es ist kein König so stark und mächtig, der den Glanz und Strahlen der Sonnen beugen oder lenken möge, denn er läßt sich nicht lenken, sondern bleibet an seiner Stellen geörtert; aber die Hitze lenket sich und ist doch allwege um die Sonne. Also muß der Glaube allezeit gerichtet und unbeweglich in unsern Herzen bleiben und muß nicht davon weichen noch wanken: die Liebe aber beweget und lenket sich, nachdem es unser Nächster begreifen und folgen mag." In dem allen sollen wir doch nicht wähnen, daß wir etwas aus uns selbst thun: wir mögen predigen und schreiben, aber niemand mit Gewalt zwingen und dringen: „was meinet ihr wohl, daß der Teufel gedenkt, wenn man solch Ding will mit Rumor ausrichten? Er sitzt hinter der Höllen und gedenkt also: ‚o wie sollen mir die Narren so ein fein Spiel zurichten! Also wollte ich's haben: mir wird mein Teil aus dieser Beut wohl werden! Laß sie also fortfahren! Das ist eben ein Spiel für mich, an dem ich meine Lust habe'. Mit solchem Stürmen geschieht dem Teufel kein groß Leid. Sondern dann macht man ihme bange, wenn wir das Wort treiben und dasselbige allein wirken lassen. Dasselbige ist allmächtig und nimmet die Herzen gefangen. Wenn aber das Herz gefangen ist, so muß das Werk von ihm selbst abfallen und zu Trümmern gehen."

Es war der Prediger, auf dessen Wort die Wittenberger seit Jahren gehört hatten, der große Bürger, zu dem sie mit patriotischem Stolz aufsahen. Sie erkannten den Einklang mit dem Evangelium, als dessen Propheten die Nation ihn verehrte. Indem er noch sprach, legten sich bereits die Wogen. Bruder Gabriel begab sich willig, Karlstadt grollend zur Ruhe; Capito, der hinübergekommen war und einige Predigten hörte, brach mit seinem Kardinal und fand bald in Straßburg eine Stätte evangelischer Wirksamkeit; die fremden Propheten aber wandten entrüstet dem falschen Zion ihren Rücken.

Hierauf begann Luther zunächst in den Kirchen, denen er diente, des Klosters und der Stadt, jene Grundsätze wahrzumachen. Die stillen Messen blieben abgethan, sowie überhaupt alle Worte des Meßkanons, welche auf den Opferbegriff zielten. Im übrigen wurde die Messe ziemlich hergestellt: die Gewänder, die lateinischen Gesänge und Gebete, das Empfangen des Sakramentes mit dem Munde, während Karlstadt mit den Händen danach hatte greifen lassen, und sogar die „Elevation“, d. i. die Hochhebung der Hostie vor der Austeilung, welche ganz mit der Idee der Opferung zusammenhing. Es waren liebgewordene Gebräuche, an denen vieler Herzen hingen und welche Luther darum schonen wollte. Auch das Abendmahl wurde wieder unter einer Gestalt ausgeteilt; wer den Kelch wollte, und das waren doch die meisten, erhielt ihn an einem besonderen Altar und zu besonderer Stunde.

Allmählich sah Luther, daß er wohl weiter gehen könne und die Überfülle des liturgischen Beiwerkes, welche die Andacht ersticke, kürzen könne. Denn vor allem das Wort müsse im Schwange gehen, die Fabeln und falschen Legenden, das unnötige Gepränge und Gesinge, alles „Tönen und Lören“, womit Gottes Wort unterdrückt und ein Werkdienst gestiftet sei, vermieden werden. In die Mitte des gesamten Gottesdienstes rückte er daher die Predigt. Die Heiligenfeste gingen der Mehrzahl nach ein, auch das Fronleichnamsfest, welches ganz und gar der Verherrlichung des Opferbegriffes gewidmet war; den Sonntag hob Luther als den Tag des Herrn über alle andern Zeiten außer denjenigen, welche an den Erlöser und sein Werk selbst erinnerten. Statt der Frühmetten und Vespern suchte er in der Woche mindestens an 3 Tagen Lektionen aus der Schrift mit Gebet und Gesang einzurichten. Die ganze Schrift müsse da von Anfang bis zu Ende durchgelesen werden. Das Abendmahl wurde bald nur noch nach dem Ritus der Ein-

setzung ausgeteilt. Auch die Beichte, deren tröstende Kraft Luther so oft an sich erfahren hatte, stellte er, wenn auch ohne den sakramentalen Charakter her.

Mit alledem aber sollte keine Regel gegeben, keine neue Zwangsordnung gestiftet werden. Als der Pfarrer von Zwickau, Nikolaus Hausmann, mit dem Luther über diese Fragen vielfach verhandelte, den Gedanken eines evangelischen Konzils anregte, um eine gleichmäßige Ordnung in den Ceremonien zu machen, wies dieser das ab, da die Konzilien immer auf unnütze Satzungen und Werkdienste geraten seien. Er wünschte weder puritanische Nüchternheit noch überladenen Prunk, ohne doch auch nur diese Mittelstellung als das allein Richtige behaupten zu wollen. In der Klosterkirche fielen die Meßgewänder mit der Zeit hinweg, in der Pfarrkirche behaupteten sie sich. Dem Reformator waren alle Formen an sich gleichgültig; ihr Nutzen lag ihm nur in der Anregung, die sie dem Hunger nach dem Worte Gottes gewährten, der aber auch ohne sie die Herzen ergreifen könne.

Der gleichen Gesinnung galt es nun im weiteren Umkreise Raum zu schaffen. Kaum hatte Luther sich in Wittenberg wieder eingelebt, so machte er sich auf den Weg nach benachbarten Städten, von den Magistraten selbst berufen. Um den Häschern Herzogs Georg, dessen Land er dabei berühren mußte, zu entgehen, reiste er wohl des Nachts in weltlicher Kleidung; sein Ornat ward ihm dann nachgeführt. So besuchte er Altenburg und Zwickau; Tausende waren zusammengeströmt, als er hier aus dem Fenster des Rathauses das Evangelium verkündigte. Im Herbst kam er an den Hof nach Weimar und nach dem stets unruhigen Erfurt.

Wohin die Stimme nicht reichte, mußte die Feder wirken, welche der Reformator, trotzdem er seine Thätigkeit auf Kanzel und Katheder im vollen Umfang wieder aufnahm, so rastlos wie je führte. In den Schriften „von der Ordnung des Gottesdienstes“, von der „Form der Messe“ und dem „Gräuel der Stillmesse“, trug er die Grundzüge vor, nach denen die Wittenberger Kirche eingerichtet war; in dem „Taufbüchlein“ gab er Anweisung über die schriftgemäße Übung dieses Sakramentes. Daneben Predigten, oft drei an einem Sonntage, die dann nachgeschrieben und sehr gegen seinen Willen verbreitet wurden, Auslegungen der biblischen Bücher, und vor allem als Hauptarbeit die Übersetzung der heiligen Schrift selbst. Gleich nach der Heimkehr machte Luther sich an die Revision des Neuen

Testamentes, in Gemeinschaft mit den Freunden, besonders Melanchthon. Während sie noch arbeiteten, brachte der Drucker Melchior Lotther schon die Bogen unter die Presse; Lukas Kranach zeichnete die Holzschnitte; im September konnte der Reformator ein erstes Exemplar dem treuen Hans von Berlepsch senden. Dann ging es gleich an das Alte Testament, wobei neben Melanchthon besonders Aurogallus als Lehrer des Hebräischen an der Universität half. Eine sehr viel härtere Arbeit, je fremdartiger und altertümlicher die Kultur- und Weltanschauung war, welche in deutsches Empfinden zu übertragen war. Die größte Mühe machte die gewaltige Tragik des Buches Hiob, dessen Sprache so „reisig und prächtig“ sei, wie nichts anderes in der ganzen Schrift. „Hiob scheint unser Dolmetschen ebensowenig ertragen zu wollen, wie die Tröstungen seiner Freunde“, klagte Luther seinem Spalatin. In vier Tagen hätten sie kaum drei Zeilen fertig bringen können: „Lieber, nun es verdeutscht ist, kanns ein jeder lesen und meistern, lauft mit den Augen und stoßt nicht an, wird aber nicht gewahr, welche Klötze da gelegen sind, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe wir solche aus dem Weg räumten.“ Doch wurde bis 1524 in drei Teilen die Mehrzahl der Bücher veröffentlicht, der Psalter auch als besonderes Ganze; sogar einzelne Psalmen wurden ausgegeben: wie die Flugschriften, in vielen Tausenden gingen sie in die Welt. Die Hoffnung Luthers auf der Wartburg, das göttliche Wort in jedermanns Händen zu sehen, begann Wahrheit zu werden.

In allem kam es ihm darauf an, die von den Menschen errichteten Schranken zwischen dem Höchsten und den Gläubigen niederzureißen, den Himmelsthau unmittelbar in die Herzen fallen zu lassen. Das allein war auch der Grund, weshalb er die lateinischen Formeln, Gebete und Gesänge beim Gottesdienste mit der Zeit zum Teil beseitigte und dafür die deutsche Sprache einführte: im freien Aufschwung der Seele solle Gottes Lob empor bringen, nicht bloß aus dem Chor der Priester und Sänger, sondern aus der ganzen Gemeinde; wie die Propheten und Könige im alten Testament „mit Singen und Klingen, mit Dichten und allerlei Saitenspiel Gott gelobt haben“, müsse der Dank zum Himmel schallen. Es ist die Idee, aus der das evangelische K i r c h e n l i e d erwuchs.

Auch damit wollte Luther nichts als das Wort Gottes dem Herzen näher bringen. Er sah die Lieder nicht als etwas Origi-

nales an, sondern als ein schwaches Echo der in der Schrift ruhenden göttlichen Schönheit. Nur Gottes Wort und die christliche Lehre soll auch damit getrieben und geübt werden. Das Bekenntnis der Kirche schuf er um in das gewaltige „Wir glauben all' an einen Gott"; den Lobgesang Simeons ließ er neu erklingen im seinem todverachtenden „Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin." Oder er dichtete die lateinischen Hymnen und Sequenzen nach, wie des alten Notkers von St. Gallen „Media in vita": „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen." Vor allem die Psalmen selbst wünschte er in Reime und Musik gebracht und empfahl dafür, als sei das eben nur Übersetzungsarbeit, möglichst treuen Anschluß an den Wortlaut, den alle Kunst niemals erreichen werde. Und doch gehört Luther nichts mehr zueigen, als diese Übertragungen von Liedern, welche zwei Jahrtausende früher unter einem fremden Himmel gedichtet waren. Wenn es das Wesen der Lyrik ist, einen harmonischen Widerhall seelischer Stimmungen zu erwecken, so giebt es keine echtere als die seine, welche nicht Regungen des Momentes, sondern in wenigen mächtigen Accorden den Vollklang seines Empfindens zum Ausdruck bringt. Alle Stürme seines Herzens hallen nach in dem ersten Verse seines „129. Psalms":

Aus tiefer Not schrei ich zu Dir,
Herr Gott, erhör mein Rufen.
Dein gnädig Ohr, Herr, kehr zu mir
und meiner Bitt es öffne,
denn so Du das wilt sehen an,
wie manche Sünd ich hab gethan,
wer kann, Herr, vor Dir bleiben!

Und den vollen Frieden seines Gottvertrauens atmet die Antwort:

Und ob es währt bis in die Nacht
und widder an den Morgen,
doch soll mein Herz an Gottes Macht
verzweifeln nicht noch sorgen.
So thu Israel rechter Art,
der aus dem Geist erzeuget ward
und seines Gotts erharre.

Ob bei uns ist der Sünden viel,
bei Gott ist viel mehr Gnaden,
sein Hand zu helfen hat kein Ziel,
wie groß auch sei der Schaden.

Er ist allein der gute Hirt,
der Israel erlösen wird
aus seinen Sünden allen.

Auf den gleichen Grund stellte der Reformator die Schule. Denn da er in der Schrift den lichten Ausdruck aller Lebensgedanken sah, mußte er ja das Studium der Sprachen, in denen sie geschrieben ist, als das Ferment aller Bildung betrachten. „Die Sprachen", sagt er, „sind die Scheiden, darin dies Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darinnen man dies Kleinod trägt. Sie sind das Gefäß, darinnen man diesen Trank fasset. Sie sind die Kemmenate, darinnen diese Speise liegt. Und wie das Evangelium selbst zeigt, sie sind die Körbe, darinnen man diese Brode und Fische und Brocken behält." Wenn man die Schrift finster heiße, so komme das eben daher, daß man ihre Sprachen nicht verstehe: „ein Türk muß mir wohl finster reden, welchen doch ein türkisch Kind von sieben Jahren wohl vernimmt, dieweil ich die Sprache nicht kenne." Das Wiederaufleben der klassischen Studien faßt er unter diesem Gesichtspunkt: Gott habe Griechenland den Türken gegeben und die Griechen zerstreut, damit sie die Sprache des Evangelium ausbreiten und diesem selbst den Zugang öffnen sollten. Nur als ein Dolmetschen und Eindringen in das göttliche Wort sieht er das Forschen in der Schrift an; so meine es der Psalm, wenn er es einer Jagd vergleiche: „Gott öffnet den Hirschen die dicken Wälder", und einem Baume, der immer grünt und immer frisches Wasser hat.

Indem Luther sah, wie die Klöster und ihre Schulen rings zerfielen, überkam ihn die Angst, daß das Licht der Sprachen, das in Deutschland so herrlich glänze, erlöschen und das Evangelium mit ihm erstickt werden könne; und er erließ 1524 seinen Aufruf an die Ratsherrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen. „Lieben Deutschen", ruft er aus, „kauft, weil der Markt für der Thür ist, sammlet ein, weil es scheinet und gut Wetter ist, braucht Gottes Gnaden und Wort, weil es da ist. Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkompt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewest; aber hin ist hin, sie haben nu nichts. Paulus bracht ihn in Griechenland: hin ist auch hin; nu haben sie den Türken. Rom und latinisch Land hat ihn auch gehabt: hin ist hin; sie haben nu den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, das

ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Drumb greift zu und halt zu, wer greifen und halten kann: faule Hände müssen ein böses Jahr haben." Doch ist Luther fern von der Engherzigkeit, neben der Schrift etwa alle andern Studien verachten oder auch die Sprachen nur zum Zweck der Schrifterkenntnis treiben zu wollen. Vielmehr dringt er darauf, daß man weltliche Schulen einrichte, um die Regenten und Gelehrten, ohne welche das weltliche Regiment nicht bestehen könne, aufzuziehen; einen weltlichen Beamtenstand will er gründen. Gerade die alten Heiden, die Griechen und Römer stellt er seinen Deutschen als Vorbilder weltlicher Tüchtigkeit hin. „Ich rede für mich: wenn ich Kinder hätte und vermöcht's, sie müßten mir nicht alleine die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die Musica mit der ganzen Mathematica lernen." Er fordert die Ratsherrn zur Einrichtung von Bibliotheken auf, in denen man neben der Schrift die Poeten und Oratoren, Heiden wie Christen finde, auch die Bücher von den freien und allen anderen Künsten, wie der Rechte und Arzenei; vor allen die Chroniken und Historien, „welche wundernütz sind, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werke zu sehen." Das bleibt der Grund, auf dem er baut: weil er alles Irdische mit dem Ewigen verbindet, findet er die Grenze, Recht, Freiheit und Schönheit für alles Leben.

Schon stand dem Reformator eine stattliche Schar von Mitarbeitern zur Seite. Vornehmlich Mönche, die treuen und strengen Männer, welche wie Luther in dem Zwang der Klosterregel vergebens den Frieden gesucht und nun um so feuriger für die evangelische Wahrheit eintraten. Allen voran die Augustiner-Observanten, deren Kongregation jetzt ganz auseinander fiel. Linck, der, nachdem Staupitz seiner Würde entsagt, Vikar geworden war, legte jetzt das Amt ebenfalls nieder, ward Pfarrer und trat in die Ehe. Während Staupitz in einem Salzburger Kloster sich vor dem ungewohnten Glanz vergebens zu verbergen suchte, sproßte seine Saat in allen Konventen des Vikariats hervor. Auch die andern Orden, deren Gesamtheit dem neuen Geiste feindlich blieb, stellten doch um so entschlossenere Vorkämpfer. Oberdeutschland verdankt meist ausgetretenen Mönchen seine Reformation. So fand Martin Bucer 1523 nach langer Irrfahrt in Straßburg den Boden, auf dem er seine unermüdlich treue Kraft für die Einigkeit der evangelischen Kirche entfalten konnte; der gemütvolle Ambrosius Blaurer, ein

Konstanzer Patriziersohn, der gelehrte Öcolampad, den Erasmus als Freund verehrte, Urbanus Rhegius, der unter Johann Eck seine Schule gemacht hatte, zerbrachen ihr Gelübde, um dem Evangelium zu dienen. Niemand trat mit frischerer Begeisterung in Wort und Schrift für die neue Lehre ein, als der Franziskaner Johann Eberlin von Günzburg, der in Ulm „Franzisci Tandmäre" Valet sagte; seine Losungsworte kennzeichnen ihn: „Zeit bringt Röslin" und „Hindurch mit Freuden". Von Pommern kam der Prämonstratenser Johann Bugenhagen herbei, den die norddeutschen und dänischen Kirchen zum großen Teil als ihren Organisator verehren; 1523 übernahm er das Pfarramt in Wittenberg und ward bald einer der nächsten an Luthers Herzen.

Die hohen Prälaten verleugneten allerdings bald ihre Sympathien für eine Lehre, welche ihre geistlich-weltliche Doppelstellung zu zerreißen drohte. Um so größeren Anklang fand sie dagegen in ihren eigenen Residenzstädten, deren Bürgerschaften in der Losreißung von der geistlichen Pfalz erst Selbständigkeit und Kraft gewonnen hatten. Wie trotzig auch die Zünfte den Geschlechtern gegenüber stehen mochten: sobald der Pfarrer von der Kanzel der Stadtkirche das Evangelium verkündigte, fühlten sie sich mit der „Ehrbarkeit" eines Sinnes. Nicht minder schlugen dem Reformator die Herzen des Adels entgegen: in den Kreisen Sikkingens und seines Schwagers Hartmut von Kronberg, welche die geistlichen und weltlichen Territorialherren als Hauptfeinde des Evangelium ansahen, wie unter den Junkern, die im Hofdienst ihre Existenz zu sichern suchten. Sogar einzelne Fürsten kamen zu der Erkenntnis, daß das Evangelium gerade wie Luther es lehre sowohl ihrem religiösen Empfinden als ihrem landesherrlichen Amt und Interesse am allerbesten entspreche. Die Mecklemburger und Herzog Heinrich von Braunschweig, später hartnäckige Widersacher Luthers, schienen ihm jetzt vor allen andern zufallen zu wollen. Dann ergriff der junge Philipp von Hessen mit vollem persönlichen Anteil für das Evangelium Partei. Auch die fränkische Linie der Hohenzollern trat über, unter ihnen der Hochmeister von Preußen, Markgraf Albrecht; es geschah nach Luthers Rat, wenn er die überlebten Formen des Ordensstaates zerbrach und das weltliche Herzogtum daraus schuf, welches allein die deutsche Kolonie in der slavischen Flut erhalten konnte. Wo nur Deutsche wohnten, fanden die neuen Ideen Bekenner und Hörer: in Livland, wie in Österreich, in Böhmen, das noch unter einem slavischen

Hause stand, und in Siebenbürgen, in den Bergen Tirols, in der Eidgenossenschaft, die doch im Kampf gegen das Reich ihren Staat ausbildete, in den Niederlanden, wo die Trennung vom Reich neue Volksstämme zu entwickeln begann. Mitten in der Zersplitterung erhielt die Nation ein Element, in dem sie ihre Einheit erkannte; aus den Tiefen der Herzen fühlte sie den Lebensodem sich erheben, der sie vor dem drohenden Zerfall bewahren mochte. Jubelnd begrüßte der meisterliche Sänger von Nürnberg, Hans Sachs die Wittenberger Nachtigall, welche nach langer Mondscheinnacht überall in deutschen Landen die Frühlingssonne ankündige:

Wacht auf, es nahent gen dem Tag,
ich hör singen im grünen Hag
ein wunnigliche Nachtigal,
ihr Stimm durchklinget Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
der Tag geht auf von Orient,
die rotbrünstige Morgenröth
her durch die trüben Wolken geht.

Mit frohem Dank gegen Gott fühlte Luther das frische Wehen dieses Geistes. Sein Tisch ward nicht leer von Anfragen und Bittgesuchen. Da galt es, Prediger nachzuweisen, ausgetretene Mönche unterzubringen, für Verfolgte zu sorgen, Lehrmeinungen zu begutachten, zweifelnde und betrübte Seelen zu trösten, vor Spaltung und Vermessenheit wie vor falscher Nachsicht und dem Mißbrauch christlicher Freiheit zu warnen, Ehefragen und hundert andere bürgerliche Händel zu schlichten. Es schien, als solle die Zelle des Wittenberger Mönchs anstatt Roms das Herz des kirchlichen Lebens in der Nation werden. Das alles jedoch, ohne daß Luther je danach gesucht hätte. Auch dachte er niemals daran, die Bewegung planmäßig zu organisieren oder gar als Führer einer Partei aufzutreten. Das würde ja heißen, dem in sein Amt greifen, der allein „das Rädlein treibe, während er daheim wohl schlief und Wittenbergisch Bier mit seinem Philippo und Amsdorf trank." Wie war doch das Papsttum so schwach geworden in den kurzen Jahren! Das alles hatte das Wort allein ausgerichtet: in die Herzen mußte es fallen, aus den Herzen neu erstehen: „also wirket Gott mit seinem Wort mehr, als wenn du und ich und die ganze Welt alle Gewalt auf einen Haufen schmelzeten."

Da konnte Luther auch der kirchlichen Organisation keine andere Stellung geben als den gottesdienstlichen Formen überhaupt:

sie war ihm nur wieder ein Gefäß, in das man die Himmelsspeise fassen solle. Er konnte raten — so wörtlich nahm er die Idee vom allgemeinen Priestertum —, daß man gar keine äußere Kirche halte, jeder Hausvater das Evangelium bei sich treibe und seine Kinder taufe: wenigstens sei das besser als, wie die Böhmen wollten, von der Ordination papistischer Bischöfe abzuhängen. Am meisten nach seinem Herzen wäre es gewesen, — und er zögerte nicht, in Gutachten und Flugschriften diesen Weg zu empfehlen, und in Leisnig sogar einen praktischen Versuch damit zu machen — wenn jede Gemeinde aus sich heraus zur Wahl des Pfarrers schritte. Er fand es ferner zweckmäßig, ähnlich, wie es in Wittenberg durch Karlstadt versucht war, einen „gemeinen Kasten" einzurichten, zur Unterstützung der Armen, Erhaltung der Geistlichen und Lehrer, der Schulen und aller Gebäude. Die Pfarrer müßten dann aus ihrer Mitte einen „Vorsteher" wählen, und so möchte man vielleicht weiter bis zu einem Oberbischof gelangen. Auch stellte Luther sich nicht ungern eine gewisse „Zuchtordnung" vor, um die öffentlichen Laster zu verwehren, bis zur Aussonderung einer Abendmahlsgemeinde vor den lässigen und unchristlichen Gliedern. Indessen hatten alle diese Ordnungen für ihn nur relativen Wert; er würde sie verworfen haben, wenn irgend eine davon als die notwendige, echt christliche behauptet wäre. Ihm waren sie, wie schon in den 95 Thesen das Papsttum, Menschensatzungen, nur dazu geschaffen, damit das göttliche Wort frei daher gehe und wirke.

Vor der Idealität dieses Kirchenbegriffes mußten natürlich alle nationalen Schranken verschwinden. Luthers Glauben war es gewiß, daß dem Worte Gottes die ganze Welt zu eigen werden müsse: „Ich halte es garnicht mit denen, die nur auf eine Sprache sich so gar geben und alle andern verachten. Denn ich wollte gerne solche Jugend und Leute aufziehen, die auch in fremden Landen kunnten Christo nütz sein und mit den Leuten reden, daß es nicht uns ginge wie den Waldensern in Böhmen (er meint die böhmischen Brüder), die ihren Glauben in ihre eigene Sprach so gefangen haben, daß sie mit niemand können verständlich und deutlich reden, er lerne denn zuvor ihre Sprache. So thät aber der heilige Geist nicht im Anfange; er harret nicht, bis alle Welt gen Jerusalem käme und lernet Ebräisch, sonder gab allerlei Zungen, daß die Apostel reden kunnten, wo sie hinkamen." Gerade für die Einigung der böhmischen Sekten äußerte er ein lebhaftes Interesse: daraus möge dann ihre Vereinigung mit Deutschland kommen; man solle

nur Geduld mit einander tragen und das Evangelium wirken lassen; das werde sie gewiß hüben und drüben eins machen.

Schon sah er seine Lehre zu den fremden Nationen dringen. Dem dänischen König Friedrich konnte er 1524 einen Wittenberger Prädikanten senden. In Schweden stützte Gustav Wasa seine Krone auf das Evangelium. Aus Frankreich kam ein Franziskaner, Lambert von Avignon, begierig, das Wort Gottes zu hören und auszubreiten. Da dem Reformator gemeldet ward, daß Herzog Karl von Savoyen Lust zur Gottseligkeit trage, richtete er alsbald ein Sendschreiben an den Fürsten. Es klingt wie eine Prophezeiung auf Calvin, wenn er darin wünscht, das heilige Feuer Christi möge von jenen Bergen her durch ganz Frankreich wie über Stoppeln hin brennen.

Reaktion und Revolution.

„Siehe nun, treibe und hilf treiben das heilige Evangelium. Lehre, rede, schreib und predige, wie Menschengesetz' nichts sein. Wehre und rath, daß niemand Pfaff, Munch, Nonne werde, und wer drinnen ist, herausgehe. Gieb nit mehr Geld zu Bullen, Kerzen, Glocken, Tafeln, Kirchen; sondern sage, daß ein christlich Leben stehe im Glauben und Liebe. Und laß uns das noch zwei Jahr treiben, so solt du wohl sehen, wo Papst, Bischof, Kardinal, Pfaff, Munch, Nonne, Glocken, Thurn, Meß, Vigilien, Kutten, Kappen, Platten, Regel, Statuten und das ganze Geschwurm und Gewurm päpstlichs Regiments bleibe: wie der Rauch soll es verschwinden." So hatte Luther schon von der Wartburg in die Welt hinausgerufen, und kein Wort von ihm hatte mächtigeren Widerhall gefunden. In Stadt und Land sah man ausgetretene Mönche und Nonnen. Vergebens warteten die Zurückbleibenden auf die Gelder zu Vigilien und Seelmessen. Wenn die Bettelmönche in die Dörfer kamen, um Brot, Eier und Käse zu sammeln, wies ihnen der Bauer scheltend die Thüre. Das Wallen verging, die Brüderschaften lösten sich auf, Ablaß, Beichte und Fastengebote wurden verachtet. Auch das Bauen an den Kirchen geriet ins Stocken; und wer hätte noch die als „Ölgötzen" verhöhnten Bilder und Schnitzwerke arbeiten oder stiften mögen! Hunderte von Pfarrern sahen sich des Zehnten beraubt, hundert andere aber stürmten mit ihren Bauern gegen die bischöflichen Officialen und schlossen mit ihren Köchinnen und entflohenen Nonnen den Ehebund.

Wir erinnern uns aber, wie tief das alte Kirchenwesen bis zu Luthers Auftreten wurzelte. Jetzt war mit einem Schlage alles in Frage gestellt. Tausend Bande wurden zerrissen, kein Ordinariatsrecht, keine Diöcesangrenze mehr geachtet: die letzte einheitliche Gewalt im Reich, der geistliche Staat, der die Gesamtheit und das Leben jedes einzelnen umklammert hielt, erbebte in seinen Fundamenten: eine chaotische Verwirrung war vor jedermanns Augen.

An die Ausführung des Wormser Ediktes war da nicht mehr zu denken. Die Regierungen selbst hatten Mühe, sich zu behaupten. Kaiser Karl, der nach Spanien gegangen war, sah sich hier von dem gefährlichsten Aufstande bedrängt. In Italien schlugen sich seine spanischen und deutschen Regimenter mit den Franzosen um Mailand. Sein Bruder Ferdinand, den er als Statthalter im Reich zurückgelassen hatte, vermochte kaum in seinen österreichischen Erblanden das Feuer zu ersticken und schwebte andauernd in Sorge, das jüngste Hausgut Würtemberg durch die Umtriebe des verjagten Herzogs Ulrich zu verlieren. Wohl gab es ein sogenanntes Reichsregiment, einen ständigen Ausschuß von Fürsten und Räten, welche von Nürnberg aus für den Frieden des Reiches aufzukommen hatten; aber nachdem eine reaktionäre Regung, zu der Herzog Georg diese Versammlung hingerissen, überwunden war, nahm sie von neuem die Opposition gegen Rom und die wohlwollende Stellung zu dem Reformator auf. Dieselbe Stimmung beherrschte die Reichstage, welche 1523 und 1524 in Nürnberg zusammentraten. Der erstere machte seinen Abschied in offenem Widerspruch mit dem Edikt von Worms; er wiederholte die Beschwerden über die Kurie, forderte ein Konzil auf deutschem Boden, und beschloß, bis dahin nichts als das „rechte, reine, lautere Evangelium, gütig, sanftmütig und christlich" lehren zu lassen: freilich mit dem Zusatz „nach der Lehre und Auslegung der bewährten und von der christlichen Kirche angenommenen Schriften" und mit dem ferneren Verlangen gegen Kurfürst Friedrich, seinem Professor zunächst das Schreiben zu verbieten. Auf dem andern gelang es der Geschicklichkeit des kaiserlichen Kommissars, die Stände auf die Ausführung des Achtediktes zu verpflichten: nur fügten sie die Klausel hinzu: „soviel als möglich"; was eben hieß, daß sie es nicht für möglich hielten. Im übrigen erneuerten sie die vorjährigen Forderungen, ja sie beschlossen, zur Vorbereitung des Konzils Auszüge aus den Lutherischen Büchern und Aufzeichnungen der Beschwerden gegen Rom zu veranstalten und einem neuen Reichstage vorzulegen, der noch vor

Ablauf dieses Jahres zusammentreten sollte. Im Namen des Kaisers als des „obersten Beschirmers des christlichen Glaubens“ ward dies Edikt verkündigt.

Mit Recht klagten die päpstlichen Nuntien über diese Beschlüsse als über die schwersten Niederlagen. Alle Ehrfurcht vor der Heiligkeit Roms sahen sie geschwunden; vor dem versammelten Reichstage boten ihnen die Prädikanten in Nürnberg Trotz. Aber auch Luther konnte sich über die Abschiede nicht freuen. Zu dem ersten erklärte er seine ironische Zustimmung: auch er habe ja nie etwas anderes als das Evangelium gelehrt; so wolle er damit ruhig fortfahren und alle Gegner des Evangelium bekämpfen. Über den zweiten, den er mit dem Wormser Edikt als „zwei Kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote“ mit Erläuterungen veröffentlichte, goß er die volle Schale seines Zornes aus. Eine „unverschämte Gotteslästerung“ nennt er es, daß der Kaiser, der „arme, sterbliche Madensack“, sich den obersten Beschirmer des christlichen Glaubens rühme; „tolle, thörichte, unsinnige, rasende, wahnsinnige Narren“ schilt er die Fürsten. „Gott erlöse uns von ihnen“, ruft er aus, „und gebe uns aus Gnaden andere Regenten, Amen!“

Und in der That, diese Beschlüsse waren nichts als der Versuch, unvereinbare Gegensätze auszugleichen, ein Waffenstillstand, der vielleicht die Segnungen des Friedens, vielleicht aber auch fürchterliche Erschütterungen im Schoße barg. Nicht politische Weisheit, sondern die Angst vor der drohenden Empörung hatte sie diktiert, partikulare Interessen, wo nur freieste Auffassung der nationalen und religiösen Pflichten retten konnte. Alle Sympathien für das Evangelium, alle Invektiven gegen Rom mußten stumpf werden, wo die Macht fehlte, welche sie allein zur That wandeln konnte.

Im Sommer 1522 war die revolutionäre Spannung in der Ritterschaft zum Durchbruch gekommen; Sikkingen war ins Feld gezogen, um den Kurhut von Trier zu erobern: das Regiment aber hatte thatlos beiseite gestanden. Nur ohnmächtige Proteste und Intriguen hatte es gewagt, als im Frühling darauf der stolze Kriegsmann von den beleidigten Fürsten überzogen wurde, seine Burgen und sein Leben verlor. Der Sturz des Ritters, der einst dem Kaiser Trotz geboten, hatte es von neuem offenbar gemacht, daß nur die Territorialgewalten die Kraft besaßen, in dem Sturm fest zu stehen.

Viele unter diesen fühlten sich stark genug, das alte Kirchen-

tum aufrecht zu erhalten und als Stütze der eigenen Macht umzubilden. Vor allen Herzog Georg, unter dessen Schutz die Bischöfe von Meißen und Merseburg schon im Frühjahr 1522 sich mit Visitationen bis in das kurfürstliche Gebiet hineindrängten, und der sein eigenes Fürstenthum durch sein straffes Regiment fast ohne Blutvergießen von der Ketzerei rein erhielt. Luther haßte er wie seinen persönlichen Feind; nicht ohne Ursache, denn dieser behandelte „seine fürstlichen Ungnaden", wie er sich ausdrückte, wirklich über die Maßen schlecht und unliebenswürdig. In Halle und Berlin hielten die Hohenzollerschen Brüder am Wormser Edikt fest. Im Süden ward Bayern die Hochburg der alten Kirche. Der schwäbische Bund, der Erzherzog Ferdinand und die Mehrzahl der oberdeutschen Bischöfe folgten derselben Richtung, besonders nachdem sie sich im Juni 1524 zu Regensburg unter Vorsitz des päpstlichen Legaten zu einer Reihe von Beschlüssen vereinigt hatten, welche eine straffere Kirchenzucht sowohl als die Ausrottung der Ketzerei bezweckten. In Österreich und Oberdeutschland, zum Teil auch in den Rheingebieten begann darauf weit und breit die Verfolgung mit Absetzung, Verjagung, Einkerkerung, hier und da auch mit blutigen Exekutionen. Am härtesten verfuhr die Regierung der Niederlande, wo zwei Augustiner aus dem Kloster in Antwerpen bereits im Sommer 1523 für das Evangelium auf dem Scheiterhaufen starben.

Es war der Tod, dem Luther so lange ins Auge gesehen, den er oft genug für sich gewünscht hatte. Er nahm die Kunde wie eine frohe Botschaft auf. Sein ganzes Herz war mit den Ordensbrüdern, welche alles Drohen und Locken der Sophisten verachtet und mit Gottes Lob und Singen den Tod erlitten hätten. In dieser Stimmung hat er zu ihrem Preise sein erstes Lied gedichtet, eins der schönsten Volkslieder unserer Sprache. Als einen Triumph über den alten Feind schildert er das Martyrium der jungen Helden:

Die Aschen will nicht lassen ab,
sie stäubt in allen Landen,
hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
sie macht den Feind zu Schanden:
die er im Leben durch den Mord
zu schweigen hat gedrungen,
die muß er tod an allem Ort,
mit aller Stimm und Zungen
gar fröhlich lassen singen.

Und als die Frühlingsbotschaft läßt er den Gesang ausklingen:

Der Sommer ist hart fur der Thür,
der Winter ist vergangen,
die zarten Blumen gehn herfür:
der das hat angefangen,
der wird es wohl vollenden.

Nicht lange, so ging der Prior jenes Klosters Heinrich von Zütphen, Luthers lieber Freund, denselben Weg unter noch größeren Qualen. Er war von der Kanzel hinweg in den Kerker geschleppt, aber von dem empörten Volk befreit worden. Auf der Flucht nach Wittenberg behielten ihn die Bremer bei sich, und zwei Jahre wirkte er in dieser Stadt. Als dann aber von dem Pfarrer in Meldorf eine Einladung an ihn kam, in Ditmarsen das aufkeimende Evangelium zu pflegen, litt es ihn nicht in den sicheren Mauern, und er zog aus, dem fast gewissen Tode entgegen. Man wird an das Martyrium des Apostels unseres Volkes in den friesischen Marschen erinnert, wenn man die Denkschrift liest, worin Luther das schreckliche Schicksal des Freundes geschildert hat: die fanatische Roheit der von ihren Mönchen aufgehetzten trunkenen Bauern, und die heroische Ergebung des Dulders: unter greulichen Martern ward der arme Mensch umgebracht.

Dem Reformator war es nicht beschieden, mit seinem Blut den Glauben an das Evangelium zu besiegeln: wie er begonnen, in dem Sturm von Sorgen und Anfechtungen sollte er ihn lange Jahre hindurch behaupten.

An litterarischen Gegnern fehlte es jetzt so wenig wie früher. Teils waren es die alten, wie Eck und Emser, teils neue, wie Johann Faber, der gelehrte Vikar des Bischofs von Konstanz, später Bischof in Wien. Doch überließ Luther ihre Bekämpfung meist seinen Freunden, da er das oft Gesagte nicht wiederholen wollte. Wenn er selbst einmal „wider den gewappneten Mann Cochläus“, der seit Worms ein Vorkämpfer der alten Kirche am Dresdener Hof geworden war, eine Lanze brach, so galt das wesentlich dem Satelliten Herzogs Georg, und um sich an ihm so wie früher an Emser zu reiben. So war es auch nur die Persönlichkeit des Gegners, wenn Luther das Buch beantwortete, worin König Heinrich VIII. von England, oder wer ihm die Feder geliehen haben mochte, unter den gröbsten Ausfällen auf den Ketzer die römische Lehre verteidigte: in einer Streit-

schrift, die zu dem allerstärksten gehört, was je er geschrieben hat: Verbalinjurien, wie man sie heute keinem gekrönten Haupte bieten dürfte. Luther war aber anderer Meinung: „darf ein König von Engelland seine Lügen unverschampt ausspeien, so darf ich sie ihm frölich wieder in seinen Hals stoßen.“ „Ihr Papisten“, schließt er, „sollt's nicht enden, das ihr furhabt, thut, was ihr wollt. Es soll diesem Evangelio, das ich, Martinus Luther, predigt habe, weichen und unterliegen Papst, Bischof, Pfaffen, Münch, Könige, Fürsten, Teufel, Tod, Sünd und alles, was nicht Christus und in Christo ist, dafur soll sie nichts helfen.“

Weit höhere Bedeutung für Luther hatte es, als sich ihm, von König Heinrich selbst angereizt, unwillig genug ein neuer Vorkämpfer Roms stellte, der erlauchteste, den die Gegner finden konnten: Erasmus trat endlich aus seiner Zurückhaltung heraus und gegen den Reformator in die Schranken. Und zwar mit einem Angriff auf den Mittelpunkt der Begriffswelt Luthers, gegen die Konsequenzen, welche er aus der Allmacht Gottes für die Unfreiheit des menschlichen Willens, die Unfähigkeit aus uns heraus den Weg des Heils zu finden, die Vorherbestimmung durch Gott zur Seligkeit oder Verdammnis gezogen hatte. Alle Apologeten der herrschenden Lehre hatten, wie wir sahen, immer nur das hierarchische oder ceremonielle Beiwerk berührt. Hier zum ersten Mal sah Luther, wie er in der Gegenschrift „De servo arbitrio“ („daß der freie Wille nichts sei“) bekannte, sich an die Kehle gegriffen: kraftlos allerdings und mit unsicherer Hand: aber doch an den Punkt, in dem das ganze Geäder seiner Lehre zusammenlief. Lange bevor er die Thesen veröffentlicht, hatte Luther den Humanisten durchschaut, der über das Heilige zu spotten liebte und stets den Frieden statt des Kreuzes suchte; aber immer hatte er den Bruch mit dem geistvollen Manne zu vermeiden gewünscht. Noch im Frühjahr 1524 bat er ihn, Frieden zu halten, während Erasmus schon an jenem Angriff schmiedete. Da nun aber dieser erfolgte, beschloß Luther, ihm zu begegnen wie allen andern. Furchtlos leuchtete er hinein in jene Abgründe, vor denen er im Kloster schaudernd zurückgetaumelt war: er wiederholte die nominalistischen Bestimmungen über den verborgenen Willen Gottes, der was er weiß auch will, Leben und Tod, Alles in Allem wirkt, den einen zur Verdammnis, den andern zur Seligkeit bestimmt, der an kein Gesetz gebunden ist und alle Gesetze erst schafft, der bestimmt, was gut ist und was böse; und vor dem wir doch in Andacht verstummen, auf dessen

Güte und Gnade wir fraglos bauen sollen, weil er sie in seinem Wort verkündigt hat. Luther bekennt, daß er den freien Willen, wie Erasmus ihn behaupte, nicht einmal geschenkt haben möge, weil er in dem Kampf gegen den Teufel damit noch nicht bestehen und nie im Gewissen sicher sein werde, wie viel er thun müsse, um Gott genug zu thun. Ein Satz, den wir wohl jenem Worte Lessings vergleichen dürfen, da er, wenn Gott selbst ihm die volle Wahrheit geben wolle, dem Vater demütig in seine Rechte fallen und ihn bitten möchte, nur das Ringen nach der Wahrheit ihm zu lassen. Es waren die Fragen des „Fürwitzes", von denen Luther die zweifelnden und beängstigten Gewissen sonst auf den Glauben an Christus, auf die Gnadenzusage hinwegwies. Da er gereizt war, zögerte er nicht sie zu erörtern. Auch hat er niemals seine Sätze zurückgenommen, freilich auch niemals wieder sie der Welt aufdrängen mögen.

Doch waren es nicht diese Gedanken, welche dem Reformator die Fröhlichkeit des Herzens verkümmerten. Packten sie ihn, und er wollte sie ja nimmer ganz vergessen, so merkte er stets wieder, wie heilsam solche Verzweiflung sei und wie nahe schon der Gnade Gottes. Was ihm sein Wirken oft bis zum Überdruß schwer machte, das war der Anblick, der sich ihm von nah und fern in der Gesellschaft zeigte, für die er Gottes Wort verkündigte. Wohin er blickte, stieß er auf Mißverständnisse, Unfrieden und Selbstsucht. In Wittenberg blieben die Stiftsherren der evangelischen Minorität unter ihnen zum Trotz bei den Stillmessen und allen Formen des alten Kultus, bis sie 1524 durch Luther, der von der Kanzel und in Eingaben an den Kurfürsten unaufhörlich gegen sie antrieb und drohte, man kann wohl sagen hinweggeärgert wurden. Die ideale Gemeindeordnung in Leisnig bewährte sich aufs allerkläglichste: von christlicher Eintracht war bald keine Rede mehr, die Zuchtordnung zerfiel, die Kasse blieb leer und der Pfarrer mußte hungern. Ebenso schlecht lohnten die Czechen dem Reformator seine evangelische Friedestiftung: die Utraquisten sowohl, welche die lutherischen Prediger verjagten, als die böhmischen Brüder, mit denen er über den Abendmahlsbegriff aneinander geriet. Der Kurfürst und seine Umgebung blieben von Rücksichten und Einflüssen aller Art beherrscht; es ward für Luther fast ein Glaubenssatz, daß der Hof Gottes Willen weder folgen wolle noch könne. Nichts begriff der hohe und niedere Adel überall von dem Evangelium besser, als daß die Güter, auf welche die römische Kirche, die Bischöfe, Klöster

und Pfarreien keinen Anspruch machen könnten, zu ihrer Hand gestellt werden müßten; und in der Freude über diese Entdeckung vergaßen sie in der Regel den Nachsatz, der die Verwaltung des Kirchengutes zum Besten der Armen, der Schulen und der Pfarrer forderte und nur eben den Überschuß für weltliche Aufgaben bestimmte. Nicht anders hatte Luther sofort Sickingens Zug gegen Trier aufgefaßt. Dennoch wünschte er, als ihm der Tod des Ritters gemeldet wurde, die Nachricht möge falsch sein. „Gott ist ein gerechter, aber wunderbarer Richter", schrieb er, da sie Bestätigung fand. Auch in den Städten hatten die Sympathien für das Evangelium die beste Nahrung in dem Machtgewinn, den es den Pfaffen gegenüber versprach. Das Losschütteln der klerikalen Fesseln war allerorten leicht geschehen: der Gottesdienst verfiel, die Schulen verödeten, die Pfarrer verarmten und verwilderten oft völlig. Nur wenige größere Städte, wie Magdeburg und Nürnberg, hielten sich wie Luther es wünschte. Was Wunder, daß er da oft den jüngsten Tag herbeisehnte! In den stärksten Ausdrücken wandte er sich nach allen Seiten: gegen die Bischöfe, welche Trabanten des Antichristes statt Seelenhirten seien; gegen die Fürsten, die das Unrecht erheben, das Recht unterdrücken; gegen den gemeinen Mann, den „Herrn Omnes", der immer mit der Faust drein schlage, das Evangelium mißbrauche und nur mit der Faust regiert werden könne. Täglich häufte sich das Heer seiner Sorgen und Enttäuschungen. Eine tiefe Verbitterung, fortan fast eine Grundstimmung seines Lebens, kam über ihn. Er wünschte oft aus dieser Welt, die ihn erdrücke, hinweg genommen zu werden. Wohl wußte er, daß es die Art des göttlichen Wortes sei, auch unter die Dornen zu fallen; daß sich der Satan stets dawider setze mit aller seiner Macht: „erst mit der Faust und freveler Gewalt, dann mit falschen Zungen, irrigen Geistern und Lehrern, damit er es durch List und Lügen unterdrücke". Aber schwerlich ahnte er, welche Listen der alte Feind noch im Schilde führte — so furchtbare, daß ihm die Erinnerung diese Jahre als die Zeit einer frohen Aussaat des Evangelium verklären konnte.

Eben in jenen Wittenberger Unruhen hatte die Erschütterung, welcher wir nun nahe treten müssen, eine ihrer vornehmsten Quellen.

Andreas Karlstadt hatte die Demütigung, welche Luthers Sieg ihm bereitet, nicht verwinden können. Er begann in seinen Vor-

lesungen lässig zu werden und zog sich auf einen Bauernhof nahe Wittenberg zurück, wo er als „Nachbar Endres" im grauen Bauernkittel sein laiisches Priestertum von neuem aller Welt vor Augen stellte. Im September 1523 ging er noch weiter weg, nach Orlamünde an der Saale, auf eine Pfarrei, die zwar zu seiner Wittenberger Pfründe gehörte, aber nicht ohne Willen des Senates verwaltet werden durfte. Er dagegen ließ sich von der Gemeinde zu ihrem Prädikanten wählen, gab seine Professur, aber nicht deren Einkünfte auf, und bewies bald durch Bilderstürmen und Predigen gegen die „neuen Papisten" und „Schlemmer" zu Wittenberg den Geist seiner Lehre. Seine Gedanken nahmen jetzt durchaus die Richtung der Zwickauer Propheten mit ihrem fanatischen Inspirationsbegriff. Damit verband er aber eine rationalistische Ausbildung der Abendmahlslehre, welche mit den zerstörenden Tendenzen der Schwärmer an sich nicht verwandt, aber von Karlstadt in enge Verbindung damit gebracht war und offenbar deshalb in ihm besonderen Anklang fand, weil sie für die himmlischen Stimmen, deren er sich rühmte, Raum machte: die symbolische Auffassung der Einsetzungsworte Christi. Karlstadt säumte nicht, seine Lehre schriftlich auszubreiten; da ihm die Censur der Universität die Wittenberger Pressen verschloß, gab er seine Traktate in Jena heraus, wo er in dem Pfarrer Reinhard einen Anhänger fand.

Noch gefährlicher ließ es sich an, als jener Thomas Münzer plötzlich in Thüringen auftauchte und sich in Allstädt zum Prädikanten wählen ließ. Er trug die blutdürstigsten Lehren vor. Im Juli 1524 forderte er die Herzoge selbst von der Kanzel unter Schmähungen gegen die Neutralen auf, alle gottlosen Regenten, Pfaffen und Mönche zu erschlagen. Mit einem Netz geheimer Verbindungen überspannte er das Land. Karlstadt trat ihm nahe. In Mühlhausen hielt ein entlaufener Mönch, Heinrich Pfeifer, zu ihm. Zu Eisenach zog der Prädikant Jakob Strauß über den Zinskauf her. Sein Evangelium lautete, daß man weder Zinsen nehmen noch zahlen dürfe. Alle Schuldner und Bedrückten horchten auf. Weit und breit geriet das Volk in Gährung.

Hatte Luther selbst nicht als brutale Tyrannei bekämpft, die Ketzer durch Feuer zu überwinden? Ebenso erklärte er auch jetzt vor seinen Fürsten: „es müssen Sekten sein, wie Paulus den Korinthern schreibt, auf daß die, so bewähret sind, offenbar werden": „denn es ist ein geistlicher Streit, der die Herzen und Seelen dem Teufel abgewinnet, und ist auch also durch Daniel geschrieben, daß

der Endechrist soll ohne Hand zerstöret werden." „Wo sie aber wöllen mehr thun denn mit dem Wort fechten, wöllen auch brechen und schlahen mit der Faust, da sollen E. F. G. zugreifen, es sein wir oder sie, und stracks das Land verboten und gesagt: wir wöllen gerne leiden und zusehen, daß ihr mit dem Wort fechtet, daß die rechte Lehre bewähret werde; aber die Faust haltet stille, denn das ist unser Amt; oder hebt euch zum Lande aus."

Und so geschah es. Münzer mußte über die Grenze; rache-glühend wandte er sich nach Mühlhausen, von da nach Nürnberg und weiter nach Oberschwaben und der Schweiz.

Schwerer ward es dem Reformator, seinem alten Mitstreiter gegen Rom, Karlstadt feind zu werden. Im August 1524 suchte er in Jena persönlich auf ihn einzuwirken, aber gerade da geriethen sie ganz auseinander. Als Luther dann nach Orlamünde kam, von der Gemeinde selbst eingeladen, sah er sich den gröbsten Insulten ausgesetzt; kaum kam er wieder sicher aus der Stadt. Da hatte auch hier seine Geduld ein Ende. Karlstadt mußte, wie Münzer, aus dem Lande; er ging in seine fränkische Heimat, dann nach Straßburg und Basel.

Indem Luther nun hörte, daß die oberdeutschen Reformatoren, Zwingli in Zürich, Öcolampad in Basel, Bucer und Capito in Straßburg, in der Abendmahlslehre Karlstadt zustimmten, ergriff ihn die Furcht, daß der Münzerische Geist dies Gebiet völlig durchdringen werde, und er beschloß, der ganzen Richtung Feindschaft zu erklären. So entstand die Schrift „Wider die himmlischen Propheten von den Bildern und Sakrament", mit dem Motto: „Ihre Thorheit wird jedermann offenbar werden." Es ist etwas von dem Trotz darin, womit der Reformator sich den Zwanggeboten, in welche Karlstadt die freien Dinge kleiden wollte, entgegengesetzt hatte: gerade dem Rottengeist zum Spott, der evangelischen Freiheit zur Ehre wolle er das Sakrament ein Opfer heißen, obschon es kein Opfer sei, wolle er auch die Elevation, die in der Klosterkirche weggefallen, in der Pfarrkirche nicht abthun. Doch zwang ihn noch ein anderes Moment, an seiner Auffassung fest zu halten. Er leugnete hier so wenig wie vordem, daß am Glauben, der das Herz friedsam und fröhlich anstatt gelassen und abgestorben mache, alle Macht liege. Aber er fühlte als Notwendigkeit, die Gebundenheit an den göttlichen Willen ausdrücklich zu bezeugen: nicht um ein Wunder zu haben, sondern um das Wunder nicht zu leugnen: die „natürliche Vernunft, des Teufels

Braut, die kluge Hulda" wollte er hinaus thun bei einem Akt, der nur die „Versiegelung" der Gnade sein sollte: gerade um die Einfalt des von allem menschlichen Vermögen absehenden Glaubens recht zu beweisen, blieb er starr auf den „dürren, hellen Worten", die kein Gegenzeugnis in der Schrift haben. Er rechnete die Frage den göttlichen Geheimnissen zu, welche man ohne zu grübeln in Demut und Dank hinnehmen müsse.

So hat Luther den Standpunkt rundum festgestellt, auf dem er in allen kommenden Stürmen verharrte. Im Januar 1525 erschien die Schrift, in dem Moment, wo die von ihm längst geahnte Umwälzung vor der Thür war: der große deutsche Bauernkrieg, in dem der unermeßliche Zündstoff an hundert Stellen zugleich aufflammte: kein luftreinigendes Gewitter, sondern ein ungeheurer Brand, der allen kirchlichen und weltlichen Ordnungen, den neuen wie den alten Vernichtung drohte.

Schon im August 1524 war das Feuer am Bodensee nahe der Schweizer Grenze, eben dort wohin Münzer eilte, aufgegangen, dann aber Monate hindurch geteilt erhalten und fast erstickt worden, als es im Februar 1525 zu ebenso plötzlichem wie allgemeinem Ausbruch kam. Im März wurden von Memmingen her in vielen tausenden von Abdrücken die 12 Artikel verbreitet, welche Freiheit der Jagd, des Fischfanges, der Holzung, Aufhebung der Leibeigenschaft und des kleinen Zehnten, Predigt des Evangelium und Wahl der Pfarrer durch die Gemeinden forderten. Wie die Flamme in der Prärie flackerte und griff die Erregung um sich; in wenigen Wochen beherrschte sie alles Land zwischen Alpen und Harz. Auch in den Städten hielt es der gemeine Mann fast überall mit den Bauern. Bald traten wirklich einzelne Kommunen in den Bund: Rothenburg, wo kein geringerer als Karlstadt die Zünfte gegen den Rat führte, Würzburg, das seinen Bischof verjagte, und vor allen Mühlhausen, wo Thomas Münzer als „Knecht Gottes, mit dem Schwerte Gideons gegürtet" seinen apokalyptischen Thron aufschlug. Für ihn war die Zeit der Ernte gekommen. „Lieben Brüder", schrieb er den Bergleuten in Mansfeld, „lasset euch nicht erbarmen, ob euch Esau gute Worte gebe, sehet nicht an den Jammer der Gottlosen, lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut: schmiedet Pinkepanke auf dem Amboß Nimrod, werft ihm den Thurm zu Boden, weil ihr Tag habt." Im Namen des Allmächtigen verkündigte er allen Regenten das Verderben: „Ach, lieben Herren, wie hübsch wird der Herr unter die alten Töpfe schmeißen

mit einer eisernen Stangen!" Die „Freiheit aller Kreatur", d. i. die kommunistische Weltordnung unter dem Terrorismus seines Prophetentums war das Ziel des gewaltigen Schwärmers.

Das war der „Satan von Allstädt", von dem Luther noch in jener Schrift gewünscht daß er ganz hervorkommen möge. Jetzt war er da und bei der Arbeit, ihm seine thüringischen Bauern, seines lieben Vaters Schlägelgesellen zu verführen. Schon war aber auch der Reformator auf dem Kampfplan. Im April kam er nach Mansfeld und schrieb hier seine „Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauerschaft in Schwaben" nieder. Er wandte sich nach beiden Seiten: zürnend gegen die Fürsten, die alle Warnungen abgewiesen, das Evangelium verfolgen, die Armen schätzen und schinden; herzlich an die Bauern, seine „lieben Freunde": den kläglichen Mißbrauch des Evangelium zu weltlichen Forderungen und Freiheitsbegriffen wies er ihnen nach, legte ihnen seine Sätze über die Grenze des geistlichen und welt-Amtes aus, schlug ein Schiedsgericht vor, warnte vor Gewalt: denn „sein Unglück (so das Motto aus dem 7. Psalm) wird auf seinen Kopf kommen und sein Frevel auf seinen Scheitel fallen." Aber was bedeutete die eine Stimme in dem Tosen dieses Sturmes! Während Luther noch schrieb, zog das Unwetter mit rasender Schnelle heran. Und in allen Gauen nun der gleiche Anblick: die Dörfer von den Männern verlassen; bei den Klöstern sammeln sich die Haufen; dann geht es hinein in die Kirche und die Zellen, in den Keller: der Schmuck wird zerbrochen, die Heiligtümer verspottet, besudelt, zertreten, die Vorräte geplündert, vor allem die Fässer geleert; und zum Schluß der rote Hahn aufs Dach. So wälzt sich die wilde Zerstörung von Kloster zu Kloster, von Burg zu Burg: wer widersteht, verfällt fürchterlicher Rache: wer sich ergiebt, muß in den Bund der Bauern treten.

Der Boden dröhnte unter Luthers Füßen, als er von Mansfeld aufbrach, um das Land bis Erfurt zu durchziehen. Es war etwa die Straße, wo vor 20 Jahren vom Himmel her der Schrecken über ihn gekommen war. Wieder sprühten um ihn die Blitze: aus der Tiefe zuckten sie auf. Aber niemals ist der Reformator fester, großartiger, furchtbarer gewesen als in diesem Moment. Wo er durchkam, predigte er gegen den Aufruhr. Aber während die drohende Menge ihn umwogt, schreibt er dem Mansfelder Rath, seinem Freunde Rühel, daß er den Grafen nur nicht weich machen möge. Denn dieser trage nach Gottes Ordnung

sein Schwert und solle es gebrauchen, die Bösen zu strafen, so lange sich ihm eine Ader im Leibe rege, ob auch der Teufel noch so wütend drüber werde.

Am 6. Mai kam Luther nach Wittenberg zurück: zu spät, um dem Kurfürsten, der auf der Lochau wenige Stunden vorher im Sterben gelegen und nach seinem Doktor verlangt hatte, die letzten Tröstungen zu reichen. Der Fürst, der nur immer den Frieden gesucht, verschied in dem Augenblick, wo die Fluten der Anarchie über seinem Lande zusammenzuschlagen drohten. Auch jetzt aber blieb er sich treu. Er beklagte die Armen und ihre harten Lasten: „Will es Gott also haben, so wird es also hinaus gehen, daß der gemeine Mann regieren soll; ist es aber sein göttlicher Wille nicht und zu seinem Lobe nicht vorgenommen, so wird es bald anders. Lasset uns Gott bitten um Vergebung unserer Sünden und es ihm heimsetzen, er wird alles fein nach seinem Willen und Lobe schicken.“ Nur die Ewigkeit bewegte noch Friedrichs des Weisen Seele: als sie nahte, vergaß er seine Reliquien: er nahm das Abendmahl in beiderlei Gestalt: das Evangelium bekennend, starb er, wie er gelebt hatte, als ein Kind des Friedens.

Luther aber machte sich an seine Schrift „wider die mörderischen Rotten der Bauern.“ Für ihn war, wie für Münzer, die Zeit des Friedens vorüber. Den 17. Vers des 7. Psalms setzte er an die Spitze: „Seine Tücke wird ihn selbst treffen und sein Mutwille wird über ihn ausgehen“. Im Namen Gottes ruft er die Regenten auf, den Brand zu ersticken, das Schwert zu gebrauchen, die Übelthäter zu töten, alle die Armen, welche die Mordpropheten verführt und an sich gezwungen haben, zu erretten: „Darum, lieben Herren, rettet hier, helft den armen Leuten, steche, schlage, würge hier, wer da kann; bleibst du drüber tot, wohl dir, seligeren Tod kannst du nimmermehr überkommen, denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes, Römer 13, 1 ff., und im Dienst der Liebe, deinen Nächsten zu retten aus der Hölle Banden.“ „Dünkt das jemand zu hart, der denk, daß unerträglich ist Aufruhr und alle Stunde der Welt Verstörung zu erwarten.“

Es waren die Tage, wo sich die großen Entscheidungen vorbereiteten. Bald waren sie überall gefallen. Der Sieg verblieb den Herren. Vor ihrem Geschütz zerrissen die Wagenburgen, vor dem geschlossenen Anlauf ihrer Söldner zerstoben die zuchtlosen Haufen. Münzer selbst, der dem Blutbad durch klägliche Flucht entlaufen, ward ergriffen und endete unter dem Beil. Und nun

kam die Strafe: vielfach grauenvoller und erbarmungsloser als die Blutthaten der Empörten. Hunderttausend Menschen sollen dem Aufruhr zum Opfer gefallen sein. Hier und da, wie in Straßburg, Hessen, Kursachsen, waltete die Milde vor. Luther schrieb gegen die „wüthenden, rasenden, unsinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Blutes satt werden.“ Er forderte auf, mit Gottesfurcht und Gnadeüben für den Sieg zu danken. Er verschaffte Karlstadt, der dem Verderben mit Not entronnen und lange umhergeirrt war, eine Pfarrstelle in der Nähe Wittenbergs. Aber er nahm kein Wort zurück und blieb bei seinem Satze: der Esel wolle Schläge haben und der Pöbel mit Gewalt regiert sein, darum habe Gott der Obrigkeit nicht einen Fuchsschwanz, sondern ein Schwert in die Hand gegeben.

Auf ihn selbst jedoch senkte sich jetzt eine erdrückende Last des Hasses. Es war alles gekommen, wie er auf der Wartburg vorhergesehen: er ward verflucht von der Menge, der er das Heil gewiesen hatte. Es that ihm wehe in seinem Herzen. Aber er mußte stille halten und auch das dem Herren befehlen. Nicht die paar Pflanzstätten, wo das Evangelium aufgegangen, hatte er ja retten wollen, sondern nur dieses selbst bekennen. Er war es nicht, der es wirkte: Gott allein hatte alles geschehen lassen, Gott allein wußte, wozu es gut war.

Und der Reformator fuhr fort, das Wort Gottes auszusäen in den klaftertiefen Brandschutt.

Fünftes Kapitel.

Gründung des Hauses und der Landeskirche.

Heirat. Häusliches Leben.

„Und kann ich's schicken, dem Teufel zum Trotz will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe, wo ich höre, daß sie fortfahren. Ich hoffe, sie sollen mir doch nicht meinen Mut und Freude nehmen“: so schrieb Luther an Rühel mitten in dem Sturm am 4. Mai. Wenige Wochen darauf war er ein Ehemann geworden.

Das Familienleben gehörte, wie wir wissen, für den Reformator zu den Dingen, welche Gott weder verboten noch befohlen hat. Dabei aber zu den natürlichen Ordnungen, in denen die Menschheit, wie sie nun einmal ist, leben muß, und welche, wenn sie in der Furcht Gottes geübt werden, Frucht und Freude schaffen. Daß er einmal in die Lage kommen könnte, die Wahrheit dieses Satzes an sich selbst zu bezeugen, wollte er lange nicht glauben. „Guter Gott“, schrieb er an Spalatin von der Wartburg, „unsere Wittenberger wollen auch den Mönchen Weiber geben? Mir werden sie keine Frau aufdrängen!“ Und dabei wußte doch niemand mehr und besser über die Ehe zu sprechen als Luther: unverdrossen ließ er sich von Verlobten und Eheleuten aller Stände ihre Herzensangelegenheiten vortragen. Er konnte heftig werden, wenn sich gewisse Freunde über den Eifer, mit dem die Menschen das Ehejoch aufsuchen, geringschätzig ausließen. Solche „weisen Verächter“ suchten wohl gar ihn selbst von ähnlichen Gedanken abzubringen, seine Ehe als ein schweres Ärgernis des Evangelium darzustellen. Gerade dieser Einwand aber brachte auf Luther die entgegengesetzte

Wirkung hervor. Wie? Er sollte sich von einem Stande, dessen Heiligkeit er erst entdeckt hatte, furchtsam ausschließen? Hieß das nicht wieder, er solle die Wahrheit verleugnen? Nur um diesen Verdacht abzuwehren, faßte er die Absicht, noch in der Todesstunde, die er in seiner Schwermut nahe glaubte, dem Teufel zum Trotz und dem Ehestand zur Ehre sich trauen zu lassen.

Mittlerweile traten seine Freunde einer nach dem andern, Professoren, Pfarrer und Mönche, in die Ehe. Kam er in ihre Häuser, so empfand er das ganze Behagen und Glück des Familienlebens, dem er so thöricht entsagt hatte. Im Kloster führte er mit dem Prior Eberhard Brisger, dem einzigen, der noch mit Mühe neben ihm aushielt, eine arge Junggesellenwirtschaft: seine Kutte, die er nach der Heimkehr von der Wartburg draußen wenigstens noch trug, ward allmählich so schlecht, daß er sie ganz ausließ und fortan im Rock auf die Kanzel trat; die Fasten hielt er lange nach alter Gewohnheit ein, doch waren es in dem durch seine Lehre verarmten Kloster eigentlich lauter Fastentage geworden; hatte er sich tagsüber abgearbeitet, so fiel er am Abend todmüde in das ungemachte Bett. Er war nun auch in den Jahren, wo er sich entscheiden mußte. Genug, allmählich reifte in ihm der Entschluß, mit seinem Vorhaben nicht bis zu allerletzt zu warten.

Auch der persönlichen Frage trat Luther, wie immer, mit gutem Bedacht näher. Zuerst kam ihm eine adlige Nonne, Ave von Schönfeld in den Sinn, die mit 8 andern Schwestern auf seine Veranlassung aus dem Kloster Nimptschen bei Torgau entführt war. Dann eine Patriziertochter aus Magdeburg, welche ihm wohl Amsdorf, der dort Pfarrer geworden, empfohlen hatte. Beides vorübergehende Neigungen. Eine jener Nonnen nun war Katharina von Bora, ein Fräulein in der Mitte der zwanziger von altem Adel, aber ohne Vermögen, keine Schönheit — sie hatte etwas breite Züge — aber ein gesundes und tüchtiges Mädchen. Im Hause des Stadtschreibers Reichenbach hatte sie Zuflucht gefunden. Hier widmete ihr ein junger Patrizier aus Nürnberg, Hieronymus Baumgärtner, der besonders Melanchthon nahestand, eine lebhafte Neigung, die aber, als er an die Pegnitz zurückgekehrt war, erlosch. Luther, der die Pflicht fühlte, dem jungen Mädchen eine sichere Stellung zu schaffen, wünschte sie mit dem Nachfolger Karlstadts in Orlamünde, Dr. Glatz zu vermählen, traf aber damit nicht Katharinas Neigung. Sie äußerte sich darüber klagend gegen Amsdorf und erklärte: lieber wolle sie diesem oder Luther selbst die

Hand reichen. Das war nun wohl nicht ganz nach des letzteren Sinn: das Edelfräulein schien ihm etwas zum Hochmut zu neigen. Aber stärker war in ihm doch das Mitleid mit der armen Verlassenen und vielleicht noch ein Gefühl, das er sich selbst nicht recht gestehen wollte.

Alles war noch in der Schwebe, als Luther nach Mansfeld fuhr. Hier fand er ein Haus, wo er den vollen Segen des ehelichen Lebens empfinden mußte, das seiner Eltern: und der Vater, der schon vor 20 Jahren ihm eine Frau gesucht hatte, bewies ihm aufs neue, daß er seine Meinung nicht zu ändern pflege. Darauf nun, in dem wogenden Aufruhr jene Äußerung gegen den Mansfelder Rat, in demselben Brief, worin er mahnt, gegen die meineidigen, räuberischen Rotten nur nicht weich zu werden: „Solches schreibe ich euch, daß ihr auch getrost seid und andere tröstet, und sonderlich meinen Herrn, Grafen Albrechten."

In Wittenberg rieten die weisen Freunde wieder ängstlich ab: „oder wenigstens eine andere: nur nicht diese Nonne, über die schon so viel geredet werde!" Natürlich, der Kot hatte sich wieder an das Rad gehängt. Um so mehr eilte Luther, alle Lästermäuler zu stopfen. Ohne die Ratgeber weiter heranzuziehen, so wie damals, als er gegen Tetzel auftrat, machte er die Sache mit sich und seinem Gott ab, holte sich von Käthe seinen Ablaß und führte sie heim, am Abend des 13. Juni; nur die nächsten Freunde, Stadtpfarrer Bugenhagen, Probst Jonas, Dr. Apel, der selbst eine Nonne zur Ehe hatte, und Lukas Kranach mit Frau waren Zeugen. 14 Tage darauf gab er das solenne Hochzeitsmahl, zu dem er die liebsten Kollegen, die Freunde vom sächsischen und mansfelder Hof und vor allen Vater und Mutter geladen hatte. Der Wittenberger Rat und die Universität ehrten ihren großen Bürger durch ansehnliche Hochzeitsgeschenke. Brisger, der eine Pfarrstelle annahm, machte der ehemaligen Nonne Platz, und das Kloster wurde zum Pfarrhause.

Der neue Ehemann fand sich doch oft in einem sonderbaren Widerstreit von Empfindungen. Das Kopfschütteln der Freunde, das Lästern der Gegner, unter denen Erasmus sich hervorthat, wollte nicht aufhören. Ihm selbst war alles so plötzlich gekommen und so neu, daß er sich bisweilen förmlich darauf besinnen mußte, ob er nun wirklich in dem gesegneten Stande sei. „Ich habe mich, schreibt er an Spalatin, „durch meine Heirat so gering und verächtlich gemacht, daß ich hoffe, die Engel sollen lachen und alle Teufel weinen."

Gerade ein Jahr darauf aber konnte er dem Freunde bessere Kunde geben: „Ich habe einen Garten gepflanzt, einen Brunnen gegraben, beides mit gutem Glück. Komm, und wir wollen dich mit Lilien und Rosen kränzen.“ Es war ein Junge und natürlich ein Hans Luther. Ob der alte Hans zur Taufe gekommen ist, wissen wir nicht; seine Margret war leider verhindert. Unter dem Papsttum war im Volk die Sage umgegangen, daß aus der Verbindung eines Mönches mit einer Nonne der Antichrist zur Welt kommen werde. Was uns Luther in seinen Briefen berichtet, — und er schrieb anfangs gerne von seinem „Hänsiken“, auch über die intimeren Dinge —, läßt zum Glück schließen, daß bei diesem alles ganz menschlich und natürlich zuging.

Indem sich nun dies frohe Familienereignis in acht Jahren fünfmal wiederholte, zog in die einst so stillen Klosterräume frisches, lautes Leben ein; Frau Käthe aber, welche die Zügel des Haushaltes mit Geschick und Nachdruck lenken lernte, hatte bei all dem Treiben oft ihre eigenen Gedanken. Zumal der Gatte, der sonst alles so wohl überlegte, in dem Geldpunkt sein Lebelang die Sorglosigkeit eines Zwanzigjährigen besaß. Eigentlich hätten die 200 Gulden, welche ihm der neue Kurfürst an Gehalt aussetzte, bei seinen geringen Bedürfnissen wohl für die ersten Jahre reichen sollen. Aber Luther hatte gewisse Auffassungen von Christenpflicht, die mit seinem Amt als Hausvater durchaus nicht stimmen wollten. So konnte er keinem Bittenden die Schwelle weisen. Das ganze Jahr hindurch hielt er offenes Haus. Täglich stellten sich mehrere Kostgänger ein, meist Studenten und ehrsame Magister; sie haben ihren Dank zum Nutzen von Mit- und Nachwelt in der Aufzeichnung der Tischreden abgetragen, in denen sie vielleicht ein oder das andere hätten beiseite lassen können, die aber doch im ganzen das Motto ihres Sammlers vollauf verdienen: „Sammlet die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme.“ Manche von ihnen lebten jahrelang im Hause, zum Teil angesehene gelehrte Männer, wie der Dr. Schiefer, einst Huttens Freund, dann Leibarzt Ferdinands, vor dem er um des Evangelium willen hatte fliehen müssen. Auch das weibliche Element fehlte nicht. Neben einer vielgeliebten Kindertante, der „Muhme Lene“, einem älteren Fräulein von Bora, die schon im Nimptscher Kloster als Siechenmeisterin ihrer Nichte nahe gestanden, halfen mehrere Jahre hindurch drei Nichten Luthers der Frau Doktorin wirtschaften, sowie ein Fräulein von Kanitz, welches Luther in der löblichen Absicht, eine Mädchenschule in Wittenberg zu errichten,

unterstützte. Daneben die zahlreichen Reisenden, flüchtige Mönche und Nonnen — unter diesen einmal eine Herzogin Ursula von Münsterberg, Nichte des bösen Herzogs Georg —, Studenten, fremde Verbannte: wer kam, ward willkommen geheißen und erhielt oft noch einen Zehrpfennig mit auf den Weg.

Da war es unvermeidlich, daß sich hier ein dunkler Punkt an dem Himmel des Eheglückes bildete. Was half es Frau Käthe, wenn ihr der Gemahl eine Vorlesung über den Nutzen der Sparsamkeit hielt: sie sei das beste Kapital u. s. w. — und die guten Freunde Kleider und Geld und oft selbst die Ehrengeschenke davon trugen! Eine besondere Leidenschaft hatte Luther, der allen Wucher verabscheute, für verschuldete Freunde zu bürgen. Einmal, während die Frau gerade wieder in den Wochen lag, machte er sich deshalb sogar über das Patengeld der Kinder her und wußte darauf zur Rechtfertigung nichts weiter vorzubringen, als daß Gott ja ein reicher Mann sei und es wohl wieder geben werde. Wenn ihm dann die guten Freunde durch ihr Stillschweigen und die Gattin durch ihre Beredsamkeit, vor der er einen heilsamen Respekt hatte, klar machten, daß solch Gottvertrauen doch zu gewagt sei, schalt er wohl über seine Unbesonnenheit und die böse Welt; fand auch ein Schriftwort, welches Käthe rechtfertigte: „man soll Fremden geben, aber zuvor sein Haus versorgen“ — um bei nächster Gelegenheit wieder die Unfreiheit seines Willens zu dokumentieren.

Seine Arbeit hätte ihn zum reichen Mann machen können — wenn er nur Geld dafür genommen hätte! Aber während seine Feder ein Heer von Buchdruckern und Buchführern nährte, begnügte er sich mit ein paar Freiexemplaren. Honorar von seinen Scholaren einzuziehen, mochte er sich nie entschließen. Selbst sein Dienst an der Stadtkirche blieb unentgeltlich; es war schon was Besonderes, wenn der Rat einmal für die Weinrechnung des Doktors im Ratskeller eintrat.

Mit der Zeit mußte Frau Käthe aber selbst in diesem Punkte ihrem Manne Recht geben: Gott ließ auch den goldenen Segen in ihr Haus fließen. Gehaltserhöhung, Rentenanweisungen, kleine Erbschaften, eine ganze Sammlung von Ehrenbechern und Kleinoden, stattliche Naturallieferungen seitens evangelischer Fürsten und Magistrate — etwa ein Fuder Frankenweins oder Eimbecker Bieres — brachten Wohlstand und Behagen. Das Kloster wurde bald zu eng für den Hausstand, eine ganze Ökonomie, über welche Frau, oder wie Luther wohl meinte „Herr Käthe“, ‚Dominus Ketha‘ mit

wachsendem Herrschtalent waltete. Als sie dann einem verarmten Vetter ein kleines Landgut abnahm und sich als gnädige Frau von Zulsdorf fühlte, wollten die Kostgänger, welche beiläufig gerne über die Küche der Frau Doktorin klagten, wieder etwas von der alten Eva-Natur in ihr bemerken, welche Luther gleich anfangs bei ihr gespürt hatte. Dieser selbst machte sich derweil in seinem Garten zu schaffen, etwa bei den Melonen und Gurken, die ihm Freund Linck aus Nürnberg, oder den Rettichen, die Lange aus Erfurt geschickt hatte. Bald spürte er am eigenen Leibe den Unwert der Fasten und Kasteiungen in der Klosterzeit. Mögen auch die bekannten Verse Altmeisters Goethe zu vielsagend sein, so hätte doch Mosellan, der dem Mönche in Leipzig noch die Rippen hatte zählen wollen, dies Experiment an Vater Luther nicht wiederholen dürfen. Der Grundsatz des Reformators war auch hier: einfach und gediegen: „ich lobe mir eine reine, gute, gemeine Hausspeise"; näher pflegte er seine Vorliebe für die Produkte des Tieres zu äußern, dessen Untugenden im lebenden Zustande er in seinen Streitschriften undankbar genug zu den unhöflichsten Vergleichen zu benutzen liebte. So heftig Luther ferner über das bekannte Nationallaster werden konnte, wußte er doch den Wert eines guten Trunkes zu würdigen. Für gewöhnlich gab es bei Tisch Bier, das Frau Käthe selbst braute — denn die Braugerechtigkeit, welche auf dem Kloster lag, ließ sie sich nicht nehmen. Bei besonderen Gelegenheiten aber, wenn etwa die Kollegen kamen oder fremde Prädikanten, erschien Wein, von dem auch wohl mehr als eine Sorte im Keller lag. Dann ging die Rede, wie es uns die Tischgesellen aufgezeichnet haben: über Gottes Gnade, der Menschen Undank und des Teufels Wüten, über Papst und Türken, weltliches und geistliches Regiment, Historien aus alter und neuer Zeit, Schimpf und Ernst, wie es geriet. Und machte dann der Ehrenbecher die Runde, so zeigte es sich, wieviel noch von dem „hurtigen und fröhlichen Gesellen" der Erfurter Jahre in Luther sich durch alle Stürme erhalten hatte. Frau Musika, der er auch im Kloster immer hold geblieben, hatte er jetzt völlig in ihre Rechte eingesetzt; denn ihre Kunst sei eine schöne herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie. Er selbst stellte wohl Noten und Text und sang, wenn die Lieder bei Tisch vierstimmig erklangen, den Tenor; oder der Kantor Johann Walther brachte von Torgau eine ganze Sammlung seiner herzinnigen Melodien. Wenn das junge Volk im Tanze sprang und sich drehte, hatte Luther seine herzliche Freude; auf dem „Bosleich" schob er wohl selbst, etwas

unsicher in der Regel, die erste Kugel, war beim Armbrustschießen und nahm Einladungen zur Jagd an. Denn er wußte zur Genüge, wie nichts mehr die Anfechtungen und traurigen Gedanken befördere als das Abschließen von der Gesellschaft. Die Tischreden sind voll von Warnungen davor: der Teufel sei ein trauriger Geist und mache traurige Leute, könne die Fröhlichkeit nicht leiden: „daher kömmts auch, daß er von der Musica aufs weiteste fleuget; bleibet nicht, wenn man singet, sonderlich geistliche Lieder. Also linderte David mit seiner Harfe dem Saul seine Anfechtung, da ihn der Teufel plagte." Durch allen Frohsinn klingt doch immer der ernste Grundton an. Wenn Luther für die Komödie eintritt, so ist sein Grund, daß sie das Leben wie in einem Spiegel zeige und Lust zum Ehestande mache. Die Astrologen und Alchymisten verachtete er als Thoren oder Betrüger, aber in der Astronomie sah er etwas Göttliches, und an der „rechten Kunst der Alchemie" pries er nicht nur ihren Nutzen, sondern auch die schönen Bilder, welche sie für den jüngsten Tag und die Auferstehung darbiete. Als einen Spiegel des göttlichen Wirkens erhebt er den Nutzen der Geschichte: „wie aus einem lebendigen Brunnen quellen daraus alle Rechte, Kunst, guter Rat, Warnung, Dräuen, Schrecken, Trösten, Stärken, Unterricht, Fürsichtigkeit, Weisheit, Klugheit samt allen Tugenden." *) So reize das geistliche Drama zum Evangelium, und ebenso die Bilder in den Kirchen und in den Büchern. Kein Umgang war dem Reformator lieber als mit Meister Lukas Kranach, dem er selbst so oft gesessen hat und der ihm die Holzschnitte zur Bibel und dem Katechismus zeichnete.**)

---

*) In der „Vorrede zu Galeatii Capellae Historie vom Herzog zu Mailand 1538" schreibt er: „Aber es gehört dazu ein trefflicher Mann, der ein Löwenherz habe, unerschrocken die Wahrheit zu schreiben. Denn das mehrer Theil schreiben also, daß sie ihrer Zeit Laster oder Unfall den Herrn oder Freunden zu Willen gern schweigen oder aufs beste deuten, wiederumb geringe oder nichtige Tugend allzuhoch aufmutzen, wiederumb aus Gunst ihres Vaterlands und Ungunst der Fremden die Historien schmücken oder sudeln, darnach sie jemand lieben oder feinden. Damit werden die Historien über die Maßen verdächtig, und Gottes Werk schändlich verdunkelt, wie man den Griechen Schuld giebt, auch des Papsts Heuchler bisher gethan und noch thun; und zuletzt dahin kompt, daß man nicht weiß, was man glauben soll."

**) Wie er im Kreise der Seinen erschien, hat Erasmus Alber geschildert: „Ein fein, klar und tapfer Gesicht hatte er, und war von Gliedmaßen eine schöne Person; er war ein guter Musicus, hatte auch eine feine, helle, reine Stimme, beides zu singen und zu reden, war nicht ein großer Schreier."

Nicht immer war der Ehestand für Luther eine Idylle. Gerade die ersten Jahre brachten schwere Prüfungen. Ihm selbst die heftigsten Anfälle seines schmerzlichen Leidens. Im Sommer 1527 litt er so furchtbar, daß er es nicht zu überstehen glaubte. Und mit der körperlichen Pein gingen wie immer die psychischen Affektionen zusammen. Er sah, wie der Satan, der ihm ja offenbar den neuen Stand nicht gönnte, nach ihm krallte: die Last seines Lebenswerkes wollte ihn erdrücken; die Ängste durchschütterten ihn so stark wie einst im Kloster. Weinend nahm er Abschied von Frau und Kind, die er in Armut zurücklasse: sein einziger Besitz die silbernen Becher: „die ausgenommen, weißt du, daß wir sonst nichts haben!" Der liebe, fromme, treue Gott werde sie schützen. „Du bist mein ehelich Weib", tröstete er die Weinende, „dafür sollst du dich gewißlich halten." Aber keine Spur von Bangen vor dem Tode oder von Zweifel über seine Lehre. Sein schwerster Kummer vielmehr, daß er die Schrift gegen die Rottengeister nicht mehr vollenden könne. Nachdem er selbst, körperlich wenigstens, hergestellt war, kam die Pest nach Wittenberg, drang in bekannte Familien, schließlich in das eigene Haus; die Universität ward nach Jena verlegt, und viele Freunde, darunter Melanchthon, zogen mit hinweg. Luther aber blieb mit den Seinen: denn das Amt dürfe er nicht verlassen. Niemals war er ruhiger als in solchen Gefahren. Nicht lange, so knickte der Tod, der diesmal noch vorüberging, auch eine Blüte seines Gartens: das Töchterchen Elisabeth starb schon im ersten Jahr. Wie freute er sich dann, als ihm im Mai 1529, in der schlimmen Zeit der Speirer Protestation seine Magdalena geboren wurde! Sie wuchs recht als des Vaters Liebling heran; er kannte keinen Tag ihres Lebens, da er ihr gram gewesen wäre. Sie war 13 Jahre geworden, als sie auf den Tod erkrankte. Er stand an ihrem Bett: „Magdalena, mein Töchterchen, du bleibst gern hier bei deinem Vater und ziehst auch gern zu jenem Vater?" „Ja, herzer Vater, wie Gott will." Er fiel auf die Kniee, betete und weinte; er hielt sie in seinen Armen, da sie hinüber ging. Wunderlich war es ihm, sie im Frieden zu wissen und doch so traurig zu sein: „Ich bin ja fröhlich im Geist, aber das Fleisch will nicht heran, das Scheiden vexieret einen über die Maßen sehr." Er bedrohte den Tod, wie er sagt, mit einem gewissen mächtigen Unwillen. Da ward ihm linder ums Herz.

Hatte er in der Einsamkeit sich so oft mit Todesahnungen und

Todeshoffnungen getragen, so kehrte diese Stimmung auch jetzt häufig genug wieder. „Ich hab eine Heilige in den Himmel geschickt", tröstete er bei Lenchens Tod die Frau: „o hätten wir einen solchen Tod! Einen solchen Tod wollt ich auf diese Stunde annehmen!" Seine Krankheit, die ihn mehrfach heimsuchte, niemals heftiger als 1537 auf dem evangelischen Konvent in Schmalkalden, legte ihm solche Gedanken nahe genug. Und doch merkte Luther dann sogar an sich selbst, wie bitter das Scheiden von den Lieben sei. Sein Vater hatte Recht gehabt: er hatte ihm das Beste dieser Welt gewünscht, das Glück der vier Wände. Seine Käthe war ihm mit den Kindern zu der „Kette" geworden, die ihn an das Leben fesselte: „Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat; du bist eine Kaiserin!"

So hatte er schon empfunden, als sie ihm den Hans geschenkt hatte: kein Cröjus sei glücklicher als er in seiner Armut. Er liebte sein „Söhnichen", wie man eben den Erstgeborenen lieb hat. Wer mag den Brief ohne Rührung lesen, den er ihm 1530 von der Koburg schrieb: von dem hübschen lustigen Garten und den Kindern mit goldenen Röcklein darinnen, die so schöne Äpfel lesen unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, die auf Pferdlein mit goldenen Zäumen reiten und mit silbernen Armbrüsten schießen; von dem Mann, der des Garten Herr ist, und alle Kinder hineinbringt, die gern beten, lernen und fromm sind. Trotzdem aber machte Luther die Entdeckung, daß die Liebe zu den Kindern „allezeit einfältig niederwärts mehr denn aufwärts steige". „Je mehr Kinder", rief er aus, „je mehr Glück." Besonders die Mädchen thaten es ihm an. Sein Nesthäkchen, die Margret (1534 geboren) zählte kaum 4 Jahre, so bat er schon Pfarrer Probst in Bremen, der als Augustiner in Brüssel einmal fast mit dem Feuer Bekanntschaft gemacht hätte, seine Patenpflicht an ihr zu beweisen, indem er ihr einen Mann verschaffe. Er konnte seinen Lieblingen nicht böse sein. Aber auch die Jungen hatten es nicht schlimm. Denn er erinnerte sich an die Schmerzen, welche die harte Zucht im Elternhause ihm selbst bereitet hatte. Es war wohl noch ein Rest der alten Opposition gegen den väterlichen Willen, wenn er den Lebensberuf seiner Kinder nach ihrer Lust und Anlage gestalten wollte. Auch den Ehrgeiz des Alten teilte er dabei nicht: wer mit der Hand geschickt sei — er meinte wohl den zweiten, den Martin — möge ein Bauer werden. Der dritte hingegen, den er seinem heiligen Vorkämpfer zu Ehren Paul getauft hatte, schien ihm

kriegerische Eigenschaften zu haben: „Paul soll wider den Türken.“ Sein alter Jagdfreund, der Erbmarschall Hans von Löser sollte als der Pate den Jungen in die Zucht nehmen.*)

Das ganze Kinderherz Martin Luthers wachte wieder auf, wenn er mit den „liebsten Närrlein“, den „feinsten Spielvöglein“ sich abgab: „die thun alles einfältig, von Herzen und natürlich.“ Wenn die Knaben haderten und sich gleich wieder versöhnten, meinte er wohl: „Lieber Herrgott, wie wohl gefällt Dir solcher Kinder Leben und Spielen! Ja alle ihre Sünden sind nichts denn Vergebung der Sünden!“ Da ihm die Frau eins der Kleinen brachte: „Ich wollte, daß ich in dieses Kindes Alter gestorben wäre; da wollt' ich alle Ehre drum geben, die ich habe und noch bekomme in der Welt!“ In allem doch immer wieder die Beziehung auf das Ewige, dem sein Leben galt. Aber während ihm in den Kämpfen des eigenen Herzens der Glanz der göttlichen Majestät schier unerträglich war, gab sich ihm Gott hier als der wunderreiche allgütige Vater, von dem wir nur Gutes erwarten sollen, „als der uns giebt Leib, Leben, Essen, Trinken, Nahrung, Gesundheit, Schutz, Friede und alle Notdurft zeitlicher und ewiger Güter“, wie es im Großen Katechismus heißt: „daher auch achte ich, wir Deutschen Gott eben mit dem Namen von Alters her nennen (feiner und artiger denn keine andere Sprache) nach dem Wortlin gut, als der ein ewiger Quellbrunn ist, der sich mit eitel Güte übergeußet, und von dem alles, was gut ist und heißet, ausfleußt.“

Luther betete selbst wie ein Kind, morgens und abends: „wenn ich mich lege, die zehen Gebot, das Vaterunser und danach einen Spruch oder zwene; denke denselben etwas nach und schlafe also ein.“ Bisweilen aber erhebt sich sein Bitten gen Himmel wie ein Sturm. Dann ist er gewiß, wie Jakob den Engel, Gott bezwungen zu haben durch sein Wort: „ich habe, schreibt er von der Koburg dem zagenden Melanchthon nach Augsburg, für dich gebetet und das Amen gefühlt in meinem Herzen.“ Wie ein Kind stellte er sich auch die heilige Geschichte vor. Jesus am liebsten im Kindesalter, in der Krippe und

*) Von diesem Edelmann hat Luther uns manchen Zug aufbewahrt. So tröstete er, als er 1537 in Schmalkalden dem Tode nahe schien, Melanchthon, der fassungslos an seinem Bett stand, mit den Worten: „Hans Löser pflegt zu sagen, es sei keine Kunst gut Bier trinken, aber sauer Bier trinken sei eine Kunst: so denket nun, ich müsse mich in dieser Kunst üben: haben wir Gutes empfangen von der Hand des Herrn, und sollten das Böse nicht auch annehmen? Wie's dem Herrn gefällt, so ist's geschehen. Der Name des Herrn sei gelobt.“

an der Mutter Brust; oder wie der Herr als Knabe den Eltern das Essen auf den Holzplatz trägt: „Jesuchen", spricht die Mutter, „wo bist du so lange gewesen?"; wie er dann groß geworden, und als Zimmerknecht dem Vater geholfen und an allem Glück der Seinen Teil genommen habe: „Ach wie gerne wollt' ich bei dem Herrn Christo gewesen sein, wenn er einmal fröhlich gewest ist!" Auch die Mutter Maria kam ihm gern in die Gedanken: „sie ist ein feines Mädchen gewesen; sie muß eine gute Stimme gehabt haben." Und nicht anders riet er die tragischen und schreckensvollen Momente der heiligen Überlieferung anzusehen: so wie man sie zu malen pflege: Christus auf der Höllenfahrt mit der Fahne in der Hand, wie er die höllische Pforte durchstoße. Die Seligkeit hing dem Reformator ja nicht an diesen Bildern: aber seine Phantasie erquickte sich daran, solche Vorstellungen menschlich näher zu bringen, welche, wenn er sie ernst nehmen wolle, „gar weit über und außer diesem Leben seien"; und er warnte, sich darüber „hohe unverständliche" Gedanken zu machen. Lieber noch malt er sich die Wonnen des Paradieses aus: „da werden wir auch Gottes Werke und Geschenke recht erkennen. Ja, da wollen wir denn Vöglein mit schönen hellen Augen selber machen."

Denn er lebte und webte in der wunderreichen Schönheit und Majestät, welche Gott in der Natur offenbart. Wie er die Schrift einmal einem sehr großen weiten Walde mit allerlei Bäumen vergleicht, davon man vielerlei Obst und Früchte brechen könne: „es wäre kein Baum in diesem Walde, daran er nicht geklopft und ein paar Äpfel oder Birnen davon gebrochen und abgeschüttelt habe," so las er auch in der Natur, was ihm seine „Biblia" offenbarte: „reichen Trost, Lehre, Unterricht, Vermahnung, Warnung, Verheißung und Dräuung und so fort." Fuhr er in der Kirschenzeit mit seinen Jungen nach der Lochau zum Pfarrer Stiefel, so ging es singend und jauchzend durch Wald und Flur. Kam ein Regen, so hieß es: „jetzt giebt uns Gott viel hunderttausend Gulden wert, jetzt regnet's Weizen, Haber, Gerste, Wein, Kraut, Zwiebeln, Gras, Milch." Beim Anblick der Herden auf dem Felde: „da gehen unsere Prediger, die Milchträger, Butterträger, Käseträger, Wolleträger, die uns täglich predigen, daß wir Gott als unserm Vater vertrauen sollen." Mit einer Rose in der Hand: „wenn ein Mensch vermöchte eine einige Rose zu machen, sollte man ihm ein Himmelreich schenken"; „wahrlich, wer kann ausdenken, wie Gott aus dem dürren Erdreich so mancherlei

Blümlein schaffet, von so schönen Farben und so lieblichem Geruch, die kein Maler noch Apotheker machen könnte.“ Vor den Äpfeln auf dem Tisch: „Adam und Eva werden viel besseres Obst gehabt haben, unseres sind eitel Holzäpfel dagegen.“ Mit dem Psalmwort begrüßt der Reformator die Sonne: „Sie freuet sich wie ein Held zu laufen den Weg.“ „Der Hund ist das treueste Tier und wäre hochgeschätzt, wenn es nicht so gemein wäre.“ „Das Bienlein ist so ein zart heikel Tierlein, kann keinen Stank leiden, macht so reinliche Arbeit, hält so eine stattliche Polizei, behütet seinen König und folget ihm“: so sollen auch wir dem Könige ohne Stachel, Christus nachfolgen. Da ein Amtsbruder zur Frühlingszeit über die Lasten seines Amtes klagt, verweist Luther ihn auf das Veilchen: „sein Duft mahnt uns, wie wir mit dem Evangelium die Gemeinde erfüllen sollen, sein Kleid trägt die Farbe der Leiden, das Gold im Innern bedeutet den nie welkenden Glauben.“ Und ist der Mai in aller seiner Pracht gekommen: „ach“, ruft er aus, „daß wir Gott recht vertrauen könnten! Was wird doch in jenem Leben werden, so Gott solche Lust kann anzeigen in dieser unserer Pilgerschaft!“

Wohin wir nur immer blicken, im kleinen wie im großen ist es dieselbe gläubige, herzensgute, mannhafte, in sich zusammengefaßte Persönlichkeit.

Die Landeskirche.

Und so dürfen wir auch nicht mehr denen Recht geben, welche von einem tiefgehenden Riß in den Grundanschauungen des Reformators seit dem Bauernkriege, sei es nach dieser oder jener Seite, reden. Wie Luther die Schrift gegen Erasmus, welche wie keine andere an die innersten Geheimnisse seines religiösen Lebens rührte, erst im Dezember 1525 herausgab, so hielt er auch an seinen Grundsätzen über die kirchlichen Formen durchaus fest. Wenige Wochen später erschien die „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes, zu Wittemberg fürgenommen 1526“, mit dem ausdrücklichen Zweck, andern Gemeinden als Vorbild zu dienen. Aber gleich die ersten Worte der Vorrede lauten nach alter Weise: „Vor allen Dingen will ich gar freundlich gebeten haben, auch um Gottes willen, alle diejenigen, so diese unser Ordnunge im Gottesdienst sehen oder nachfolgen wöllen, daß sie ja kein

nöthig Gesetz draus machen noch jemands Gewissen damit verstricken oder fahen, sondern der christlichen Freiheit nach ihres Gefallens brauchen, wie, wo, wenn und wie lange es die Sachen schicken und fordern." Nach wie vor sind ihm alle gottesdienstlichen Ordnungen bloße Schöpfeimer, um den Quell des Gotteswortes rein und voll aufzufangen: „es steht und gilt keine Ordnung von ihr selbst etwas, wie bisher die päpstlichen Ordnungen geachtet sind gewesen, sondern aller Ordnung Leben, Würde, Kraft und Tugend ist der rechte Brauch: sonst gilt und taugt sie garnichts." Luther behauptete noch immer die Möglichkeit, ohne alle „Gebärden" Gott zu dienen, und wiederholte den Wunsch nach Vereinfachung der liturgischen Formen, Abstoßung der papistischen Gebräuche, nach der Sammlung einer Abendmahlsgemeinde mit Bann und Kirchensteuer. Aber er sah freilich schärfer als früher — und hierin liegt die Fortbildung —, daß solche Ideale der Wirklichkeit nicht entsprächen und deshalb für bessere Zeiten zu verschieben und allmählich anzubahnen wären. Denn um „der Einfältigen und des jungen Volkes" willen müsse man ja überhaupt lesen, singen, predigen, schreiben und dichten: „und wo es hülflich und forderlich dazu wäre, wollt ich lassen mit allen Glocken dazu läuten oder mit allen Orgeln pfeifen und alles klingen lassen, was klingen kunnte." „Und wenn ich's vermöcht und die griechische und ebräische Sprache wäre uns so gemein als die lateinische und hätte so viel feiner Musica und Gesangs als die lateinische hat, so sollte man einen Sonntag um den andern in allen vieren Sprachen, Deutsch, Lateinisch, Griechisch, Ebräisch Messe halten, singen und lesen."

Da das ja nun aber nicht anging, mußte der Reformator sich mit der Muttersprache begnügen, denn durch die Ohren muß doch eben das Wort in die Herzen dringen. Er beseitigte daher die lateinischen Texte so gut wie ganz und schuf sie zu deutschen Wechselgesängen zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde um. Auch die Melodien waren zum guten Teil sein Werk.

Diese Neuerung war zugleich ein Sieg der Stadtgemeinde über die Stiftsherren, welche jetzt ihren täglichen Gottesdienst ganz aufgeben und in der Pfarrkirche kommunizieren mußten. Der neue Landesherr, Herzog Johann, Luthers alter Freund, hatte die neutrale Haltung seines Bruders aufgegeben und unterstützte mit Nachdruck die Reformation: am 23. September wurde nach Spalatins Ausdruck „der ganze Papst aus der Schloßkirche herausgeworfen." Ein fürstliches Rundschreiben befahl allen Priestern im ganzen

Lande, das wüste Leben aufzugeben, das Evangelium zu predigen und die Sakramente gemäß ihrer Einsetzung durch Christus zu verwalten.

War das nun aber nicht eine offenkundige Verletzung der These Luthers, daß die Andersgläubigen nur durch das Wort, nicht mit Gewalt zu überwinden seien?

Halten wir zunächst daran fest, daß Luther den Staat oder, wie wir bei ihm nur sagen dürfen, die christliche Obrigkeit, das Regiment stets als eine in Gott gebundene Ordnung ansah: eine Kreatur Gottes, dessen Namen sie heiligen soll, in dem sie allein Lebenskraft hat. Eine Regierung, welche losgelöst von jeder Rücksicht auf die ewigen Gebote gleichgültig gegen die unter ihr lebenden Religionsgemeinschaften gewesen wäre, würde Luther verabscheut haben. Wenn er die Staatsidee des Islam, die kriegerische Ausbreitung der Religion, mit der ihm daher die Politik des römischen Antichrist verwandt ist, als die rechte Teufelsstaatsform bezeichnet, so ist ihm jene erste Staatsordnung als die heidnische, „epikurische" kaum weniger verhaßt.

Nun wissen wir ferner, daß nach Luthers Auffassung das göttliche Wort in der Schrift und den Sakramenten voll enthalten ist. Die Aufstellung von Predigern, welche jene auslegen und diese spenden, ist daher das beste Mittel, Gottes Wort in der Welt auszubreiten, und jeder rechte Christ sollte es seine nächste Sorge sein lassen, für solche Amtleute am göttlichen Wort zu sorgen. Ist die Obrigkeit zunächst auch nur dazu berufen, das Schwert zu führen, so hat sie doch, sobald sie den rechten Glauben besitzt, dieselben Christenpflichten wie jeder andere: sie soll also das Wort Gottes bekennen, nach ihren Kräften ihm eine Öffnung machen, die offenbare Lästerung des göttlichen Namens verhindern, den antichristischen Greueln, welche den Zugang zum Evangelium hemmen, ihren Schutz entziehen: d. h. zu deutsch, die Bischöfe, Priester und Mönche, welche an den alten Gebräuchen hängen oder gar für sie werben, aus ihren Einkünften oder aus dem Lande selbst bringen. Die Gebundenheit der religiösen Idee Luthers in der Schrift und den Sakramenten findet mithin einen kongruenten Ausdruck in der konfessionellen Gestaltung des Staates. Sein erster Gedanke war gewesen, daß die Hierarchie vielleicht aus sich heraus zu den evangelischen Formen kommen werde. Nachdem er hier auf grundsätzliche Feindschaft gestoßen, hatte er sein Vertrauen auf den Laienstand gesetzt, „vornehmlich deutscher Nation." Von der Gesamtheit

des Reiches verworfen, hatte er doch eine Zeit lang hoffen wollen, durch freies Wirken seiner Lehre die gemeinsamen evangelischen Ordnungen erstehen zu sehen. Aber auch hier war Enttäuschung über Enttäuschung die Folge gewesen. Nun beschränkte er sich darauf, die Staatsgewalten in seiner Heimat auf das Wort Gottes zu stellen: nicht in dem deutschen Staat, aber in Staaten für deutsche Menschen fand sein Evangelium eine Unterkunft; wie ja schon die Klosterreform des Andreas Proles durch den Ahnherrn des Kurfürsten gestützt worden war.

Bei aller Beschränkung, die hierdurch unvermeidlich wurde, springt der Unterschied der lutherischen Staatsform gegen die katholische in die Augen. Nur die öffentliche Ordnung bindet Luther an die Konfession, nicht die Seelen unmittelbar. Und die Regenten selbst sind ihm nur eben als Christen zu Pflanzung des Evangelium verpflichtet; je höher ihre Stellung, um so schwerer ihre Verantwortlichkeit. Sie schaffen damit erst den rechten Grund, auf dem der selige Kampf jedes Christenmenschen um die Gnade beginnen kann. Sie öffnen in der Predigt und den Sakramenten die Thore, durch welche ihre Unterthanen zum Himmel eingehen können. Ob diese hineinkommen oder draußen bleiben wollen, ist ihre Sache: in jedem Moment sind sie geladen; verschmähen sie das Wort, gehen sie unwürdig zum Tisch des Herrn, so wird dessen Strafe nicht ausbleiben. Und wenn für Luther in der Schrift der Vollgehalt des göttlichen Willens umschlossen ist, muß doch „ein jeglicher darum dem Evangelium glauben, daß es Gottes Wort ist und daß er inwendig befinde, daß es Wahrheit sei." Wie sehr sich daher auch der christliche Freiheitsbegriff Luthers, seiner früheren Hoffnung zuwider, in der Landeskirche gleichsam verkapseln mochte, blieb er doch in ihr lebendig, als der Funke im Stein. Die Zeit mochte kommen, wo die Gesellschaft, indem sie sich ohne solche Schranken und Hebel mit dem Ewigen vereinigt wußte, auch andere religiöse Lebensordnungen in ihrem Umkreise tolerieren konnte — eine Entwickelung, welche für den Katholizismus, der jedes Einzelleben in allen seinen Regungen an die hierarchischen Ordnungen fesselt, in alle Ewigkeit unmöglich ist.

Dennoch bleibt für Luther jede kirchliche Organisation nur das Mittel zum Zweck. Gäbe es in der Welt lauter vollkommene Christen, so brauchte man weder einen Staat noch eine äußere Kirche. Jener ist notwendig, weil die Menschen nicht ohne die Ruten zu regieren sind: diese, weil sie alle im Worte Gottes

schwach sind. Nur vorbereiten zum Ringen nach der Ewigkeit will der Reformator die Seelen, nur sie retten, nicht beherrschen: zur seligen Freiheit der Kinder Gottes will er sie erziehen.

Und überschauen wir dann das Arbeitsfeld, auf welches Luther nach der Revolution sich gestellt sah: den hartnäckigen Widerstand vieler Vertreter der alten Kirche, die Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit bei Hof, die Selbstsucht des Adels und der Beamten, die sittliche Verderbtheit der fessellos gewordenen Pfarrer, die religiöse Stumpfheit der Bauern, die ungestillte revolutionäre Gärung; blicken wir zugleich auf die Gefahren, welche ringsum sich türmten, von Herzog Georg und andern altgläubigen Nachbaren her und von der immer näher drohenden Gewalt des Kaisers — so müssen wir aufs neue erstaunen über die Kraft, Geduld, Treue und Klugheit, womit der Reformator allen Hemmungen begegnet ist.

Ein Haupthebel wurde für ihn die Visitation der Kirchen, wie sie als Amt der Bischöfe kirchliches Gesetz gewesen, aber meist in Verfall geraten war: jetzt lieh der Fürst als „Notbischof" im ganzen Umkreis seiner Gewalt dazu den Arm. Der Gedanke, schon unter Friedrich dem Weisen besonders durch Hausmann angeregt und hier und da ausgeführt, drängte sich als gebieterische Notwendigkeit nach der Revolution heran. Die Wiederaufrichtung der Pfarreien und Schulen war das erste. Hand in Hand aber ging damit die Revision der sittlichen Führung und religiösen Haltung ihrer Inhaber. Nachdem 1526 mit zwei Ämtern eine Probe gemacht, ward im Sommer 1527 eine Visitation in ganz Thüringen vorgenommen. Melanchthon, der hinzugezogen war, stellte die dabei gemachten Erfahrungen zusammen und schuf so unter Luthers voller Billigung in dem „Visitatoren-Unterricht" die Grundlage, auf welcher fortan die Organisation der Landeskirche sich aufbaute. Im Herbst 1528 schritt man endlich zu der ersten Generalvisitation. Vier gemischte Kommissionen, Beamte und Geistliche, bereisten je einen Kreis. Luther selbst gehörte zu den Visitatoren des Kurkreises, dessen Hauptort eben Wittenberg war. Da traf er nun, wie er Spalatin schrieb, die kläglichsten Zustände: „die Bauern lernen nichts, wissen nichts, beten nichts und mißbrauchen allein ihre Freiheit, beichten nicht, kommunizieren nicht, als ob sie aller Religion bar wären: wie sie das Papsttum verachtet haben, verachten sie uns." Die Visitationsprotokolle bestätigen dies Urteil nur zu sehr: die Gebäude verfallen, Kirchen und Schulen leer, die Geistlichen ohne Einkünfte, religiös unwissend und gleichgültig, sittlich

verwildert, die Bauern borniert und aufsässig — so lauten in trauriger Monotonie die Berichte. Wo überhaupt Gottesdienst gehalten wurde, war meist die größte Verwirrung. Es gab Pfaffen, welche ihre Pfarrkinder nach Belieben auf evangelische oder päpstliche Manier bedienten. Einer, ein alter Mann, konnte sich auf das Vaterunser und den Glauben kaum besinnen, war aber ein im ganzen Lande begehrter Teufelsbanner. Andere betrieben neben der Seelsorge eine Schankwirtschaft. An Predigen war in vielen Gemeinden nicht zu denken; man gab den Pfarrern auf, Abschnitte aus den Evangelien oder der Postille Luthers abzulesen. Trunksucht, Hader, Unsittlichkeiten schlimmster Art fanden die Visitatoren auf Schritt und Tritt.

Da uns eine Moralstatistik über die religiös-sittlichen Zustände vor und nach der Reformation noch fehlt, läßt sich nicht sagen, wie viel von dieser Verwilderung aus der Zerstörung der alten Kirche gekommen ist. Doch lassen die Berichte nicht im Zweifel, daß die „Meßpfaffen“, die sich der neuen Ordnung am hartnäckigsten widersetzten, regelmäßig das wüsteste Leben führten.*)

Wie hätte Luther unter solchen Umständen noch an seine Abendmahlsgemeinde oder gar an die Wahl der Pfarrer durch die Gemeinde denken können! Nur im engen Anschluß an die staatliche Gewalt ließ sich etwas zu erreichen hoffen. „Wenn der Hof nicht für unsere Verfügungen einträte“, schreibt Melanchthon, „was wären sie anders als platonische Gesetze!“

Allmählich kam man doch vorwärts. Wenn auch nicht, wie anfangs beabsichtigt, jährlich, so doch in nicht langen Pausen wurden die Visitationen wiederholt und auf die abhängigen Herrschaften, ja auch auf die Stifter Meißen und Merseburg allem Widerstreben zum Trotz ausgedehnt. Die Renten und Zinsen wurden wieder beigebracht, die geistlichen Güter, zu deren Sequestration Kurfürst

---

*) Wie schonend, mit wie pädagogischem Takt Luther trotz des vielfach unleugbaren und unabwendbaren Zwanges verfuhr, zeigt u. a. ein Zug, den sein Biograph Mathesius aufbewahrt hat: Ein Bäuerlein muß das Glaubensbekenntnis von „Gott, dem Allmächtigen“ hersagen. Da der Reformator fragt, was „allmächtig“ heiße, antwortet es: „ich weß nicht.“ Worauf Luther: „ja, mein Mann, ich und alle Gelehrte wissen's auch nicht, was Gottes Kraft und Allmächtigkeit ist; glaube aber du in Einfalt, daß Gott dein lieber treuer Vater ist, der will, kann und weiß dir, deinem Weib und Kindern in allen Nöten zu helfen.“ In der schlichtesten Form wieder, wie überall, die Summe seiner Lehre: wie in jedem Thautropfen die Sonne blitzt.

Johann 1531 schritt, uneigennützig so wie Luther verlangt hatte, zur Aufrichtung und Dotierung von Pfarreien und Schulen gebraucht. Der letzte Rest der altkirchlichen Organisationen verschwand. Die neue Kirche schloß sich in Superintendenturen und Konsistorien fester zusammen. Um dem lange nachwirkenden Mangel an Geistlichen abzuhelfen, wurde auf Grund der Kirchengüter das Stipendiatenwesen an der Universität eingerichtet, welche überhaupt zu einem Centralorgan der Landeskirche wurde. Die Einsetzung der Pfarrer, bisher vielfach von den Amtleuten geübt, kam in die Hand des Kurfürsten.

Dahin führte eine Lehre, welche von allen nationalen und staatlichen Schranken absehend die universalste, weil persönlichste Tendenz verfolgt hatte: zur Abschließung und Machterhöhung des territorialen Staates innerhalb der Nation, aus deren tiefstem Empfinden sie geboren war. Denn von allem Anfang hatte sie die Macht gesucht, in deren Schutz allein sie gedeihen und Frucht schaffen konnte: da sie dieselbe nirgends fand als in dem Staat der Heimat, half sie um diesen die schirmenden Deiche errichten.

Und nun blieb für den Reformator die Aufgabe, das so gewonnene Land in einen Fruchtgarten des Evangelium zu verwandeln. Köstlich, der Inbegriff aller seiner Religion ist die Saat, welche er da mit nie ermüdender Hand ausgestreut hat: in neuen Kirchenliedern, im „Tauf- und Traubüchlein“ und in dem Großen und Kleinen Katechismus sprießt und blüht sie noch heute in unzerstörbarer Kraft und Schönheit.

Bald konnte er doch schon seine Freude an dem Wachstum äußern. Als Kurfürst Johann, der mit ernster Pflichttreue sein notgedrungenes Amt als Landesbischof führte, 1530 in Augsburg vor Kaiser und Reich für sein Werk einstehen mußte, tröstete ihn der Reformator damit, daß er ja so gute Pfarrer wie kein anderer Fürst habe: „die so treulich und rein lehren und so schönen Frieden helfen halten.“ „Es wächset jetzt daher die zart Jugend von Knäblin und Maidlin, mit dem Katechismo und Schrift so wohl zugericht, daß mir's in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblin und Maidlin mehr beten, gläuben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin und noch alle Stift, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können.“ Dies Kinderparadies habe Gott dem Herzog in den Schoß gepflanzt, zum Wahrzeichen, daß er ihm gnädig sei; „als sollt er sagen:

wohlan, lieber Herzog Hans, da befehl ich dir meinen edelsten Schatz, mein lustigs Paradeis, du sollt Vater über sie sein. Denn unter deinem Schutz und Regiment will ich sie haben und dir die Ehre thun, daß du mein Gartner und Pfleger sollt sein. — Sollichs ist ja gewißlich wahr."

Sechstes Kapitel.

Die Spaltung des Reiches (bis 1532).

Eine ähnliche Entwickelung beobachten wir nun aber in dem ganzen Umfange des Reiches, soweit die Obrigkeiten für das Evangelium gewonnen waren. Und selbst diejenigen, welche an dem alten Glauben fest hielten, schritten zu analogen Maßregeln, strafferer Zucht der Geistlichen, Einziehung der Stiftsgüter, Abschließung der geistlichen Jurisdiktion gegen die Nachbaren; auch sie erhöhten die eigene Macht, indem sie Roms Kirche schützten. Wenn vor der Revolution noch alles im Schwanken gewesen war, Regiment und Reichstage sogar eine Vereinigung der Gegensätze versucht hatten, sah sich seit dem Sommer 1525 jede Regierung vor die Entscheidung geführt, wo sie fortan stehen sollte. Niemand war in der Wahl völlig frei. Das Evangelium selbst war gebunden, hundertfach mißgedeutet und entstellt; alle Interessen, alle Leidenschaften, welche in der Nation durcheinander wirbelten, waren von ihm berührt und zogen es in ihre Kreise. Diese Lehre, deren Energie in der Scheidung der geistlichen von der weltlichen Sphäre gipfelte, war nun doch eine Macht im politischen Leben geworden, wie andere Gedanken auch, ein Faktor, mit dem die Machthaber rechnen mußten, mochten sie zunächst persönlich gesinnt sein, wie sie wollten.

Die Anarchie hatten sie fast alle Seite an Seite bekämpft. Noch im Feldlager aber nahmen sie gegen einander Stellung. Vergebens suchte Herzog Georg seine Bundesgenossen Hessen und Kursachsen vor Mühlhausen angesichts der Richtstätte Münzers zu einer Erklärung gegen Luther fortzureißen. Philipp und Johann vereinigten sich vielmehr mit andern Fürsten in dem Gedanken, für die evangelischen Ordnungen gemeinsam einzustehen. Eben die Haltung

des feindlichen Vetters veranlaßte den Kurfürsten im Herbst zu jenen einschneidenden kirchlichen Reformen. Ein ähnliche Gruppierung bildete sich am Oberrhein unter Vortritt von Straßburg, dessen versöhnliche und doch feste Haltung weithin beschwichtigend wirkte. Mit ihrem Bischof Wilhelm, Markgraf Philipp von Baden und Graf Wilhelm von Fürstenberg vereinigt erklärte die Stadt „dem römischen Haufen zuwider" das Evangelium fördern und seinen Schutz durch das Reich anstreben zu wollen. Um so eifriger war Herzog Georg, seine Partei zusammenzuhalten: schon im Juni schloß er mit den Braunschweigern und den brandenburgischen Brüdern zu Dessau ein Defensivbündnis gegen den „Mißverstand des Evangelium" durch die Lutherischen als die „Wurzel des Bauernkrieges." In Oberdeutschland hielt Baiern den Schwäbischen Bund in den katholischen Bahnen fest; und so weit sich die habsburgische Macht erstreckte, d. h. zwischen Alpen und Donau und darüber hinaus zum Oberrhein bis Lothringen hin fanden alle reaktionären Elemente Schutz und Förderung. Der Kaiser selbst war noch immer durch die spanischen Unruhen gefesselt, aber der große Sieg von Pavia, der ihn zum Herrn Italiens und König Franz zu seinem Gefangenen machte, stellte ihm schon die Möglichkeit vor Augen, gegen Ketzer und Türken den katholischen Glauben und die Monarchie wieder aufzurichten.

So entfernt dies Gewitter war, blieb es im Reich doch nicht ohne tiefe Nachwirkung. Das Ausschreiben, in dem Karl, offenbar unter dem Eindruck jenes Triumphes, am 25. Mai die Stände nach Augsburg auf den 1. Oktober einlud, bewirkte durch die Schroffheit, womit es das Wormser Edikt und die Ausrottung der Ketzerei betonte, wie nichts anderes die Parteibildungen, deren wir eben gedachten. Ging dann auch dieser Reichstag, der kaum besucht ward, ohne Entscheidung vorüber, so war die Lage doch um so gespannter, als die Stände im Mai 1526 in Speier zusammentraten. Kaiser Karl, der durch den Frieden von Madrid freie Hand zu haben glaubte, hatte sich aufs neue gegen die „unevangelische, verdammte, ketzerische Lehre Martin Luthers" erklärt; und seine Kommissarien traten anfangs mit einer Schroffheit auf, die das Schlimmste befürchten ließ. Indes führte die Gefahr auch die evangelisch Gesinnnten enger zusammen. Hier zuerst kam es zu persönlichen Eröffnungen des jungen Landgrafen von Hessen gegen die Vertreter der fünf großen oberdeutschen Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm und Frankfurt, welche auf einen evangeli-

schen Sonderbund gegen die katholische Majorität im Reich ausgingen. Wahrscheinlich der neue große Umschwung in der außerdeutschen Politik Karls V. hat es dann bewirkt, daß der Reichstag friedlicher endigte als er begonnen hatte. Noch im Gefängnis hatte Franz I. beschlossen, den Krieg zu erneuern. Kaum war er befreit, so hatte er den Eid gebrochen, den er dem Kaiser geschworen. Papst Clemens VII., der ihn dafür segnete, war selbst an die Spitze der großen Koalition getreten, welche Karl V. um die Früchte seines Sieges bringen sollte. Da hätte dieser aber nicht mehr daran denken dürfen, sich die evangelischen Stände zu Feinden zu machen; ohne die Kräfte des Reiches war an einen Sieg nicht zu denken; und so kam es in Speier zu jenem denkwürdigen Abschied, der jedem Stand erlaubte, inbezug auf das Wormser Edikt „so leben, regieren und es halten zu wollen, wie er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue.“ Nicht jedem einzelnen, aber jeder Regierung gab das Reich die Erlaubnis, sich zu Gott so zu stellen, wie sie es vor ihm und dem Kaiser verantworten mochte: d. h. es verzichtete auf die nationale Regelung der kirchlichen Frage; es sanktionierte die landeskirchliche Entwickelung, zu der seit der Revolution alles hindrängte, ohne doch, wie noch in Nürnberg, diese Erklärung seiner Ohnmacht mit dem kaiserlichen Namen zu decken.

Unmittelbare Folge mußte sein, daß die Isolierten in größeren Verbänden den Schutz suchten, welchen das Reich nicht mehr bieten wollte, daß also die Parteien immer schärfer auseinander traten.

Dies führte bei den Evangelischen zur Aussonderung dreier Richtungen, deren Ursprünge sich gleichfalls bis in den Bauernkrieg zurückverfolgen lassen. Im Norden wurden Kursachsen und Hessen Mittelpunkt einer Gruppe von Fürsten, zu denen besonders die Mansfelder und Lüneburger sich rechneten, und die in den Verbündeten von Dessau ihre Hauptgegner sahen. Während hier die lutherisch gesinnten Städte, die meist noch im Hansabunde ihre Sicherheit suchten, sich zurückhielten, traten in Oberdeutschland fast nur die Reichsstädte, und zwar zunächst jene 5 großen Kommunen für den Gedanken eines evangelischen Bundes ein. Wohl waren sich die Stadtherren bewußt, wie starke Interessen die Bürgerschaften gegen die Fürsten zusammenbanden, und es war ihr eifriges Bemühen, die Gesamtheit der Reichsstädte auf das Evangelium zu verpflichten; aber mehr und mehr drängte sich ihnen die Überzeugung auf, daß sie doch einmal gezwungen sein würden, der kirchlichen

Frage zugut die althistorische Verbindung zu durchbrechen. Hatte in den Alpen die Ausbildung der Eidgenossenschaft zu ihrer Trennung vom Reich geführt, so band das evangelische Interesse seine Anhänger auch hier wieder an die Nachbaren in Oberdeutschland, und um so enger, je hartnäckiger die Waldkantone den Katholizismus um jeden Preis als Grundgesetz des Bundes zu behaupten suchten. Auch in der Schweiz erfolgte die Krisis unter dem Druck der Revolution im Herbst 1525. Zunächst bildete sich, vor allem unter Einwirkung Zürichs, das sich seit 1523 von der Hierarchie losgerissen hatte, ein evangelischer Sonderbund, ein „Burgrecht", dessen vornehmste Glieder neben Zürich Bern, Basel und St. Gallen wurden. Daneben gingen die Versuche, die städtischen Republiken im Oberland hinüberzuziehen.

Wie stark die Spannung durch diese sich kreuzenden Bewegungen geworden war, zeigte sich im Frühling 1528, als Kursachsen und Hessen drauf und dran waren, die Bischöfe von Würzburg und Mainz zu überfallen; nur weil ein frecher Betrüger, der herzoglich-sächsische Rat Otto von Pack dem hitzigen jungen Landgrafen durch eine gefälschte Urkunde eingebildet hatte, daß die Gegner mit einem vernichtenden Angriff auf die Evangelischen umgingen. Noch aber war alles unentschieden, als der Kaiser die Stände von neuem nach Speier auf den 21. Februar einlud. Eine Reihe unerhörter kriegerischer Erfolge und Schicksalsschläge hatte ihn seit 1526 erst recht zum Herren Italiens gemacht. Den Papst hatte die fürchterliche Verwüstung Roms durch Bourbons zügellose Söldnerrotten, König Franz die Vernichtung seiner stolzen Armee unter den Mauern Neapels gebeugt. Obgleich der Friede noch nicht ausgerufen war, als der Reichstag eröffnet wurde, machte sich doch die große Wendung in den Verhandlungen sofort bemerkbar. Niemals waren die Altgläubigen geschlossener und schroffer aufgetreten. Unter Erzherzog Ferdinand, der seit zwei Jahren die böhmische und ungarische Krone trug und seine Absichten auf die römische Königskrone kaum noch verhüllte, faßten sie den Beschluß, keine kirchlichen Neuerungen mehr zu dulden, und brachten ihn trotz allen Widerstrebens der Minderheit in den Abschied.

Da zeigte es sich jedoch, welche Kraft das Evangelium in dem politischen Leben der Nation geworden war. Das altgewohnte Band der städtischen Interessengemeinschaft zerriß; feste Freundschaften zwischen den Fürsten lösten sich; die Sachsen unterdrückten ihre Abneigung gegen die zwinglische Richtung und gaben dem

Gedanken einer Ausgleichung Raum: mächtig schwoll die Majorität durch den Übertritt der Schwankenden und Verzagten an, aber um so enger hielt die Minorität, welche dem Evangelium treu bleiben wollte, zusammen: 5 Fürsten und 14 oberdeutsche Reichsstädte, darunter das eidgenössische St. Gallen, schritten zu der Protestation gegen den Majoritätsbeschluß, welche der neuen Kirche den gemeinsamen Namen gegeben hat; Philipp der Großmüthige gewann die evangelischen Theologen für den Gedanken eines Gespräches zur Beilegung der Differenzen, und in denselben Tagen schlossen Sachsen und Hessen mit Nürnberg, Ulm und Straßburg eine „sonderlich geheime Verständnis", das Wort Gottes gegen jeden Angriff, und komme er von der Reichsregierung selbst, zu verteidigen.

Wir haben damit den politischen Untergrund kennen gelernt, auf dem der Sakramentsstreit zwischen Luther und Zwingli allein verständlich wird.

Luther hatte, wie wir bemerkten, mit seiner Auffassung vom Abendmahl durchaus nicht einen Rückfall in die katholische Auffassung beabsichtigt, sondern gerade den stärksten Beweis für das persönliche Verhältnis des Menschen zu Gott darin erblicken wollen. Weil er sah, daß Karlstadt auf eine aus sich heraus wirkende Erhebung der Seele hindrängte, also auf die Willens- und Vernunftkräfte der Kreatur Nachdruck legte, stellte er sich gleichsam mit beiden Füßen auf den Wortverstand des Textes. Denn ihn packte die Angst, daß sonst dies Gnadenthor, welches Gott der Seele gerade in ihrem peinvollsten Ringen öffne, versperrt würde; die Majestät Gottes, welcher alles in allem wirke, wollte er gegen diese neue Werkgerechtigkeit verteidigen. In wahrhaft großartiger Fülle strömen ihm die Gedanken zu, wenn er gegen Zwingli die Allmacht, Einheit, Allgegenwärtigkeit des Herren darstellt, der unbegreiflich ist und unermeßlich, außer und über allem, das da ist und sein kann, der keine Amtleute ausschickt, um zu schaffen und zu erhalten, sondern allerorten selbst wirken und dabei sein muß, in jeglicher Kreatur, um und um, durch und durch, unten und oben. Es war ein völliges Misverständnis, wenn Zwingli Luthern vorwarf, daß er den „Accidentien", dem Brod und Wein die rechtfertigende Kraft zuschreibe, wenn er ihn mit seinem „Fleischfressen" und dem „eingebrodeten Gott" höhnte, und ein durch nichts gerechtfertigter Übermut, wenn er ihn der Sehnsucht nach den „papistischen Fleischtöpfen" beschuldigte. Er verstand garnicht die Seelenangst

seines Gegners, der den Sakramentierern wünschen wollte, daß sie nur eine Viertelstunde erfahren möchten, was sein armes Herz leide; so würden sie gewiß zu ihm bekehrt sein. Andererseits traf es doch auch Luther nicht recht, wenn er diesen großen Gegner mit den Schwärmern zusammenwarf. Vielmehr stimmten beide in dem Grundproblem wesentlich überein. Spekulativ hat Zwingli die Gedanken von der Buße als dem Lebenskampf, von der Verzweiflung an den guten Werken und der Rechtfertigung durch die Gnade Gottes ganz so durchgeführt, wie Luther. Und dennoch giebt es Gründe genug, um es vollauf zu erklären, daß Luther die Hand des Züricher Reformators in Marburg zurückstieß.

Wir müssen uns Zwingli stets unter seinen Bürgern und Bauern, in seiner „Kilchhöre", seinem Kirchspiel von Zürich, das er mit Hülfe des Evangelium groß machen will, vorstellen: wie er in den Zunftstuben über den Hochmut der Pfaffen und der Geschlechter schilt, oder im Rat, aus dem er die Gegner verdrängt hat, die kirchlich-politischen Pläne entwickelt, mit denen er die ganze Welt umschließen will und deren Mittelpunkt doch immer Zürich bleibt. Die Hellebarde auf der Schulter zog er als Feldprediger mit den Landgenossen über die Alpen ins Wälschland oder über den nächsten Paß der heimischen Berge gegen die verhaßten Bauern in den Waldkantonen. Auf der Kanzel griff er seine Widersacher unverblümt an, den und den, wie sie da saßen: „nimm' dich's nicht an, lieber Mann", setzte er dann wohl hinzu, aber jedermann wußte, wie persönlich er es meinte. So bildete der weltkundige und weltfrohe Mann, der humanistisch-gebildete Leutpriester, der niemals das Kloster gesucht hatte, sein System aus in lebendiger Wechselwirkung mit dem Gemeinwesen, dem er diente. Die Lehren der heiligen Schrift, das Studium der Antike gewannen ihm Leben und Bedeutung unmittelbar für den Züricher Staat. Luther hat kaum in dem Augenblick der Entscheidung vor dem Wormser Reichstage gewagt, den Namen eines Propheten in Anspruch zu nehmen: Zwingli stellte es ausdrücklich als die Aufgabe des Predigers hin, gleich den Propheten des alten Bundes die Laster zu strafen, gleich einem Demosthenes das Volk und die Freiheit gegen die Tyrannen zu verteidigen. Seine Theorien, scheinbar konsequenter als die Luthers, nehmen doch stets Rücksicht auf die Züricher Verhältnisse; in allen seinen Abstraktionen von der theokratischen Stellung des Predigers, von der kommunalen Ordnung des Gottesdienstes und der Kirche verrät sich stets ein gut Stück eidgenössischer Beschränktheit.

Innerhalb dieser Grenzen trat er mit ganzem Nachdruck, unerschrocken, unablässig, mit vollem sittlichen Ernst für seine Aufgabe ein; es war sein Glaube, an dem er selbstlos und selbstvergessen hing; wie ein Held ist er für ihn auf dem Schlachtfelde gefallen. Aber die Universalität eines reformatorischen Wirkens, das sich an keine gesellige oder staatliche Ordnung als an eine notwendige Form binden lassen will, kannte er nicht, weil er eben niemals den Kampf um die Seligkeit so individuell aufgefaßt und so an sich selbst empfunden hat, wie der deutsche Reformator.

Auch Luther hatte ja gegenüber der stillen Messe den kommunalen Charakter des Abendmahls betont. Dennoch aber dachte er dabei stets an eine Anzahl von Einzelseelen, welche jede für sich im Empfang des Brotes und Kelches der göttlichen Gnade gewiß werden: Zwingli hingegen legte auch hier den Nachdruck auf die Gemeinde, die sich in dem Genuß zusammenfindet und eins fühlt; und so fanden seine kirchlich-politischen Bestrebungen in der Abendmahlsfeier ihren eigentümlichsten Ausdruck.

Er selbst war es, der hinter den jahrelangen Bemühungen der evangelischen Eidgenossen, die Reichsstädte zu sich hinüberzuziehen, stand: wie die Inseln Egyptens von den Fluten des Nils, so würden die Städte von der stets anschwellenden Macht der Fürsten umwogt; nur enges Zusammenhalten könne sie schützen. In seinem Zürich stand er höher als Demosthenes in Athen, fast wie ein Perikles da. Alle Fäden der inneren und äußeren Politik liefen in seiner Hand zusammen. Unermüdlich suchte er mit seinem Bekenntnis auch die Macht seines Bundes auszudehnen, sei es durch ein Burgrecht oder durch die Aufnahme in die Eidgenossenschaft selbst. Überall trieb er die Zünfte gegen die Geschlechter, sobald diese lutherisch oder katholisch waren. Die Prädikanten, welche es mit ihm hielten, waren seine politischen Agenten. Die alte eidgenössische Tradition, das alemannische Land „schwyzerisch" zu machen, verband Zwingli mit der kirchlichen Bewegung. Im Norden wie im Süden, am Comer und am Genfer See drängte er vorwärts; auf allen Seiten wollte er Vormauern aufführen, hinter denen die evangelische Eidgenossenschaft allen inneren und äußeren „Tyrannen" trotzen könne.

Da läßt sich seine Freude begreifen, als er nun im Mai 1529 aus Speier unmittelbar nach jenem Bündnis der evangelischen Reichsstände von einem Fürsten selbst, dem hessischen Landgrafen die Einladung erhielt, an der Beilegung des Sakramentstreites mitzuwirken, „damit das Bubenwerk der Papisten endlich einmal ver-

ändert werde.“ Mit überschwänglichen Worten pries er die Weisheit des jungen Fürsten, der die große Weltverwirrung lösen wolle. Äußerte er noch Bedenken, so geschah das nur mit Rücksicht auf seine Bürgerschaft, deren er bei seinen Plänen nicht ganz sicher war und denen er Philipps Antrag zunächst ganz verschwieg; er forderte diesen auf, fürs erste die Zusage der Wittenberger einzuholen und Zeit und Malstatt fest zu machen. Auch nachdem der Landgraf ihm geschrieben, daß seine Gegner die Einladung nach Marburg auf Michaelis angenommen hätten, machte er doch nur dem geheimen Stadtrat Mitteilung, und ritt schließlich, als auch dieser Schwierigkeiten machte, ohne Urlaub zu nehmen, von dannen; selbst seiner Frau entdeckte er erst von Basel aus das Ziel der Reise.

Unterdes war zwischen den Protestierenden von Speier bereits neue Entfremdung eingetreten. Noch auf der Heimreise sprach sich Melanchthon am Weimarer Hof gegen das Religionsgespräch und jedes Bündnis mit den Sakramentierern aus, das den Bruch mit dem Kaiser unheilbar machen werde. In Wittenberg ward er vor Angst und Aufregung fast krank. Er verwünschte seinen freundschaftlichen Verkehr mit den Straßburgern und vertiefte den Riß durch eine neue Schrift gegen ihre Auffassung. Eine Zerrüttung der Religion, die Umwälzung des ganzen Reiches schien ihm hereinzubrechen. „Meine inneren Schmerzen erdrücken mich,“ schrieb er einem Freunde, „meine Seele ist durch diese Gedanken so erschüttert, daß ich mir lieber den Tod wünsche als länger dies Elend zu ertragen.“

Dieser Haltung entsprach es, wenn die Tage in Rotach und Schwabach, wo die Vereinbarungen von Speier näher festgesetzt werden sollten, resultatlos verliefen. Man verschob den Abschluß bis in den Oktober, das hieß bis nach dem Colloquium von Marburg.

Und dabei hatte der Landgraf den Sachsen nicht einmal mitgeteilt, daß er auch das Haupt der Sakramentierer eingeladen habe. Man wird annehmen müssen, das, was allgemein bekannt war, sei auch nach Wittenberg gedrungen, aber officiell wußte und sprach man hier bis zuletzt nur von dem Gespräch mit Öcolampad und etlichen seiner Anhänger.

Auch Luther war durch die Speirer Beschlüsse aufs tiefste erregt worden. Aber nicht Menschenfurcht war es, was ihn erbeben machte. Er sträubte sich überhaupt gegen den Gedanken eines Bündnisses, „das nicht aus Gott, noch aus Treuen zu Gott geschieht, sondern aus menschlichem Witze und menschliche Hülfe allein

zu suchen, darauf zu trotzen," und viel mehr noch gegen die Verbindung mit den „mutwilligen Feinden Gottes", die „wider sein Wort und Sakrament streben." In all den Anschlägen und Gefahren sah er nur wieder das Toben und Wüten des alten bösen Feindes, der alle Künste, Tücke, Weise und Wege brauche, Tag und Nacht, und keinen Augenblick feire, um das Evangelium zu vertilgen. „Und denke nur niemand, daß er Friede haben werde, sondern hinansetzen müsse, was er auf Erden hat, Gut, Ehre, Haus und Hof, Weib und Kind, Leib und Leben." Das thue nun unserm Fleisch und alten Adam wehe; aber wenn wir nur still halten und beten, daß Gottes Wille geschehe, möge immer der Teufel mit allem seinem Anhang dawider rumoren, zürnen und toben: Gottes Wille wird unsere Mauer sein, daran sie anlaufen und zu scheitern gehen. „Den Trost und Trotz haben wir, daß des Teufels und aller unser Feinde Willen und Fürnehmen soll und muß untergehen und zunicht werden, wie stolz, sicher und gewaltig sie sich wissen: denn wo ihr Wille nicht gebrochen und gehindert würde, so künnt sein Reich auf Erden nicht bleiben noch sein Name geheiligt werden." So erklärte Luther die dritte Bitte des Vaterunser im Großen Katechismus, der eben damals die Presse verließ. So hallt es uns entgegen aus seinem 46. Psalm, dem Liede von der festen Burg, unserm Gott und seinem Wort, das den Fürsten dieser Welt fällen kann, wie sauer er sich stellen mag. In diese Sturmzeit werden wir wohl seinen Ursprung setzen müssen:

Nemen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin!
Sie haben's kein Gewinn.
Das Reich muß uns doch bleiben.

Der gewaltige Schlachtgesang des Protestantismus, er ist nichts anderes als eine Auslegung der dritten Bitte in dem Gebet, das der Herr gelehrt hat: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!"

Sollte aber Luther die zur Versöhnung gebotene Hand hinwegstoßen, die Gefahren, welche bei der Zersplitterung unvermeidlich waren, heraufbeschwören, den Landgrafen und die Oberländer den Sakramentierern in die Arme treiben, ohne eine Erklärung seines Glaubens zu geben? War es nicht vielmehr seine Pflicht, auch diesen Gegnern gegenüber das göttliche Wort zu bekennen? Es

war ja doch nur wieder eine Einladung, wie nach Worms. Der Kurfürst selbst trieb ihn, sie anzunehmen. Und so schrieb der Reformator dem Landgrafen am 23. Juni, daß er kommen werde, nur um den Feinden den Glimpf nicht zu lassen, als suchen sie allein den Frieden; denn das sei ihr ganzer Wille, der Satan hetze sie darauf: „Christus aber, unser Herr zertrete den Satan unter seine und unser aller Füße, Amen, Amen!"

In solcher Stimmung kam Luther mit einigen Freunden, darunter Melanchthon, am 30. September nach Marburg. Am Tage vorher waren auch die Gegner eingetroffen: aus Straßburg Bucer und Hedio, aus Basel Öcolampad; neben ihnen aber erblickten nun die Sachsen, wahrscheinlich doch ohne sonderlich überrascht zu sein, das Haupt der Sakramentierer, Ulrich Zwingli selbst.

Der Unterschied zwischen beiden Parteien zeigte sich gleich darin, daß die oberländischen Prädikanten von Ratsherren ihrer Stadtgemeinden begleitet waren. Denn vor allen für Zwingli sollte die religiöse Einigung Vorbedingung der politischen Kombinationen werden, in denen er lebte und webte, und die ganz kürzlich eine neue überraschende Wendung genommen hatten. Wir müssen uns erinnern, daß im Sommer dieses Jahres die Friedensschlüsse zustande kamen, welche den zweiten großen Krieg Karls beendigten: am 29. Juni der mit dem Papst in Barcelona, und einen Monat darauf in Cambrai der mit König Franz; in beiden aber war mit besonderem Nachdruck die Ausrottung der Häresie als gemeinsames Ziel der neuen Freundschaft hingestellt. Obgleich nun Zwingli von dem Wortlaut der Traktate wohl nichts wußte, blieb er über ihren Sinn doch nicht im Unklaren. Auf der Reise selbst, in Straßburg erhielt er Einsicht in eine Reihe authentischer Aktenstücke, welche die schwärzesten Anschläge der Reaktion, vor allem gegen die Schweizer und alle Städte enthüllten. Dazu nun ebendort die Nachricht, daß der Kaiser schon nach Italien übergefahren, mithin auf dem Wege nach Deutschland sei. Wir begreifen den Schrecken, der diese evangelischen Ratsherren und Prädikanten ergriff: in dem Moment, wo im eigenen Lager alles auseinander fiel, sahen sie die ganze katholische Welt sich zusammenschließen und zum Sturmangriff auf ihre paar Gemeinden rüsten. So war Zwingli nach Marburg gekommen, glühend vor Verlangen, die evangelischen Brüder, sei es mit oder ohne die Sachsen, zu sich hinüberzuziehen, damit dem Kaiser der Zugang zum Reich versperrt werde.

Keiner konnte eifriger sein, ihn darin zu fördern, als der junge Fürst, in dessen Schloß die feindlichen Gelehrten glänzende Aufnahme fanden. Denn Philipp von Hessen glaubte um so lieber an die Gefahr, welche der Züricher Reformator ihm ohne Zögern schilderte, als er seine besonderen Interessen in dem kommenden Sturm durchzubringen hoffte. Seit Jahren gewährte er Ulrich von Würtemberg Gastfreundschaft, in dankbarer Erinnerung an den alten Herzog, der ihn selbst einst an seinem Hofe auferzogen hatte, und beteiligte sich an allen Umtrieben, mit welchen der Verbannte nach seinem Lande trachtete. Und doch konnte er nicht wohl die norddeutschen Verwandten den Städtern zu Liebe aufgeben; sein ganzer Sinn mußte vielmehr darauf gerichtet sein, die Eintracht aller Evangelischen herzustellen.

Mit kluger Vorsicht brachte er am Freitag, den 1. Oktober, bevor noch die Prädikanten von Schwäbisch-Hall, Augsburg und Nürnberg angelangt waren, in einem vorbereitenden Gespräch Melanchthon mit Zwingli zusammen, während Luther es nur mit Öcolampad zu thun bekam. Ohne Schwierigkeit gab Zwingli über die Nebenpunkte Erklärungen ab, welche Melanchthon befriedigen mußten. Die beiden andern aber, welche über die Hauptfrage disputierten, stießen sofort auf unversöhnliche Widersprüche und vermochten sich nicht zu verständigen.

Am Sonnabend früh um 6 Uhr kam man zu dem Hauptgespräch zusammen, in dem Ostflügel des Schlosses, dem Wilhelmsbau, aus dessen Fenstern der Blick auf die alte Bergstadt und die schöne Wallfahrtskirche der fürstlichen Heiligen fällt, welche einst aus Luthers Heimat, von seiner Wartburg in das noch stille Waldthal hinübergekommen war, um in frommen Werken ihr sehnendes Leid zu stillen. Der Landgraf selbst war mit seinem Freunde zugegen: um sie die Herren vom Hof: neben den Prädikanten und den oberländischen Ratsherren sah man eine Anzahl vornehmer Gäste. Vor den Fürsten saßen an einem besonderen Tische die Colloquenten vom vorigen Tage, von denen heute die Hauptgegner selbst aneinander kamen. Aber die bewegliche Mahnung zur Eintracht, womit der hessische Kanzler Johann Feige die Verhandlung einleitete, fiel auf unfruchtbaren Boden. Auf beiden Seiten standen sich hier Überzeugungen entgegen, welche nicht weichen noch wanken wollten. Luther hatte das Wort, in dem sich die feindseligen Richtungen kreuzten: „das ist mein Leib“, vor sich mit Kreide auf den Tisch geschrieben. Er wisse, erklärte er gleich beim Beginn, daß die Wahr-

heit auf seiner Seite sei; zwar wolle er die Gegner anhören und widerlegen, aber von dem Buchstaben, dem man hier folgen müsse, werde er nicht weichen. Die Form des Gespräches war im ganzen freundlich. Wurden die Gegner einmal hitzig, so war der Landgraf rasch bei der Hand, sie zu beschwichtigen. Zwingli beteuerte wiederholt seinen Wunsch nach Eintracht; er bat den Gegner, und die Thränen kamen ihm dabei in die Augen, ihm seine Heftigkeit nicht anrechnen zu wollen, aber an ein Aufgeben seines Prinzipes dachte er so wenig wie Luther. Und dieser blieb stehen, wo er stand. Daß er auf das geistliche Genießen vollen Nachdruck lege, mußte ihm Zwingli zugeben; aber um so schroffer betonte er nun daneben das leibliche Empfangen. Die Allmacht Gottes und die Nichtigkeit des Menschen glaubte er nur so bewähren zu können: wolle es der Herr, so werde er auch Holzäpfel und Mist essen; denn er wisse dann, daß es ihm heilsam sei. Er hob die Sammetdecke, welche über den Tisch gebreitet war, auf und setzte den Finger auf das ‚est‘, welches da geschrieben stand. Trotzig, unerschütterlich verharrte er auf dem Buchstaben der Schrift.

So sprachen die beiden großen Gegner mit kurzen Unterbrechungen zwei volle Tage gegen einander, ohne sich nur eine Linie näher zu kommen. Es half nichts, daß der Landgraf beide noch einmal an seine Tafel zog, sie einzeln ermahnte und in kleinerem Kreise von neuem unterhandeln ließ; daß Martin Bucer in einem Vermittlungsbegriff die Eintracht zu begründen suchte; daß Zwingli selbst unter Thränen um die Bruderliebe und gegenseitige Zulassung zum Abendmahl bat: Luther wollte den Sakramentierern nur die Liebe gönnen, welche wir auch den Feinden schuldig sind. „Ihr habt einen andern Geist als wir“, warf er ihnen entgegen. Es wurden Artikel aufgesetzt, worin man die Einheit der Lehre erkannte, und zwar die Hauptsätze des Glaubens; als der einzige, über welchen man sich noch nicht verglichen, wurde die Frage von der leiblichen Gegenwart des Herrn im Abendmahl bezeichnet: aber in diesem Brennpunkt trafen eben alle Gegensätze zusammen. Ohne sich noch länger aufzuhalten, bereits am 4. Oktober verließen Luther und seine Freunde das gastliche Marburg.

Und nun dürfen wir nicht glauben, daß Zwingli mit seinen friedlichen Worten das, was man so evangelische Liebe nennt, habe bewähren wollen. Wenn er die Abendmahlsgemeinschaft von Luther erbat, so war zweifellos sein Hintergedanke, damit die schwankenden Gebiete, zunächst die oberdeutschen Kommunen zu sich hinüber zu

ziehen. Da er nun abgewiesen war, gab er doch nicht die Hoffnung auf, den Gegnern zum Trotz seine Auffassung und seine Kirchenform nördlich und südlich vom Main zur Geltung zu bringen. In denselben Tagen, wo er ihnen so dringend die Bruderhand bot, hat er hinter ihrem Rücken mit dem Landgrafen an politischen Plänen geschmiedet, welche sich von dem sächsischen Interesse wie von Luthers Ideenkreise aufs weiteste entfernten und den Fürsten ganz von den norddeutschen Freunden abzureißen drohten. Philipp entschloß sich, um den Gefahren, die vom Kaiser drohten, zu begegnen und Würtemberg seinem Freunde zurückzugewinnen, in Zwingli's Burgrecht einzutreten. Fast den ganzen Norden Deutschlands, Dänemark und Venedig hofften sie für den Bund zu gewinnen. Sie malten sich aus, wie dann alles ein Werk und Wille vom Meer herauf bis in die Schweiz sein und der Kaiser am Rhein nirgends einen Stützpunkt haben werde. Ihm würde es nicht anders sein, erklärte der Landgraf, als ob er selbst den Schweizern der nächste Nachbar wäre; so oft es not thäte, werde er kommen, an der Spitze von 5000 Reitern mit Geschütz und Proviant wolle er erscheinen.

Triumphierend kehrte Zwingli heim. Seinen Stadtherren berichtete er, Luther sei bei dem Colloquium von einer Meinung in die andere gefallen und habe sich wie ein Aal im Grase gewunden. Er setzte jetzt alles daran, die evangelischen Eidgenossen für seine und des Landgrafen Pläne zu gewinnen. Denn von Monat zu Monat sah er die Gefahr näher rücken. Nicht lange, so lag außer dem einen Florenz ganz Italien Karl V. zu Füßen. Am 24. Februar setzte Papst Clemens dem Herrscher, dessen Söldner Rom verwüstet hatten, in Bologna die kaiserliche Krone auf das Haupt. Von Savoyen, von Lothringen, von Frankreich her wurden drohende Anschläge auf die evangelischen Städte gemeldet. Schon rührten sich rings um Zürich die Edelleute und Söldnerführer, welche zu Habsburg hielten. Die im Sommer besiegten Waldkantone brannten darauf, ihrem unversöhnlichen Haß gegen die Ketzer von Zürich Luft zu machen. Dazu im evangelischen Lager, wohin man nur blickte, in der Eidgenossenschaft, in Zürich selbst Kleinmut und Zwiespalt. Das alles brachte Zwingli in eine fieberhafte Erregung. Ihm war es zweifellos, daß der Kaiser, sobald er Deutschland betreten habe, den Krieg beginnen werde. Nur die Sperrung der Alpen schien ihm die Gefahr abwenden zu können. Schon hatte er, während der Landgraf bei Dänemark warb, Venedig zum Kampfgenossen zu gewinnen

gesucht. Hier abgewiesen, faßte er den Gedanken, Frankreich in das Burgrecht zu bringen, den allerchristlichsten König als Schirmherrn der deutschen Freiheit und des Evangelium gegen Kaiser und Papst aufzurufen: ein Plan, bei dem man nicht weiß, worüber man mehr erstaunen soll, über die Kühnheit und prophetische Klarheit der Konzeption oder über seine Luftigkeit in dem Moment der Ausführung; denn er zieht die Grundlinien, auf dem sich alle Hugenottenbündnisse bewegt haben, und erschien doch den französischen Diplomaten, denen ihn Zwingli vorlegte, als ein solches Hirngespinst, daß sie ihn mit hellem Spott zurückwiesen.

Und während der Züricher Reformator seinen Traumbildern nachjagte, ward das Ausschreiben im Reich bekannt, worin der Kaiser die deutschen Stände zu einem neuen Reichstage nach Augsburg einlud, „um die Zwietracht hinzulegen, vergangene Irrsal unserm Heiland zu ergeben und ferner eines jeden Gutdünken, Opinion und Meinung in Liebe zu hören, zu erwägen, zu einer christlichen Wahrheit zu bringen, alles abzuthun, was zu beiden Seiten nicht recht ausgelegt worden“: ein Schriftstück, so friedeatmend, wie kein anderes je aus der kaiserlichen Kanzlei hervorgegangen war; die volle Rechtfertigung, wie es schien, der friedfertigen Haltung, welche die Sachsen beobachtet, der Zurückweisung, welche sie seit Marburg den Zwinglianern hatten zuteil werden lassen.

Auch Luther glaubte in den friedlichen Worten eine Bestätigung seines Satzes zu finden, daß Gott sein Wort ohne der Menschen Zuthun erhalten wolle. Die Wendung war ihm um so erwünschter, als er damit die Frage über die Zulässigkeit des Widerstandes gegen den Kaiser, sobald dieser in des Papstes Namen das Evangelium angreife, noch von sich abschieben konnte. Die Räte des Kurfürsten und die Juristen an der Universität neigten dahin, dieselbe zu bejahen; er aber wollte auch jetzt nicht zugeben, daß man der tyrannischen Obrigkeit widerstehen dürfe. Seine Mauer gegen alles Drohen der Welt blieb das Gebet: „Laßt uns nur beten, so werden die Pforten der Hölle nichts vermögen.“

Wir erkennen auch hierin einen tief greifenden Unterschied zwischen Luther und Zwingli. Dieser hatte das Recht des Widerstandes gegen die Obrigkeit zum Schutz des Evangelium von Anfang an ausdrücklich hervorgehoben; eine Gewalt, welche seiner Stadtgemeinde oder doch der Gesamtheit seiner eidgenössischen „Orter“ übergeordnet wäre, erkannte er überhaupt nicht an. Die Fortbildung des eidgenössischen Staatsbegriffes durch Zwingli liegt

darin, daß sein „Evangelium“ der Angelpunkt der eidgenössischen Politik wird, das Fundament, auf dem ihre Staatsgemeinschaft ruhen soll. Das Kaisertum aber, die „Monarchie“, wie sie sich in dem Habsburgischen Universalreich darstellte und an die hergebrachte Vorstellung von der lateinischen Christenheit geknüpft war, ward ihm geradezu, wie das Papsttum selbst, zum antichristlichen Gegenpol seiner auf dem Gemeindeprinzip ruhenden Kirche.

Auch von Luther dürfen wir niemals sagen, daß in ihm noch die Idee des mittelalterlichen Imperium, d. i. der monarchischen, an Rom gebundenen Schirmgewalt über die Christenheit und ihren Glauben lebendig gewesen wäre. Das wäre ja die Verleugnung seiner Lehre gewesen, welche gerade die Vermischung der geistlichen und weltlichen Sphäre aufheben wollte. Das Kaisertum war ihm eine weltliche Obrigkeit, wie andere auch, dazu berufen, das Schwert zum Schutz der Guten und zur Strafe der Bösen zu führen, eine Kreatur Gottes, aber nicht göttlichen Wesens. Und Luther kannte sogar einen Souverän, welcher noch über dem Kaiser stehe: die Kurfürsten und das Reich, die Stände, deren Gesamtwille den Kaiser eingesetzt hatte, damit er ihre Gesamtheit vertrete. Mit anderen Worten, das evangelische Kaisertum wurde für Luther zu einer deutschen Gewalt, zum Ausdruck des nationalen Willens. Gerade deshalb aber mußte er vor dem Kampf gegen den Kaiser für das göttliche Wort zurückscheuen, denn auf der Stelle traten ihm die Konsequenzen des Religionskrieges in voller Klarheit vor die Seele: „wir müßten fortfahren“, schreibt er, „und den Kaiser verjagen und selbst Kaiser werden; denn der Kaiser würde sich wehren, und würde da kein Aufhören sein, bis ein Teil läge, und ist doch dort der große Hause. Und wenn wir gleich gewännen, müßten wir abereinmal die schlagen, so uns geholfen hätten, denn es sollte wohl uns niemand zum Kaiser haben, und in solchem Getümmel jedermann Kaiser sein wollen: welch ein unaussprechlich Morden und Jammer da werden sollte! Wie könnts ein Gewissen ertragen! Der Teufel hätte solch Spiel gern, aber Gott soll uns davor behüten!“

Nicht als ob Luther das Kriegen an sich verdammte. Noch vor wenigen Jahren hatte er die Frage, „ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein könnten“, in einer besonderen Schrift ausführlich erörtert und die Fälle bezeichnet, wo man sie bejahen müsse. Er knüpfte auch sie an seinen Begriff der Staatsgewalt: so weit das Recht und die Freiheit derselben vor Gott reiche, reiche auch

ihre und ihrer Diener Freiheit und Recht, das Schwert zu führen. Wie wenig er daher den mutwilligen Angriffskrieg loben konnte, so evangelisch erschien ihm der Krieg, welcher als „pflichtiger Schutz und Notwehre" geführt werde: „Der erst mag wohl ein' Kriegslust, der ander ein Notkrieg heißen. Der erst ist des Teufels, dem gebe Gott kein Glück, der ander ist ein menschlich Unfall, dem helfe Gott." „Denn da stehet Gotts Wort: Er zerstreuet, die Lust zu kriegen haben. Siehe an die rechten Krieger, die bei dem Schimpf gewest sind: die zucken nicht balde, trotzen nicht, haben nicht Lust zu schlahen; aber wenn man sie zwingt, daß sie müssen, so hüt dich für ihnen, so schimpfen sie nicht; ihr Messer stickt fest, aber müssen sie es zucken, so kommt es nicht ohn Blut wieder in die Scheide. Wiederum die tollen Narren, die mit Gedanken zuerst kriegen und fahen's trefflich an, die Welt fressen mit Worten und sind die ersten mit Messerzucken; aber sie sind auch die ersten, die da fliehen und das Messer einstecken."

Gerade jetzt bewegte den Reformator aufs lebhafteste der Gedanke, die ganze Nation zu einem solchen Notkriege vereinigt zu sehen.

Der barbarische Feind, dessen Siegeszüge zur Zeit des letzten Augsburger Reichstages noch den syrischen und egyptischen Provinzen gegolten hatten und den deutschen Ständen wie das dumpfe Grollen eines weit entfernten Gewitters erschienen waren, stürmte jetzt unmittelbar an den Grenzmarken des deutschen Landes. Schon war Ungarn ein Paschalik des Sultans geworden, Suleimans des Prächtigen, der von Konstantinopel her den Siegeslauf der ältesten Khalifen zu vollenden, die ganze Christenheit Allah und dem Schwerte seines Propheten zu unterwerfen hoffte. In denselben Tagen, wo die protestantischen Theologen in Marburg zusammenkamen, lagerte er sich mit seinen zahllosen Heerscharen vor den Mauern Wiens. Noch auf der Heimkehr erhielt Luther die erschreckenden Nachrichten von den Sturmangriffen auf die Stadt. Aufs tiefste erschütterte ihn die so drohend nahe Gefahr in dem Moment, wo er mit den Sakramentierern gebrochen hatte. Gab es für ihn kein größeres Teufelswerk, als den Glauben mit dem Schwerte auszubreiten, so konnte auch nichts dem Evangelium mehr entsprechen, als diesem Wüten in Gottes Namen zu widerstehen. Gleich im Winter, als Wien zwar gerettet war, aber ein neuer Ansturm der Osmanen drohte, hatte er in der „Heerpredigt wider den Türken" seine Deutschen aufgerufen, diesem grausamen Tyrannen getrost entgegen zu gehen.

Da mußte ihn die friedfertige Ankündigung des Kaisers mit doppelter Freude erfüllen. Kurfürst Johann, der auch hierin ganz wie der Reformator dachte, meinte schon, in dem Reichstage das Nationalkonzil vor sich zu haben, auf welches die Nürnberger Beschlüsse vorbereitet hatten. Er veranlaßte daher seine Theologen, alle streitigen Artikel zur Vorlegung vor den Kaiser aufzuzeichnen und machte sich Anfang April mit Luther, Melanchthon und Jonas auf den Weg nach Augsburg. In Koburg, wo das Hoflager in den Ostertagen blieb, begann Melanchthon unter Luthers Beirat das Bekenntnis auszuarbeiten. Sonnabend nach Ostern reiste der Kurfürst mit großem Gefolge, darunter Luthers Kollegen, weiter. Der Reformator jedoch, den Johann als einen Geächteten des Reichs nicht wohl auf den Reichstag mitnehmen durfte, wurde in der folgenden Nacht, bevor der Morgen graute, auf die Burg gebracht, deren fürstliche Räume in den entscheidungsschweren Wochen, die nun folgten, seine Wohnung wurden.

So dringend der Kaiser das Erscheinen der Stände gefordert hatte, währte es doch lange, ehe er selbst nach Augsburg kam, aus den widersprechenden Gerüchten aber, welche über seine Absichten hin- und hergingen, hob sich bald für die Sachsen die Gewißheit heraus, daß ihre gute Meinung zu früh gekommen sei. Luther, welchen die Freunde sehr spärlich mit Nachrichten bedachten, fühlte bald wieder, wie vor 9 Jahren auf der Wartburg, den Druck der Einsamkeit und klagte ungeduldig über die Wüste, in der er leben müsse. Trotzdem erkannte er sehr bald und schärfer als alle andern die Hoffnungslosigkeit der Lage. Noch am 1. Juni äußerte er sich ganz zuversichtlich, am folgenden Tage aber fürchtete er bereits auf Grund neuer Nachrichten, daß der Kaiser sich von den Bischöfen verlocken lassen werde, den Reichstag gar nicht zu besuchen. Seitdem verstärkte sich ihm diese Stimmung von Woche zu Woche. Sein herzliches Zutrauen zu der Person des Kaisers wollte er darum nicht aufgeben: „das fromme, edle Blut Carolus sei wie ein Schaf unter den Wölfen; Gott wolle ihm aus dieser Gemeinschaft weghelfen.“ Man merkt, wie Luther hier glaubt, was er wünscht: er möchte in Karl den Träger der kaiserlichen Würde sehen, zu der er allezeit verehrungsvoll auffah. Die feindseligsten Maßregeln des Kaisers brachten ihn nicht davon ab; er redete sich ein, daß es immer nur die Papisten, die Geistlichen vor allen seien, welche den frommen Mann mit ihren bösen Praktiken verhetzt

hätten. Von diesen selbst wollte er, so lange sie am Papst hingen, in alle Ewigkeit geschieden sein. Die öffentliche „Vermahnung", welche er ihnen zuteil werden ließ, erinnert durchaus an den Ton, den er von der Wartburg her gegen Kardinal Albrecht angeschlagen hatte: „Darum ist unser höchstes Begehren und demüthigste Bitte, Ihr wollet Gott die Ehre geben, euch erkennen, büßen und bessern; wo nicht, so nehmet mich hin: lebe ich, so bin ich eure Pestilenz, sterbe ich, so bin ich euer Tod; denn Gott hat mich an euch gehetzt, ich muß, wie Hosea sagt, euch ein Bär und Leu sein im Wege Assur; ihr sollt doch vor meinem Namen keine Ruhe haben, bis daß ihr euch bessert oder zu Grunde geht."

Unterdes mehrten sich in Augsburg, je näher die Entscheidung heranrückte, Melanchthons Ängste. Die Last, die sonst Luther trug und die nun auf seinen Schultern ruhte, drückte ihn ganz zusammen, und diese Stimmungen spiegeln sich sogar in dem Bekenntnis wieder, das er in diesen Wochen ausarbeitete, damit es namens der Partei dem Kaiser überreicht werde. Es verdient in der That den Namen, den man ihm anfangs beilegte, einer „Apologie". Die „rechten Stücke des Endchristes", wie das göttliche Recht des Papstes, der Character indelebilis, die römischen Sakramente waren darin völlig verschwiegen; die Übereinstimmung mit den älteren Satzungen und Lehren ausdrücklich betont: keine Spur von irgend welcher Heftigkeit, wo von der römischen Lehre die Rede war: nur die eigene suchte Melanchthon zu verteidigen und die Spaltung mit den Zwinglianern nach Kräften zu vertiefen. Luther, dem die Konfession im Mai übersandt wurde, erklärte, daß er so sanft und leise nicht treten könne; aber in dem positiven Inhalt durfte er doch den vollen Ausdruck seiner Gedanken erblicken, und wo es nur galt, den Grund alles Friedens zu bekennen, pflegten ja auch in ihm die Stürme der Seele zu ruhen.

Mit stolzer Freude nahm er daher die Nachricht auf, daß die Konfession zu Augsburg am 25. Juni vor der Reichsversammlung verlesen sei. Es war der Glaube, zu dem er sich lange Jahre vor einem oder zweien, im Winkel, und dann vor Kaiser und Reich „verlassen wie eine Feldblume" hatte bekennen müssen. Jetzt war die christliche Wahrheit auf des Kaisers Geheiß von seinem Landesherrn und einer Anzahl von Fürsten und Städten vor dem ganzen Reich verkündigt worden. Er sah das Psalmwort erfüllt: „Ich rede von Deinen Zeugnissen vor Königen": „Ich muß hier

sehen,“ ruft er aus, „und mit Händen greifen, daß Gott in Wahrheit heißt ein Erhörer des Gebets.“

Hiermit aber schien ihm wie vor 9 Jahren genug geschehen zu sein: nachdem die Freunde ihren Glauben bekannt hatten, mochten sie nun erwarten, was Gott weiter verhängen wolle: denn daß sie von den Menschen verworfen würden, könne nun nicht ausbleiben; es müsse sie das Wort treffen von dem Stein, den die Bauleute verworfen hätten; was anders als Verwerfung könne Melanchthon noch inmitten der Blindheit und Verstockung erwarten! Der Reformator hatte für sie nur noch den einen Wunsch, daß sie heimkehren möchten.

Seine Stimmung war in dieser Zeit wie immer, wo es das Bekenntnis vor der Welt galt, die einer weltverachtenden Sicherheit. Das Toben der Widersacher war ihm wieder das gewisseste Vorzeichen, daß Gottes Wort auf seiner Seite sei; denn dann erfülle sich das Wort: „aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer.“ „Ich sehe nicht ein, warum wir weinen sollen,“ schreibt er, „wenn dieser unser Herr lacht.“

Auch die schlimmen Gedanken, Krankheit und die Pein der Anfechtungen blieben nicht aus. Mit dem Satan hatte Luther wieder, wie auf der Wartburg, viel zu schaffen: ein höchst verdächtiges Ohrensausen wollte nicht aufhören; tagelang mußte er deshalb müßig gehen. Doch war er schon nicht mehr gewiß, ob er das „Donnern im Kopf“ dem bösen Feind oder dem fürstlichen Wein zuschreiben solle, mit dem der Schloßhauptmann, wie früher Berlepsch, größere Anforderungen an ihn stellte, als er in Wittenberg gewohnt war. Während er aber vergebens auf Nachricht von Augsburg wartete, erhielt er die schmerzliche Kunde, daß am 29. Mai sein Vater gestorben sei. Sein Tischgeselle Magister Veit Dietrich, der in diesen Monaten um ihn war, hat uns berichtet, wie Luther die Trauerbotschaft aufgenommen habe: „Wohlan, mein Vater ist jetzt auch tot,“ rief er aus, nahm den Psalter und ging hinaus, um sich in der Stille auszuweinen. Er gedachte der treuen Liebe, die ihm der teuerste Vater je und je bewiesen, der unverdrossenen Arbeit, womit der ehrenfeste Bürger in einem langen Leben sich für die Seinen gemüht, der Verantwortung, die fortan auf ihm selbst als dem Träger seines Namens ruhen werde; und daß der geliebte Mann, mit dem er einst über die höchsten Fragen zerfallen war, in der Todesstunde eben den Glauben bekannt habe, zu dem er im

Kloster fern von dem väterlichen Herzen in verzweiflungsvollen Stürmen hindurchgedrungen war.

Aber die Seele des Reformators fühlte sich zu fest mit dem Ewigen verbunden, als daß zeitliche Schmerzen, und wären es die schwersten, jemals ihre Harmonie hätten stören können. Seine Briefe aus dieser Zeit sind ein redendes Denkmal der siegesstolzen Haltung, womit er von der Höhe seiner Burg auf die große Weltverwirrung niederblickte. Sie atmen ganz die fromme Poesie seines Empfindens, womit er die Wunderfülle einer herrlichen Natur in sich aufnahm. Er sah, wie der Frühling die Blüten und Blätter hervortrieb und wie der Herbst die Wälder färbte. Wieder fühlte er sich in ein Wolkenheim, in das Reich der Vögel versetzt. Vorlaut und selbstgefällig begann der Kuckuck. Dann aber kam die „rechte Sängerin", Frau Nachtigall, und verkündete dem Reformator, daß der Frühling gekommen sei. Zahllose Kehlen schmetterten ihn in der Morgenfrühe aus dem Schlaf, schwirrten und lärmten um sein Fenster, wenn er über seinen Propheten saß oder sich an der geistesmächtigen Einfalt der Äsopischen Fabeln erquickte; bis in die späte Nacht hörte er das Gezirpe. In schwärzlichem Gewimmel schwebten und schwänzten die Dohlen um das alte Gemäuer, „alle gleich einfältig von einerlei Farbe, alle gleich schwarz und grauaugig, wie die Papisten und die Sophisten, ein unnütz Volk, nur dazu gut, alles zu verzehren, was auf Erden ist." Er meinte, sie hielten in dem Hain, der sich am Bergeshange hinzog, ihren Reichstag, um gegen Getreide- und Malzfelder einen Kriegszug zu beraten: „Gott gebe ihnen Glück und Heil, und daß sie sich allesamt an einem Zaunstecken aufspießen."

Wenn sein Blick auf die Wolken fiel, die hoch wie das Schloß über dem Thal der Itz und seinen Waldeshöhen schwebend vorüberzogen, oder hinauf zu dem gestirnten Himmel, der sich über der schlafenden Erde wölbte, fühlte er unmittelbar um sich das Walten der Allmacht: „Ich habe neulich zwei Wunder gesehen," schreibt er dem kursächsischen Kanzler, Doktor Gregorius Brück, um ihn zu trösten: „das erste, da ich zum Fenster hinaussah und die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb' Gottes und sah doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb' gesetzt hatte; noch fiel der Himmel nicht ein, und stehet doch solch Gewölb' noch fest. — Das andere: ich sahe auch große, dicke Wolken über uns schweben mit solcher Last, daß sie möchten einem großen Meer zu vergleichen sein; und sahe doch keinen Boden, darauf sie ruheten

oder fußeten, noch keine Kufen, darein sie gefasset wären; noch fielen sie dennoch nicht auf uns, sondern grüßeten uns mit einem sauren Angesicht und flohen davon. Da sie fürüber waren, leuchteten herfür der Boden und unser Dach, das sie gehalten hatte, der Regenbogen."

Sein Hausgenosse hörte ihn einmal beten, mit heller Stimme so ernst, so vertraulich, so ehrerbietig, als empfinde er in den Worten selbst die Erhörung. „Ich weiß," sprach er, „daß Du unser Gott und Vater bist; also bin ich gewiß, daß Du die Verfolger Deiner Kinder wirst zu Schanden machen: thust Du's nicht, so ist die Gefahr dein und unser zumal. Dein ist dieser ganze Handel. Wir sind herangegangen, weil wir mußten. Darum wollest du ihn verteidigen." „Ich bin hier ein neuer Schüler der zehn Gebote geworden," schreibt er an Jonas, „lerne sie wieder wie ein Knabe von Wort zu Wort, und sehe, wie wahr es ist, daß ihre Weisheit ohne Zahl und Maß sei." Wer ihm nur nahe trat, ward überwältigt von der großartigen Ruhe und Heiterkeit seines Wesens. Urbanus Rhegius, der ihn auf der Durchreise besuchte, bekannte seinen Freunden, Luther sei größer als sein Ruf, ein Theologe, wie er in allen Jahrhunderten nicht wieder gelebt habe. Was wir nur immer von der Hand des Reformators aus dieser Zeit besitzen, atmet die Stimmung des Psalmwortes, das er mit den Noten zum Singen darüber an die Wand seines Saales schrieb: non moriar, sed vivam et narrabo opera Domini.

Er konnte es nicht fassen, weshalb die Freunde in Augsburg so besorgt waren. Als sie sich noch auf weitere Verhandlungen einließen, geriet er in peinliche Unruhe. Melanchthon ward durch den kriegerischen Lärm und die Konzessionen, womit die Gegner ihn abwechselnd drängten, so verwirrt, daß er ihnen mehr bewilligen wollte, als sich mit dem evangelischen Gewissen vertrug. Er ging so weit, daß seine besten Freunde über ihn unwillig wurden. Der alte Friedrich Trott, Landgraf Philipps Gesandter am Reichstage, sagte ihm ins Gesicht: er habe noch einen Harnisch zu Hause, den wolle er ihm geben; wie er doch die Feinde fürchten könne, wo sie alle einen Hauptmann hätten, der im Himmel wohne, Jesus Christus! Hieronymus Baumgärtner schrieb einem Freunde, Philippus sei kindischer als ein Kind geworden.

Auch an Luther kamen aus diesen Kreisen Klagen über die Haltung des Freundes, und er verschärfte gegen diesen seine Warnungen. Doch fochten ihn die Vorwürfe und die Sorgen nicht

weiter an. Er kannte die Grenze, über welche weder er noch seine Gegner jemals heraus gehen konnten, ohne sich selbst aufzugeben. Es lag eine gewisse Wahrheit in seiner Meinung, daß Kaiser Karl ein Gefangener der Papisten sei. Die großen Weltkombinationen, unter deren Druck Karl V. stand, deren Werkzeug er war, machten es ihm unmöglich, mit den Protestanten je eines Sinnes zu werden. Das Äußerste, wozu er sich entschließen mochte, war sein Erbieten zu einem Konzil, bis zu dessen Eröffnung die Neukirchlichen jedoch zu den alten Ordnungen zurückkehren sollten. Als diese sich widersetzten, glaubte er bereits zu den Waffen greifen zu müssen, und gab den Abschied, der die evangelische Partei mit dem Lose bedrohte, welches den Reformator in Worms getroffen hatte; statt des Nationalkonzils, das die Sachsen im Frühling erhofft hatten, sahen sie den Glaubenskrieg vor Augen.

Unter dem Druck dieser Krisis kam es unter den Protestanten noch einmal zu den Versuchen, die Bundesgedanken von Speier zu verwirklichen, und zwar suchten diesmal die sächsischen Räte die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Noch in Augsburg boten sie den Oberländern an, ein Waffenbündnis zum Schutz des Evangelium einzugehen. Es sollte, wie das von Zwingli geplante, Fürsten und Städte, Nord- und Süddeutschland vom Genfer See bis an die Nord- und Ostsee umschließen. Man wollte den Schweizern das Bekenntnis, welches vier oberdeutsche Städte, Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen dem Kaiser eingereicht hatten, die sogenannte Tetrapolitana als Glaubensgrundlage geben. Martin Bucer, aus dessen Feder diese Schrift stammte, ritt auf die Koburg, um Luther zur Duldung seiner Auffassung zu bewegen, und hatte wirklich die Genugthuung, diesen einer Aussöhnung geneigt zu machen.

Weit schwerer wurde es Luther, sich dem Ansinnen zu fügen, welches jetzt von den sächsischen Politikern ernstlich an ihn gestellt wurde, den Widerstand gegen eine gewaltsame Exekution des Reichsabschiedes gut zu heißen. Er wollte noch immer nicht zugeben, daß man dem kaiserlichen Willen mit bewaffneter Hand widerstreben dürfe. Indessen schien dies äußerste noch nicht vor Augen zu sein. Zu einer Achtserklärung gegen die protestierenden Stände war es doch nicht gekommen; die Majorität hatte zunächst nur das Reichskammergericht instruiert, auf Grund des Abschiedes gegen die Protestierenden vorzugehen; der Religionsstreit hatte sich damit zu einem Rechtsstreit unter den Reichsständen verwandelt. Und nun

behaupteten die Juristen, daß die Sache überhaupt vor ihr Forum gehöre. Sie beriefen sich auf das kanonische und auf das kaiserliche Recht selbst, welches gestatte, bei notorischer Ungerechtigkeit der Gewalt mit Gewalt zu widerstehen. Es war ein Ausweg, bei dem Luther am Ende seine Theorie erhalten zu können glaubte. Wenn das Recht der Obrigkeit wirklich derartiges behaupte, erwiderte er, könne er als Theologe, der ja nur das Recht der Obrigkeit schützen wolle, nichts dagegen einwenden; die Juristen möchten das unter sich ausmachen; die Rechte würden für diesen Begriff wohl den richtigen Namen finden.

Unter schweren Kämpfen entschloß Luther sich zu diesem Rückzuge; er hatte wohl das Gefühl, als ob er von der Strenge seiner Prinzipien abweiche, mit menschlichem Ratschluß Gott in den Arm falle. Aber in der That war hier eine offene Frage, für welche die rechte Lösung erst gefunden werden mußte. Es war nicht mehr Luther oder sein Fürst allein, welche die Verantwortung für die neue Lehre trugen, sondern diese war das Grundgesetz eines neuen Staates geworden, den sie erst geschaffen hatte und der nun sein Recht haben mußte, nicht bloß gegen jede gleichgestellte Macht, sondern auch gegen den Monarchen, welcher die Formen des Reichsrechtes in die Dienste der katholischen Theokratie stellte, sie zu Zwecken mißbrauchte, welche sich nicht mehr mit dem Gesamtwillen und dem Gesamtinteresse der deutschen Nation deckte. Wie ja Luther selbst schon den Kaiser nur als den Vertreter der Stände bezeichnet hatte, von denen er erwählt war: der Kaiser war kein Monarch, auf dessen Geheiß die Stände ihr Gut und Blut darbringen, ihr Land öffnen, den Willen ihrer Unterthanen beugen mußten, sondern sie selbst waren Obrigkeiten, Gott für das Heil ihrer Unterthanen verantwortlich, und berechtigt, mit dem Kaiser das Reich zu regieren.

Das waren ungefähr die Gedanken, welche Luther jetzt selbst in zwei Flugschriften seinen „lieben Deutschen“ darlegte. Unverzüglich schritten die sächsischen Staatsmänner dazu, die Fürsten und Städte, welche in Speier gleich gesinnt gewesen, nebst einigen andern Ständen zu einer Föderation zu vereinigen. Noch vor Ablauf des Jahres ward in Schmalkalden die Bundesurkunde mitgeteilt und im März des folgenden Jahres eben dort allseitig anerkannt.

Die Eidgenossen aber, denen der Vertrag unter den gleichen Bedingungen, wie den Oberdeutschen, vorgelegt wurde, waren jetzt die Spröden. Zwingli selbst stieß den unermüdlich werbenden

Bucer hinweg. Denn dies Bündnis, in fast denselben Grenzen und scheinbar auf denselben Grundlagen errichtet, war doch ein anderes als sein Burgrecht und diesem durchaus feindlich. Er bemerkte, wie Oberdeutschland, welches er schon als eine Eroberung angesehen hatte, dem sächsischen Widersacher folgte. In sein eigenstes Arbeitsfeld, in die Eidgenossenschaft selbst sah er die lutherischen Meinungen vordringen. Eine Zeitlang glaubte er einen Waffenstillstand mit den Rivalen behaupten, Schulter an Schulter mit ihnen den gemeinsamen Feind bestehen zu können. Er hoffte so die oberdeutschen Kommunen und den jungen Landgrafen noch einmal zu sich hinüberzuziehen. Dann aber schlug das Verderben aus dem Boden, auf dem er stand, selbst hervor. Während die Selbstsucht und Angst der Burgrechtsgenossen vor jedem Vorwagen auf seinen kühnen Bahnen zurückscheute, während er sich daheim mit der Misere des Züricher Faktionshaders abmühte, zersprengten die Waldbauern in plötzlichem Anlauf den Ring, der sie zu ersticken drohte, und der Reformator erlitt für die Stadt, die er hatte groß machen wollen, inmitten seiner Getreuen auf dem Schlachtfelde den Tod. Seine Pläne sanken mit ihm ins Grab. Es war der größte Sieg der Reaktion, seitdem das Evangelium gepredigt war. Die Burgrechtsgedanken waren für immer vernichtet. Die Oberdeutschen und Philipp von Hessen mußten bei den Sachsen Schutz suchen. Erst jetzt ward recht eigentlich die schmalkaldische Einung gegründet und damit die Trennung Deutschlands von der Schweiz besiegelt.

Es war eine Föderation zum gemeinsamen Schutz gegen Angriffe auf das göttliche Wort; nur die gemeinsame Lehre sollte den Widerstand gegen die oberste Reichsgewalt rechtfertigen. Und in der That haben, so lange der schmalkaldische Bund bestand, nur die kirchlichen Interessen seine Glieder zusammenhalten können. Im Übrigen waren sie durch hundert andere politische Rücksichten getrennt, so wie auch die verschiedensten politischen Pläne sich mit ihrem Grundinteresse vermischten. Alle die großen Fragen, welche den Weltteil bewegten, wurden mehr oder weniger in ihre Kreise gezogen: die Wahl Ferdinands zum römischen König, welche eben jetzt vollzogen wurde, die Feindschaft zwischen Habsburg und Frankreich, welche bald in neuen Kriegen entbrannte, der große nordische und der türkische Krieg, der die östlichen Provinzen des Reiches Jahr auf Jahr mit Vernichtung bedrohte.

Die großen Weltereignisse hatten daher auch fortan den maß-

gebenden Einfluß auf die Entwickelung der kirchlichen Frage in Deutschland. Entscheidend ward zunächst der neue Stoß, welchen Sultan Suleiman im Frühjahr 1532 auf das Reich unternahm. Während die Stände in Regensburg versammelt waren, zogen seine barbarischen Heeresmassen an der Donau herauf. Wie hätten der Kaiser und sein Bruder in diesem Augenblick, wo sie auch den Abfall des Papstes, den Angriff des französischen Königs und den Losbruch Philipps von Hessen gegen Würtemberg erwarteten, den Protestierenden noch wie in Augsburg begegnen können! Vielmehr sahen sie sich gezwungen, die Einstellung der Kammergerichtsprozesse zu befehlen, mit andern Worten, die Protestierenden in den Frieden des Reiches aufzunehmen. Nur den Bundesverwandten von Schmalkalden war diese Konzession gewährt; die Friedenszusage für diejenigen, welche in Zukunft ihrem Bunde beitreten würden, erhielten sie nicht. War 1526 in Speier den Ständen gestattet worden, auf eigene Gefahr ihr Kirchenwesen zu regeln, so ward jetzt denen, welche es gewagt und dem Kaiser getrotzt hatten, von diesem selbst nachträglich die Erlaubnis dazu erteilt. Für Kurfürst Johann war es der befriedigende Abschluß seines Lebenswerkes. Luther selbst zeigte sich glücklich, so viel erreicht zu haben. Wenn die andern Stände zunächst draußen blieben, so war es ja sein Grundsatz, daß jeder auf seine Gefahr glauben müsse; den er nun eben auf die ständischen Obrigkeiten selbst anwandte. „Gott grüßt uns“, äußerte er, „und ist Zeit, daß wir ihm danken.“

Es war die letzte große Freude in dem Leben Johanns des Beständigen. Wenige Wochen nach dem Abschluß des Nürnberger Friedens überraschte ihn auf seinem Jagdschlosse in Schweinitz ein plötzlicher Tod. Luther, der in seiner Sterbestunde bei ihm war, hielt dem Fürsten, der seinen Staat mit wahrer Überzeugungstreue in den Dienst der evangelischen Lehre gestellt hatte, die Grabrede. Auch in einem Verse hat er den mannhaften Sinn des fürstlichen Freundes gepriesen:

„Wer Gott mit Ernst vertrauen kann,
Der bleibt ein unverdorben Mann;
Es zürne Teufel oder Welt,
Den Sieg er doch zuletzt behält.“

Siebentes Kapitel.

Mit der evangelischen Partei wider Kaiser und Papst (bis 1546).

Martin Luther war nahezu 50 Jahre, als seiner Partei in Nürnberg der Friede des Reiches gewährt ward, und im Rückblick auf die Kämpfe und Katastrophen, die seelischen und körperlichen Erschütterungen glaubte er schon eine Abnahme seiner Kraft zu bemerken, sich als einen Greis bezeichnen zu müssen. Doch hat er noch mehr als 13 Jahre, fast so lange als der schmalkaldische Bund währte, auf dem Kampfplan stehen müssen.

Denn der Friede, nach welchem Luther damals so verlangend griff, war ohne Dauer; und obschon die Weltbewegungen, in welche die evangelische Partei hineingerissen wurde, sich den elementaren Erschütterungen des vergangenen Jahrzehntes nicht vergleichen ließen, waren sie doch groß genug, um die volle Kraft des Reformators zu beanspruchen.

Es war noch eine Nachwirkung der überwundenen Epoche, als Landgraf Philipp im Frühling 1534 mit raschem, sicherem Stoß Würtemberg den Habsburgern entriß und seinem Freunde Ulrich zurückgab: der schwäbische Bund, welche in den zwanziger Jahren das Bollwerk der katholischen Reaktion in diesen Gebieten gewesen, wurde damit aufgelöst, Österreich aus der beherrschenden Stellung in Süddeutschland geworfen, das fürstliche Element unter den oberdeutschen Protestanten verstärkt und für die Reichsstädte ein Bindeglied geschaffen, welches ihnen bei ihrer isolierten Lage willkommen sein mußte. An diese erste kriegerische Ausbreitung des Protestantismus, die übrigens nicht im Einvernehmen mit Luther und dem sächsischen Hofe geschah, schloß sich eine Reihe von Erfolgen, welche meist ohne

Schwertschlag, wenn auch nirgends ohne tumultuarische Erregung gewaltige Breschen in die katholische Majorität legten. Im oberen Deutschland änderten auf beiden Seiten des Rheins eine Anzahl kleiner Dynasten und Städte die Religion; mächtigen Eindruck machte es, als auch Augsburg sich evangelisch konstituirte. Im Norden bekannten sich ebenfalls Reichsstädte, wie Soest, Münster, Paderborn, dann auch fürstliche Häuser, wie Anhalt und Pommern, zu der neuen Lehre. Die schwere Gefahr der Wiedertäuferei, des religiösen Kommunismus, der die evangelischen Pflanzstätten in Westfalen zum Teil zerstörte und in Münster momentan zur Herrschaft gelangte, ward durch die gemeinsame Anstrengung der organisierten Gewalten unterdrückt. Auch die demokratisch-kriegerische Bewegung, welche um dieselbe Zeit unter Führung des verwegenen Bürgermeisters von Lübeck, Jürgen Wullenwewer, den ganzen Norden in Flammen setzte, kam nicht zum Ziele. Der Sieg aber verblieb auf beiden Gebieten den lutherischen Kirchen und Staatsformen. Nun konnte Bugenhagen von neuem sein organisatorisches Talent in den norddeutschen Kirchen entfalten. Nun nahm der schmalkaldische Bund jener beschränkenden Klausel des Nürnberger Friedens zum Trotz die neugewonnenen Stände in sich auf, und den Oberländern wurde in der Wittenberger Konkordie (Mai 1536) von Luther die kirchliche Gemeinschaft gewährt. Drei Jahre darauf fielen die beiden stärksten Burgen der römischen Macht in Norddeutschland: das herzogliche Sachsen durch den Tod Georgs, dessen Nachfolger das Land ohne weiteres reformierte, und bald darauf Kurbrandenburg, wo Joachim II. dem allgemeinen Zuge nicht widerstehen mochte. Fast das ganze Norddeutschland und mit ihm die skandinavischen Reiche erblickten in der Wittenberger Kirche den Mittelpunkt ihres geistlichen Lebens. Auch die Bischöfe sahen die Hochflut der neuen Ideen über alle Grenzen ihrer Diöcesen drängen und gerieten zum Teil von neuem auf den Gedanken, selbst ihre Stifter zu reformieren. Der Augsburger Abschied war vollkommen wirkungslos geworden. Die streng katholischen Bayern konnten es nicht mehr hindern, daß ihre Bürgerschaften und Edelleute das Evangelium bekannten. In Österreich zeigten sich alle Gegenwirkungen der Regierung machtlos. Als dann auch das pfälzische Haus trotz seiner nahen Verwandtschaft mit dem Kaiser übertrat, als der hartnäckigste Anhänger des alten Glaubens im ganzen Reich, Heinrich der Jüngere von Braunschweig durch die Schmalkaldener seines Landes beraubt und der Gefangene

Philipps von Hessen geworden war, schien der Moment vor der Thür, wo selbst Bayern, fast noch die einzige Hochburg der alten Kirche, von dieser abfallen und das ganze Reich sich mit den evangelischen Formen erfüllen mußte.

Solche gewaltigen Erfolge wären niemals erfochten worden, wenn sie nicht von einer beispiellosen Gunst der Weltlage getragen wären.

Karl V. hatte seine katholische Gesinnung und seine monarchischen Tendenzen freilich nicht einen Augenblick aufgegeben. Aber die Gefahren, welche sich an allen Grenzen, in allen Provinzen seiner Reiche erhoben, ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Der große Sieg über Suleiman im Jahre 1532 hatte doch nur eben die deutschen Provinzen befreit. Schwere Niederlagen wogen in den folgenden Jahren diesen Triumph mehr als auf. In den Karpathen, an der Donau und in den Alpenthälern, an den dalmatinischen, italienischen und spanischen Küsten und in Nordafrika hatte der Kaiser denselben Todfeind seiner Macht und seiner Religion zu bekämpfen. Alle seine Mißgönner in Europa wußten das und setzten darauf ihre Rechnung: die klugen Herren von Venedig und die Franzosen, der Papst so gut als die Bayern, mehr oder weniger auch die protestierenden Stände. Wie sich der Kaiser nur wandte, mußte er gewärtig sein, daß ihm ein Gegner in den Rücken falle. Kaum war er von dem Kreuzzuge gegen Tunis 1535 siegreich nach Italien zurückgekehrt, so mußte er gegen Franz I. ins Feld, der unterdes Piemont geraubt hatte. Während er den Aufstand von Genf niederschlug (1540), suchten die Franzosen schon wieder alle seine Feinde von Kopenhagen bis Konstantinopel gegen ihn zusammen zu bringen. Indem er den Feldzug gegen Algier vorbereitete, erlag die Hauptstadt Ungarns, Ofen, dem Sturmangriff der Janitscharen, und der französische Krieg stand alsbald wieder in hellen Flammen. Eben war Frankreichs Vorkämpfer in Deutschland, Herzog Wilhelm von Cleve niedergeschlagen, so mußte Karl alle seine Macht dransetzen, um den französischen Rivalen aus den Niederlanden herauszudrängen. Sein großes Ziel schwebte ihm unter allen diesen Mühen und Gefahren unverrückbar vor Augen: als sein persönliches Recht, als seine politische und religiöse Pflicht gegen den Papst wie gegen die Ketzer. Trotz aller Machtanhäufung war es in der That so unerreichbar wie damals, als der willensschwache Ahnherr es mit seinen Zeichendeutern in den Sternen hatte lesen wollen: aber mit der

ganzen Zähigkeit, welche Friedrich III. bewiesen, trachtete auch Karl V. den universalen Entwürfen seines Hauses nach.

Kein Politiker hat jemals das festeste Ziel auf so krummen Wegen zu erreichen gesucht, wie Kaiser Karl: wie wären ihm die graden nur möglich gewesen! Vor allem die deutschen Protestanten, welche seine Bahn unaufhörlich kreuzten, konnte er nicht anders als auf Umwegen, durch hundert Listen und Fallstricke zu bewältigen hoffen. Es wäre sein Ruin gewesen, wenn er durch offenes Bezeigen seines Hasses sie den ringsum lauernden Feinden in die Arme gedrängt hätte: nur durch Zertrennung seiner Völker konnte Habsburg herrschen.

Lange Jahre that der Kaiser, als billige er, was gegen die Zertrümmerung des Augsburger Ediktes geschehen war. Er verschmerzte scheinbar den Verlust Würtembergs und wies seinen Bruder Ferdinand an, die Häupter des Schmalkaldischen Bundes und selbst Herzog Ulrich gnädig aufzunehmen. Er widerrief die Drohungen, womit sein Kommissar Doktor Matthias Held den Schmalkaldenern 1537 entgegengetreten war. Er gewährte im April 1539 einen Anstand, der auch den in Nürnberg ausgeschlossenen Ständen den Frieden wenigstens auf sechs Monate sicherte. In der furchtbaren Pressung, worin er seit 1540 durch den türkisch-französischen Doppelangriff versetzt war, gab er sich dazu her, die Evangelischen mit Konzilshoffnungen und dem Anerbieten einer besonderen religiösen Konkordie zu födern: seine Diplomaten brachten ein Schriftstück zusammen, in dem mit weitschweifigen und verschnörkelten Wendungen doch fast protestantische Gedanken ausgedrückt waren. Auf einem neuen Reichstage zu Regensburg 1541 kam es daraufhin zu einem Colloquium zwischen katholischen und protestantischen Theologen unter dem Vorsitz eines Kardinallegaten, des Venetianers Gasparo Contarini, der persönlich wie kein anderer Italiener durchdrungen war von der religiösen Wahrheit der evangelischen Grundlehren: aber das Ende war, daß die Unversöhnlichkeit der Gegensätze nur um so schärfer an den Tag kam.

Endlich, 1543, sah Kaiser Karl seine Zeit gekommen. Während Martin Bucer in dem kölnischen Stift, dessen Erzbischof Hermann von Wied mit herzlicher Überzeugung sich für das Evangelium erklärt hatte, predigte, führte der Kaiser seine spanischen Regimenter der Kapitulation zum Trotz über die Alpen. Den Trommeln seiner Werber strömten die Landsknechte wieder auf allen Straßen zu.

Von den Protestierenden wagte niemand Widerstand: zitternd, mit demütigen Erbietungen begegneten ihm ihre Gesandten; triumphierend zog er den Rhein hinab, und schlug mit erbarmungsloser Härte den Cleveschen Herzog zu Boden.

Noch blieb Franz I. unbezwungen. Aber die meisterhafte Benutzung der Furcht und Selbstsucht seitens der evangelischen Stände machte es dem Kaiser im Sommer 1544 möglich, mit einem von beiden Parteien gestellten Heere in Frankreich gerade auf Paris los einzubrechen. Das Ende eines kurzen, glänzenden Siegeslaufes war der Frieden von Crespy (14. September 1544), die neue Einigung der beiden großen kontinentalen Mächte. Seitdem wußte man im protestantischen Lager endlich, wie man mit dem Kaiser dran war. Alles, was noch übrig blieb, war, die Waffenentscheidung vorzubereiten, welche mit der Unabwendbarkeit eines Naturereignisses heranzog.

Was Luther als die furchtbare Konsequenz der bewaffneten Verteidigung des Evangelium vorausgesagt hatte, stand vor der Thür: die Schmalkaldener mußten mit Karl V. um die Kirche und die Krone Deutschlands streiten.

Dem Reformator war es nicht mehr beschieden, in diesen weltumspannenden Konflikten die erste Stelle im Vorkampf für das Evangelium einzunehmen. Der Mann der Lage war Martin Bucer von Straßburg, dessen auf die Eintracht der protestantischen Parteien gerichtete Bestrebungen in der mutvollsten evangelischen Gesinnung und der treuesten Vaterlandsliebe wurzelten.

Wittenberg war, sobald eins der Colloquien mit den Oberdeutschen oder den Katholiken, oder eine evangelische Gesandtschaft in Frage stand, in der Regel durch Melanchthon vertreten. Luther beschränkte sich mehr und mehr auf das Heimatland und die Gemeinde, auf den Winkel, aus dem er sich einst so ungern hatte reißen lassen. Die trüben Erfahrungen blieben auch da nicht aus; es zeigte sich immer wieder, daß der Deutsche ohne lokale Fehden nicht leben kann. Alle die Jahre hatte Luther noch mit papistischen Nachbaren zu schaffen. Gegen Herzog Georg scharmützelte er, so lange dieser lebte; auch mit Kardinal Albrecht geriet er mehrmals aufs härteste aneinander. Zu den alten Gegnern, wie Cochläus in Dresden, der sich durch die fortgesetzt schlechte Behandlung, welche ihm von Luther zuteil wurde, nicht abhalten ließ, Roms Sache zu

führen,*) gesellten sich neue, zum Teil frühere Anhänger, wie Campanus, Witzel und Crotus Rubeanus, der in Albrechts Diensten seine Thaten gegen die Dunkelmänner verleugnete und seine stumpf gewordenen Pfeile gegen den alten Jugendfreund richtete. Selbst in den Wittenberger Kreis drang der Zwiespalt ein. Die nächsten Kollegen fühlten sich durch die zunehmende Reizbarkeit Luthers verletzt, oder glaubten noch immer abweichende Meinungen zur Geltung bringen zu müssen: Agricola, der immer lutherischer als der Reformator selbst denken wollte, Hieronymus Schurff, der seine juristischen Bedenklichkeiten in den Ehefragen vorzubringen liebte, und sogar Melanchthon, den die unverminderte Schroffheit Luthers in der Abendmahlslehre irritierte, und der gegen vertraute Freunde oft in die bittersten Klagen über die Heftigkeit desselben ausbrach. Bucer hatte seine liebe Not, das Wiederaufflammen des Sakramentstreites zu verhindern, zumal die Schweizer, je sicherer sie sich in ihren Bergen fühlten, um so übermütiger den alten Gegner zu reizen suchten.

Zu allem andern kam noch eine Fehde mit den Juden. Luther hatte nicht bezweifelt, daß sie sich von dem Licht des Evangelium durchdringen lassen würden, und sah sie nun bei ihrer „papistischen" Ceremoniensucht und ihrem Haß gegen den christlichen Glauben verharren; er unterließ nicht, ihnen diese Verwandtschaft mit dem römischen Antichrist nachdrücklichst klar zu machen.

Auch die Art, wie Luther in die besonderen Angelegenheiten der protestantischen Fürsten eingreifen mußte, war nichts weniger als erquicklich. In die litterarische Fehde, welche sich seit 1539 zwischen Heinrich von Braunschweig und Philipp von Hessen als Vorspiel des Waffenganges von 1542 entwickelte, griff der Reformator, den die Herzoglichen gereizt hatten, mit seinem Büchlein „Wider Hans Worst" ein, worin sich aller Verdacht und Grimm, der im schmalkaldischen Lager gegen diesen wüsten Trabanten der alten Kirche angesammelt war, in grobkörnigster Weise entlud. In Dresden machten ihm die neuen Herren, Herzog Moritz und seine Räte kaum weniger Ärger, als der alte Herzog; die Art aber, wie Kurfürst Johann Friedrich den Vetter in den Irrungen um das Stift Naumburg und das Amt

*) Wir wollen nicht verschweigen, wie Luther diesen Gegner zu titulieren liebte: „Ich pflege ihn zu nennen Doktor Rotzlöffel (von cochlear) oder Doktor Gauch, welches sein rechter Name ist, dabei man ihn am besten kennen mag."

Wurzen (1542) behandelte, war in der That nicht dazu angethan, den ehrgeizigen jungen Fürsten freundlich zu stimmen, und Luther selbst vermochte in diesen Fragen nicht immer den freien Blick über die Rechtslage zu behaupten. Der schlimmste dieser Händel, der denn auch von den papistischen Gegnern bis heute mit immer neuem Vergnügen ausgenutzt worden ist, trat aber an Luther im Dezember 1539 heran, als Landgraf Philipp von Hessen das Ansinnen an ihn stellte, ihm eine Nebenehe mit einem meißnischen Edelfräulein zu gestatten. Es war der führende Fürst im schmalkaldischen Bunde, ein Mann, der mit innerlichem Interesse die Partei des Evangelium ergriffen hatte und behauptete. Die Gefahr, ihn in einem Moment zu verlieren, wo ein Angriff des Kaisers erwartet wurde und die Partei ohne ihn zusammenfallen mußte, hatte Martin Bucer vermocht, als sein Unterhändler hierfür nach Wittenberg zu kommen, und Luther gab das Zeugnis, daß eine solche Ehe unter Umständen vor Gott nicht verboten sei. Aber auch in diesem Punkte hat Luther die religiösen Vorstellungen, an denen er hing, nicht aufgegeben. Die sakramentale Fesselung der Ehe hatte er ja eben zerbrochen; sie war ihm eine Lebensordnung, welche wie alle anderen in Gott zu führen ist, jedoch an sich einer Heiligung aus Gottes Wort nicht mehr bedarf. Wie Luther immer in den Historien der Bibel die Beispiele für seine Überzeugung fand, so gaben ihm die Väter des alten Bundes der Exempel genug, daß solche Verhältnisse unter gewissen Verhältnissen vor Gott erlaubt seien: vor Menschengesetzen, dem kaiserlichen Rechte wollte er den Fürsten nicht schützen; noch weniger vor dem eigenen sittlichen Bewußtsein: nur daß der Zwang der Not eine Dispensation vor Gott gestatte, gab er zu; und nichts anderes war es, was Landgraf Philipp zunächst wenigstens verlangte. Es ist hier nicht der Ort, auf die Gewissenhaftigkeit und die religiöse Gebundenheit hinzuweisen, welche trotz allem sogar der Fürst hierin bewies, oder gar auf die Laxheit der Anschauungen, welche in den katholischen Kreisen über diese Verhältnisse gang und gäbe waren, auf die unsittliche Art, wie die römische Politik ähnliche Angelegenheiten auszunutzen liebte: genug, daß Luther in diesem dunkelsten Punkte seines Lebens seiner Grundauffassung nichts vergeben hat. Gerade bei den Äußerungen, welche er früher auf Grund alttestamentlicher Thatsachen darüber gemacht hatte, packte ihn der Landgraf an und zwang ihn nur eben, an einem Beispiel seine Überzeugung zu beweisen.

Wir verstehen jedoch, wie verbittert des Reformators Stimmung unter allen diesen Kümmernissen werden mußte, wie tief er bisweilen das Wort des Propheten empfand: „Umsonst habe ich gearbeitet, und meine Mühe ist verloren."

Er sah das Licht der Offenbarung tausendfach gebrochen, zu einer Macht dieser Welt geworden, mit irdischen Elementen ganz und gar durchsetzt. Aber trotzdem blieb das Evangelium in allem lebendig. Und wir Deutschen dürfen behaupten, daß alle Abweichungen von dem Ursprunge damals in unserem Volke doch nirgends das Bewußtsein erstickt haben, daß es das Ewige, das Reich Christi sei, nach welchem alles irdische Wesen sich regulieren müsse. Und wir dürfen behaupten, daß in keinem Menschen dieser und aller Zeiten das Ewige reiner erkannt und bestimmender gewesen ist, als in Martin Luther.

Alle Treulosigkeiten der habsburgischen Politik konnten ihm die Verehrung für den „lieben, frommen Kaiser Karl" nicht ersticken: „Gott wird ihm helfen," sagte er, „denn er ist rechtschaffen und aufrichtig, nicht blutdürstig." Allen Enttäuschungen seitens der Geistlichen zum Trotz hielt er an dem Gedanken fest, daß man die bischöfliche Organisation für den Umkreis der Nation evangelisch ausgestalten könne. Den Türken und seinen Mahumet jemals als Bundesgenossen gegen die Papisten offen oder heimlich anzunehmen, wäre ihm nicht in den Sinn gekommen; der erschien ihm immer als ein würdiger Genosse des römischen Antichristes: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort," ließ er die Kinder singen, „und steur' des Papsts und Türken Mord!" Die Aussicht, England von Rom abzureißen, konnte ihn nicht dazu bewegen, die Ehe Heinrichs VIII. mit der Witwe seines Bruders gut zu heißen: „Es ist doch derselbige König Heinz, wie ich ihn in meinem ersten Büchlein abgemalet habe; er wird seinen Richter wohl finden." Bis ans Ende hielt der Reformator an der Universalität der religiösen Idee fest. Wenn die „frommen Christen" in England oder Frankreich seine Fürbitte bei ihren Monarchen gegen die blutige Tyrannei ihrer papistischen Minister anriefen, überlegte er aufs ernsthafteste, ob er seinen Doktor Philippus wohl zu den fremden wüsten Menschen schicken solle. Treulich antwortete er allen Flehenden nach den Grundsätzen, die er im Kloster gewonnen hatte. Wie in jenem Gutachten für den Prior von Leitzkau vom Jahre 1516, schrieb er auch jetzt dem Konzil die Aufgabe zu, nach dem Reichsrecht der Kirche, der heiligen Schrift zu beraten. Er

mochte überhaupt nicht den undeutschen Namen „Kirche“, sondern wollte nur von dem „christlichen, heiligen Volke“, das an Christus glaubt, hören.

Und bei aller Naivetät doch immer ein überraschend sicheres Urteil über die politischen Persönlichkeiten und den Lauf der Welt. Daß alle Verhandlungen über das Konzil, welche seit Augsburg geführt wurden, nichts als ein Spiegelfechten seien und nur auf die Stärkung des Papismus hinausliefen, blieb dem Reformator keinen Augenblick im Zweifel. Das Mißtrauen, womit er jene Konkordatsverhandlungen in Regensburg aufnahm, wurde durch die Ereignisse völlig gerechtfertigt. Sein Urteil, daß die Meißner alle Gleißner seien, hat durch den Verrat Herzogs Moritz an den schmalkaldischen Verwandten eine nur zu bittere Bestätigung gefunden.

Die religiöse Entwickelung Luthers war längst abgeschlossen, rundum festgestellt und unerschütterlich gegründet. Vor allem der Hauptartikel von der Rechtfertigung durch den Glauben stand ihm felsenfest: „Von diesem Artikel“, schrieb er 1537 in dem schmalkaldischen Glaubensbekenntnis, seinem „Testament“, wie er sagte, „kann man nicht weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erden — auf diesem stehet alles, was wir wider den Papst, Teufel und Welt lehren und leben.“ Wo es galt, losgelöst von allen Rücksichten das Evangelium frei zu bekennen, da war Luther ganz der alte. „Unsere Sache wird nicht vom Zufall regiert,“ schrieb er den Freunden nach Regensburg, „sondern von einem sicheren Ratschlag, nicht dem unsern, sondern Gottes allein. Das Wort läuft, das Gebet ist brünstig, die Hoffnung duldet, der Glaube überwindet, also daß wir's mit Händen greifen müssen und, so wir nicht Fleisch wären, schlafen und feiern könnten, eingedenk des Wortes bei Mose: ihr sollt stille sein, der Herr streitet für euch.“ Wie stürmisch drang sein Gebet zu Gott empor, als er den trotz allem geliebten Freund Melanchthon unter dem Eindruck jenes hessischen Handels bis auf den Tod erkrankt fand! Er wollte nicht dulden, daß der teure Mann Abschiedsworte sprach: „mit nichten, du mußt unserm Herrn Gott noch weiter dienen;“ „hörst du, Philippe, kurzum, du mußt mir essen, oder ich thue dich in den Bann!“ „Allda mußte mir unser Herr Gott herhalten,“ erzählt er selbst, „denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen seinen Verheißungen, daß er Gebet erhören wolle, die ich in der heiligen Schrift aufzuzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich

anders seinen Verheißungen trauen sollte." Unter dem Eindruck des gewaltigen Freundes schöpfte Melanchthon neue Kraft. „Wir haben ihn tot gefunden," schreibt Luther, „durch ein offenbares Wunder Gottes lebt er."

Vor allem der unversöhnliche Gegensatz der Evangelischen zu den Papisten blieb in dem Reformator so lebendig wie je. „Conscientia", sagte er, „ist bei ihnen nichts, sondern Geld, Ehre und Gewalt ist's gar." Alles laufe auf den Satz hinaus: „Falle vor mir nieder und bete mich an." Seine allergröbste Schrift ist die letzte große: „Wider das Papsttum in Rom vom Teufel gestiftet" (März 1545). Als er 1537 den Konvent in Schmalkalden schwerkrank verließ, sprach er zu den Freunden als Abschiedsworte: „der Herr erfülle euch mit seinem Segen und mit Haß wider den Papst."

Man sieht, milder war Luther nicht geworden. Und doch klingt durch alle seine Reizbarkeit, durch die Verbitterung, die Sorgen und die Beschwerden des Alters immer wieder bis zu allerletzt der herzliche Humor, die frische Regsamkeit und auch die Freude an den Schönheiten des Lebens hindurch. Und immerdar fühlen wir hinter der rauhen Hülle das weiche, liebevolle, demütige Herz.

Bis zu seinen letzten Ferien hat er seine Vorlesungen gehalten; zuletzt die über das erste Buch Mose. Er beschloß sie mit den Worten: „Das ist nun die liebe Genesis. Unser Herr Gott gebe, daß man's nach mir besser mache. Ich kann nicht mehr, ich bin schwach; bittet Gott für mich, daß er mir ein gutes, seliges Stündlein verleihe." „Alt, abgelebt, träge, müde, kalt und nun gar einängig" nannte er sich in einem Brief an seinen Gevatter Probst in Bremen vom Januar 1546. Er sprach davon, daß er sich nun alsbald zur Ruhe begeben, in den Sarg legen wolle. Da kam die Aufforderung an ihn, nach Eisleben zu kommen, um Erbstreitigkeiten der Mansfelder Grafen schlichten zu helfen. Ohne Zögern brach er auf, mitten im kalten Winter, am 23. Januar, ohne auf die besorgten Worte seiner Frau zu achten. Er hatte die Genugthuung, daß seine Landesherren sein Bitten und Mahnen annahmen und sich vertrugen. Es war ihm wohl, die Freunde und Verwandten, die alte Heimat noch einmal wiederzusehen. Auch seine Söhne waren um ihn und der treue Jonas, der sich in Halle angeschlossen hatte. Sie alle standen ihm mit

liebevoller Pflege zur Seite, als die Krankheit, durch eine Erkältung auf der Reise verstärkt, ihn mit furchtbaren Anfällen ergriff. Luther sah, daß seine Tage gezählt waren, doch meinte er wohl noch nach Wittenberg heimzukommen. Am 17. Februar aber ließ er sich vor den Freunden vernehmen: „ich bin hier zu Eisleben getauft, wie, wenn ich hier sterben sollte?“ Todesgedanken, Gedanken der Ewigkeit bewegten sein Herz. Doch scherzte er bei Tisch so heiter, wie sonst. In der Nacht aber verschlimmerte sich der Zustand. Luther fühlte, wie die Erlösung nahe, und betete für sein Evangelium, dem das Konzilium zu Trient und der leidige Papst so hart zürnen. Er befahl seinen Geist Gott und dem göttlichen Sohne. „Vater“, rief er noch dreimal aus, „in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du treuer Gott.“ Es waren seine letzten zusammenhängenden Worte. In der Frühe des folgenden Morgens ist er verschieden.

Am 22. Februar wurde der Reformator in der Schloßkirche zu Wittenberg, an deren Thür er vor nahezu drei Jahrzehnten die Thesen gegen Tetzel angeschlagen hatte, zur letzten Ruhe gebettet. Bugenhagen rief den Dank der Gemeinde in das Grab. Dann fand Melanchthon namens der Universität in lateinischer Rede Worte, welche den Lehrer und den Freund, sein Herz und seinen Glauben, und die ungeheure Lücke, welche sein Tod zurückließ, zu unmittelbarem Bewußtsein brachten. „Wir sind arme Waisen“, sprach er, „die einen trefflichen Mann zum Vater gehabt und dessen beraubt sind.“

Wenige Monate nach dem Tode Martin Luthers ließ Kaiser Karl die Maske fallen, welche er seit seiner Wahl getragen hatte. Er sprach über den sächsischen und den hessischen Fürsten die Acht aus, unter der Martin Luther 25 Jahre hatte leben dürfen. Die schmalkaldischen Bundesverwandten machten die Sache ihrer Führer zu der eigenen; Fürsten und Bürgerschaften, Nieder- und Oberdeutsche brachten zum Schutz des Evangelium ein Heer auf, wie seit den Zeiten der salischen Kaiser keins gegen das Oberhaupt des Reiches im Felde gestanden hatte. Ihre Losung war „mit Gott!“; auf ihren Feldzeichen standen die Worte „pro patria“; auf den Ärmeln ihrer Trabanten, auf den Wappenschildern, womit sie die Bauern vor ihren zuchtlosen Söldnern zu sichern suchten, an allen Ecken der Lagergassen las man den Wahlspruch ihres Bundes: „Verbum Dei manet in aeternum.“ Karl V., der die Gegner hatte über-

raschen wollen, sah sich wochenlang von der furchtbarsten Gefahr seines Lebens bedroht: alle Bedingungen des Erfolges, die militärischen und die politischen, waren auf Seiten seiner Gegner. Er sah den Augenblick vor sich, wo er vor den Geächteten aus dem Reiche weichen mußte.

Der Angriff, den er fürchtete, erfolgte nicht. Die Stände, welche für das Evangelium und die Krone Deutschlands kämpfen mußten, erbebten trotz sechsfacher Übermacht vor dem Erwählten des Reiches. Während sie zögerten, brachte der Kaiser das Heer zusammen, mit dem er ihnen die Stirn bieten und sie von Stellung zu Stellung zurückschieben konnte. Monate lang boten sie ihm in ihrem Feldlager Trotz,' aber wagten keinen Angriff. Hunger und Kälte, Geldmangel, der Verrat des Herzogs Moritz und die bis zuletzt wirkende Angst und Selbstsucht trieben sie endlich auseinander; völlig aufgelöst flohen sie dem Rhein und Main zu.

Ein Jahr nach Luthers Tode war Kurfürst Johann Friedrich in seinem Herzogtum von den Feinden umstellt. Sein letzter Triumph war, daß er den Verräter Moritz über das Erzgebirge trieb. Dann kam der treulose Herzog mit dem Kaiser und dem König wieder an die Elbe, und auf der Lochauer Haide, wo so oft das Hifthorn der kurfürstlichen Jäger erschallt hatte, ward der protestantische Kurfürst von dem Schirmherrn des katholischen Glaubens erjagt. Nicht lange, so sah Johann Friedrich als Gefangener aus dem kaiserlichen Lager die Türme seiner Hauptstadt, in welcher der deutsche Reformator ruhte. Durch ihre Übergabe erkaufte er sich das Leben, doch nicht die Freiheit; eine kaiserliche Besatzung zog in Wittenberg ein. Und wieder einige Wochen später bekam der Kaiser durch häßliche Tücke den zweiten Vorkämpfer des deutschen Protestantismus, Landgraf Philipp den Großmütigen in seine Hände. Jahre lang mußten beide Fürsten in der Haft der Spanier bleiben.

Und das alles war nur der Anfang einer Kette von Kämpfen, welche immer wieder um die Kirche und die Krone Deutschlands ausgefochten wurden. Es kam, wie Luther prophezeit hatte: niemand wollte einen evangelischen Kaiser haben, jedermann wollte Kaiser sein, unaussprechlich wurde das Morden und der Jammer. Der Lebensodem, welcher sich inmitten der Zersplitterung aus den deutschen Herzen erhoben hatte, schien zu erlöschen. Nirgends zeigte sich in dem allgemeinen Elend der Punkt, wo die Besonderheiten in der Nation ihren Schutz und die Gesamtheit ihre einheitliche

Vertretung finden konnten. Immer von neuem kam es an den Tag, daß nur in dem Einzelstaat, der Luthers Evangelium Schutz geboten, die Kraft des Bestehens und schließlich die Zukunft des deutschen Volkes ruhte.

Eins der Worte in des Reformators Tischreden lautet: „Deutschland ist ein schöner, weiblicher Hengst, der Futter und alles genug hat; es fehlet ihm aber an einem Reiter.“ Ein andermal, da er über die fürstlichen Höfe der Zeit klagte, meinte er: „auch die Regimenter bedürfen eines Luthers.“ Er fürchte, daß sie statt dessen einen Münzer bekommen möchten. Aber man müsse sich mit Flickwerk behelfen, bis Gott doch einmal einen Wundermann schicke, unter dessen Hand alles besser gehe als in Büchern stehe, und der das Recht ändere oder heilsam meistere: denn wo eine gesunde Natur sei, gehe alles frisch aus ihrer Kraft, auch ohne Gesetze; wo es aber an ihr fehle, müsse alles Bettelei und Flickwerk bleiben; und die Welt sei nun einmal ein krank Ding, und die gesunden Helden eine seltene Gottesgabe.

Doch sind es nicht diese Gedanken, an denen wir hängen bleiben dürfen, wenn wir auf dies große Leben zurückblicken.

Das Evangelium, wie Martin Luther es der Welt verkündigt hat, haftet nicht an den Interessen, den Ordnungen, den Hoffnungen von dieser Welt. Alles, was da lebt und webt, wird und stirbt, findet seine Kraft, seinen Frieden in dem Worte Gottes, aber keine irdische Existenz kann die Fülle seiner Wahrheit je in sich schließen. Alles Menschenwerk kann nur ein Abglanz seines Wesens sein. In aller Weltverwirrung, in allem Ringen, allem Irren — das ist der Glaube — bleibt es lebendig, und ist doch erhaben über alles, was geschaffen ist:

Verbum Dei manet in aeternum.

Druck von Leonhard Simion. Berlin SW.